Frankfurter Museum.

Aesthetische Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 1. Frankfurt a. M., den 6. October 1855.

An das Publikum.

Wir stellen an die Spitze dieser ästhetischen Wochenschrift einen in der Kunstgeschichte Frankfurts berühmt gewordenen Namen. Möge er unserem jungen Unternehmen eine gute Vorbedeutung sein und möge es uns gelingen, das „Frankfurter Museum“ in literarischer Beziehung zu dem zu machen, was es einst als Kunststiftung war: eine Ehre der Stadt, eine würdige Repräsentantin ihres hohen Sinnes für alles Schöne und Gute.

Bisher entbehrte Frankfurt eines selbstständigen ästhetischen Organes, das, wenn es auch auf Verbreitung in weiteren deutschen Leserkreisen Bedacht nimmt, doch den localen Interessen und Erscheinungen in Kunst, Wissenschaft und schöner Literatur seine ganze Aufmerksamkeit widmen wird.

Daneben soll eine gediegene poetische Unterhaltungslectüre in der Form der guten Novelle, der anziehenden Erzählung und des mustergültigen Gedichtes geboten werden.

In allen Aufsätzen aber, welches Gebiet der Kunst und Literatur sie auch berühren, wollen wir einer populären, bildenden und anregenden Darstellung den Vorzug vor dem doctrinären Styl geben.

Tüchtige und anerkannte Schriftsteller Deutschlands sind bereits für unser Unternehmen gewonnen; alle fühlen mit uns, daß Frankfurt der Ort ist, an dem ein gediegenes ästhetisches Organ Boden und Bedeutung gewinnen kann.

Wir denken uns, daß es viele Häuser und Familienkreise in der an Geist, edlem Sinne und Bildungsstreben so reichen Vaterstadt gibt, denen ein solches Organ willkommen sein wird. An sie richten wir denn auch zunächst die Bitte, uns durch eine recht rege Theilnahme bei einem Unternehmen zu unterstützen, das vor Allem in der patriotischen Absicht gegründet wurde, das schöngeistige Leben in Frankfurt zu heben und die reichen Elemente der Bildung, des Kunst- und Literatursinnes seiner Bewohner in einen Brennpunkt zu vereinigen.

Wir bedürfen dieser regen Theilnahme unserer Mitbürger um so mehr, als man von Außen mit Recht erwartet, daß ein Organ, welches das künstlerische und literarische Leben Frankfurts vertreten will, dieses nur in würdigster Weise thun darf.

Die Redaction:
Otto Müller.

Man abonnirt auf das „Frankfurter Museum“ bei sämmtlichen Postanstalten, sämmtlichen Buchhandlungen des In- und Auslandes und außerdem in dem Drucklokal der Zeitschrift, bei Herrn Aug. Osterrieth, Zeil Nr. 66.

Abonnementspreis für's ganze Jahr . . fl. **5.** — od. **3** Thlr. Pr. Crt.
„ „ halbe Jahr . . „ **2. 30** „ **1½** „ „ „

☞ Für das 4. Quartal 1855 (October bis December) wird ausnahmsweise ein vierteljähriges Abonnement angenommen. Preis fl. **1. 15** kr. (**22½** Sgr.)

Bei auswärtigen Abonnenten erhöht sich der Preis um den üblichen Postaufschlag.

Frankfurt, im October 1855.

Franz Benjamin Auffarth.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Eine Frankfurter Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

Auf der Friedberger Gasse zu Frankfurt am Main stand um die Mitte des vorigen Säculums ein Haus, das sich zwar keineswegs durch Größe oder Pracht seiner Bauart auszeichnete, das aber dennoch in den Augen der ehrsamen Bürger ein ganz anderes Ansehen hatte als die übrigen Häuser jener Straße, als selbst manches stattliche Patrizierhaus auf dem Roßmarkt, der Zeil oder dem Liebfrauenberg.

Das erwähnte Haus, ein zweistöckiges Wohnhaus, lag in der Tiefe des Hofes, und war von der Straße durch eine hohe Mauer getrennt, in der ein hölzernes Gitterwerk, ein sogenanntes „Geräms“ angebracht war, aus welchem die Bewohner in den Feierstunden auf die Straße und deren buntbewegtes Treiben hinauszuschauen pflegten.

Trat man durch das hohe Bogenthor, so kam man zuerst in einen engen Gang, und aus diesem in einen ziemlich breiten Hof, der zur Linken einen mit dem Wohnhaus zusammenhängenden schmalen Seitenbau hatte, rechts dagegen die Mauer des Nachbarhauses; in der Mitte stand ein mit einer steinernen Einfassung umgebener Ziehbrunnen, über welchen ein alter Maulbeerbaum sein grünes Laubdach ausbreitete; durch die Hausflur, an der Küche vorüber, gelangte man unmittelbar in einen großen, mit Obstbäumen besetzten, äußerst sorgsam gepflegten Garten, der von schnurgraden Kiespfaden und Rebgängen durchschnitten war und zur Zeit des Frühlings im reichsten Rosen-, Nellen- und Tulpenflor prangte. Auf der einen Seite des Gartens lag der mit allen möglichen Sorten in- und ausländischen Gefieders bevölkerte Hühnerhof, in welchem ein stattlicher calecutischer Hahn und ein prächtiger Silberfasan einen immerwährenden Krieg um die Oberhoheit des drahtvergitterten Bezirks führten, während das unruhige Perlhuhn, seinem französischen Blute getreu, durch sein beständiges Gackern die Zwietracht der beiden Matadore nährte, bis sie zuletzt puhstend und kollernd aneinander geriethen.

Dem Hühnerhof gegenüber stand ein zweiter Seitenbau, dessen Außenwand mit Schiefersteinen bekleidet war und den ein bedeckter Schoppen, in welchem allerlei Gartengeräth aufbewahrt wurde, von dem eigentlichen Wohnhaus trennte. Davor auf dem mit Kies reinlich bestreuten freien Platz war ein Sonnenhorolog aufgestellt, dessen steinerne Säule ein dichter Epheubusch umrankte; durch die niedrigen, zur Sommerzeit mit grünen Nesseltuchrahmen versehenen Fenstern konnte man von Außen in einen schmalen langen Saal blicken, in welchem auf hohen Regalen von Tannenholz eine ansehnliche Büchersammlung an den getäfelten Wänden aufgestellt war. Ein großer, mit Akten, Folianten und Landkarten bedeckter Tisch und ein hölzerner Sessel bildeten das einzige Meublement dieser einfachen Kanzlei- und Gelehrtenstube; man müßte denn noch eines sonderbaren Inventarstückes erwähnen, das in der Ecke stand und sich an diesem, allein dem Ernste der Wissenschaft und des Amtes geweihten Orte, wo sonst aller Ueberfluß bis zu einer fast ans Gesuchte streifenden Einfachheit verbannt war, wunderlich genug ausnahm.

Frankfurter Museum.

Aesthetische Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 1. Frankfurt a. M., den 6. October 1855.

An das Publikum.

Wir stellen an die Spitze dieser ästhetischen Wochenschrift einen in der Kunstgeschichte Frankfurts berühmt gewordenen Namen. Möge er unserem jungen Unternehmen eine gute Vorbedeutung sein und möge es uns gelingen, das „Frankfurter Museum“ in literarischer Beziehung zu dem zu machen, was es einst als Kunststiftung war: eine Ehre der Stadt, eine würdige Repräsentantin ihres hohen Sinnes für alles Schöne und Gute.

Bisher entbehrte Frankfurt eines selbstständigen ästhetischen Organes, das, wenn es auch auf Verbreitung in weiteren deutschen Leserkreisen Bedacht nimmt, doch den localen Interessen und Erscheinungen in Kunst, Wissenschaft und schöner Literatur seine ganze Aufmerksamkeit widmen wird.

Daneben soll eine gediegene poetische Unterhaltungslectüre in der Form der guten Novelle, der anziehenden Erzählung und des mustergültigen Gedichtes geboten werden.

In allen Aufsätzen aber, welches Gebiet der Kunst und Literatur sie auch berühren, wollen wir einer populären, bildenden und anregenden Darstellung den Vorzug vor dem doctrinären Styl geben.

Tüchtige und anerkannte Schriftsteller Deutschlands sind bereits für unser Unternehmen gewonnen; alle fühlen mit uns, daß Frankfurt der Ort ist, an dem ein gediegenes ästhetisches Organ Boden und Bedeutung gewinnen kann.

Wir denken uns, daß es viele Häuser und Familienkreise in der an Geist, edlem Sinne und Bildungsstreben so reichen Vaterstadt gibt, denen ein solches Organ willkommen sein wird. An sie richten wir denn auch zunächst die Bitte, uns durch eine recht rege Theilnahme bei einem Unternehmen zu unterstützen, das vor Allem in der patriotischen Absicht gegründet wurde, das schöngeistige Leben in Frankfurt zu heben und die reichen Elemente der Bildung, des Kunst- und Literatursinnes seiner Bewohner in einen Brennpunkt zu vereinigen.

Wir bedürfen dieser regen Theilnahme unserer Mitbürger um so mehr, als man von Außen mit Recht erwartet, daß ein Organ, welches das künstlerische und literarische Leben Frankfurts vertreten will, dieses nur in würdigster Weise thun darf.

Die Redaction:
Otto Müller.

Man abonnirt auf das „Frankfurter Museum“ bei sämmtlichen Postanstalten, sämmtlichen Buchhandlungen des In- und Auslandes und außerdem in dem Drucklokal der Zeitschrift, bei Herrn Aug. Osterrieth, Zeil Nr. 66.

Abonnementspreis für's ganze Jahr . . fl. **5.** — od. **3** Thlr. Pr. Crt.
„ „ halbe Jahr . . „ **2. 30** „ **1½** „ „ „

☞ Für das 4. Quartal 1855 (October bis December) wird ausnahmsweise ein vierteljähriges Abonnement angenommen. Preis fl. **1. 15** kr. (**22½** Sgr.)

Bei auswärtigen Abonnenten erhöht sich der Preis um den üblichen Postaufschlag.

Frankfurt, im October 1855.

Franz Benjamin Auffarth.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Eine Frankfurter Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

Auf der Friedberger Gasse zu Frankfurt am Main stand um die Mitte des vorigen Säculums ein Haus, das sich zwar keineswegs durch Größe oder Pracht seiner Bauart auszeichnete, das aber dennoch in den Augen der ehrsamen Bürger ein ganz anderes Ansehen hatte als die übrigen Häuser jener Straße, als selbst manches stattliche Patrizierhaus auf dem Roßmarkt, der Zeil oder dem Liebfrauenberg.

Das erwähnte Haus, ein zweistöckiges Wohnhaus, lag in der Tiefe des Hofes, und war von der Straße durch eine hohe Mauer getrennt, in der ein hölzernes Gitterwerk, ein sogenanntes „Gerämß“ angebracht war, aus welchem die Bewohner in den Feierstunden auf die Straße und deren buntbewegtes Treiben hinauszuschauen pflegten.

Trat man durch das hohe Bogenthor, so kam man zuerst in einen engen Gang, und aus diesem in einen ziemlich breiten Hof, der zur Linken einen mit dem Wohnhaus zusammenhängenden schmalen Seitenbau hatte, rechts dagegen die Mauer des Nachbarhauses; in der Mitte stand ein mit einer steinernen Einfassung umgebener Ziehbrunnen, über welchen ein alter Maulbeerbaum sein grünes Laubdach ausbreitete; durch die Hausflur, an der Küche vorüber, gelangte man unmittelbar in einen großen, mit Obstbäumen besetzten, äußerst sorgsam gepflegten Garten, der von schnurgraden Kiespfaden und Rebgängen durchschnitten war und zur Zeit des Frühlings im reichsten Rosen-, Nelken- und Tulpenflor prangte. Auf der einen Seite des Gartens lag der mit allen möglichen Sorten in- und ausländischen Gefieders bevölkerte Hühnerhof, in welchem ein stattlicher calcuttischer Hahn und ein prächtiger Silberfasan einen immerwährenden Krieg um die Oberhoheit des drahtvergitterten Bezirks führten, während das unruhige Perlhuhn, seinem französischen Blute getreu, durch sein beständiges Gackern die Zwietracht der beiden Matadore nährte, bis sie zuletzt pustend und kollernd aneinander geriethen.

Dem Hühnerhof gegenüber stand ein zweiter Seitenbau, dessen Außenwand mit Schiefersteinen bekleidet war und den ein bedeckter Schoppen, in welchem allerlei Gartengeräth aufbewahrt wurde, von dem eigentlichen Wohnhaus trennte. Davor auf dem mit Kies reinlich bestreuten freien Platz war ein Sonnenhorolog aufgestellt, dessen steinerne Säule ein dichter Epheubusch umrankte; durch die niedrigen, zur Sommerzeit mit grünen Nesseltuchrahmen versehenen Fenstern konnte man von Außen in einen schmalen langen Saal blicken, in welchem auf hohen Regalen von Tannenholz eine ansehnliche Büchersammlung an den getäfelten Wänden aufgestellt war. Ein großer, mit Akten, Folianten und Landkarten bedeckter Tisch und ein hölzerner Sessel bildeten das einzige Meublement dieser einfachen Kanzlei- und Gelehrtenstube; man müßte denn noch eines sonderbaren Inventarstückes erwähnen, das in der Ecke stand und sich an diesem, allein dem Ernste der Wissenschaft und des Amtes geweihten Orte, wo sonst aller Ueberfluß bis zu einer fast ans Gesuchte streifenden Einfachheit verbannt war, wunderlich genug ausnahm.

Auf einem hohen vierbeinigen Holzbock nämlich war ein schwarzes Lederpolster in Gestalt eines Reitsattels befestigt und zwar in so beträchtlicher Höhe vom Fußboden, daß auch ein erwachsener Mensch schon einigermaßen gymnastisch geübt sein mußte, um sich auf dieses Fantasieroß zu schwingen. Das Ganze hatte in der That Aehnlichkeit mit dem sogenannten Schwingel, wie man ihn heutzutage auf den Tummel- und Turnplätzen unserer Jugend aufgestellt findet, nur daß durch das weiche Lederpolster Bedacht auf die Bequemlichkeit genommen war.

Mit einem Wort, wir haben einen sogenannten „Motionssattel" vor uns, jenes schwer definirbare, längst aus dem Gebrauch und Gedächtniß der Menschen verschwundene Geräth, das seiner Zeit, sicherer Meldung zufolge, als Universalmittel gegen allerhand Milz- und Gemüthsbeschwerden angewendet wurde; das hochbeinige Klepperroß des Hypochonders, an welchem der von Schwermüthigkeit und Obstruction geplagte Mensch so lange „motionshalber" auf- und abturnte, bis durch diese diätetisch-athletische Leibesbewegung die Stockung der Säfte nachließ, und Leber und Eingeweide wieder zu ihren normalen Funktionen zurückkehrten. Hauptsächlich der Gelehrte und Beamte, sowie der aus angeborenem Phlegma oder in Folge einer unmäßigen Lebensart der Fußbewegung im Freien abhold gewordene Gesundheitshypochondrist bedienten sich damals des Motionssattels und voltigirten daran zwischen ihren vier Wänden auf- und herunter, eine Uebung, die uns wahrlich den schwerfälligen und steifen Geist jener Zeit eben so sehr charakterisirt, als die ausgesuchte Pedanterie und gemessene Ernsthaftigkeit, mit der man damals Alles, selbst die natürlichsten Ansprüche der physischen Natur, betrieb. — So war der Motionssattel der wahre und echte Repräsentant des Stillstandsprinzips jener Periode, man pflegte durch diese künstliche Leibesübung den Mangel an natürlicher Körperbewegung zu ersetzen; denn damals galt noch jedem Mann von Distinction und feiner Lebensart der Grundsatz, daß Gott dem Menschen die Beine nicht zum Gehen, sondern zum Einsteigen in die Sänfte oder die Karosse, und höchstens zum zierlichen, bedachtsamen Aufsetzen der Fußspitze verliehen habe. Man betrachte nur einmal einen „vornehmen" Schuh aus jenen Tagen der gepuderten Gravität und Ehrbarkeit, und man wird begreifen, daß auf diesen hohen rothlackirten Absätzen der Fuß so wenig zu einem natürlichen, sicheren Standpunkt gelangen konnte, als der Mann, den er zu tragen hatte. Bei älteren Leuten war es ein Gang in ängstlichster Balance; dahingegen der feine Stutzer und Muscadin tänzelnd auf den äußersten Zehen hinschwebte; denn die unter den Fersen befindlichen, oft mehrere Zoll hohen spitzen Stelzenabsätze machten es unmöglich, daß die eigentliche Fußsohle jemals in Gefahr kam, den vulgären Erdboden zu berühren.

Ein derart beschuhtes Jahrhundert mußte nothwendig dem Spaziergang ebenso abhold sein wie jeder gesunden und natürlichen Vorwärtsbewegung überhaupt; die Portechaise war ja zudem so bequem, und der elegante Stock mit goldnem, silbernem oder krystallenem Knopf, der zuweilen selbst die Länge seines Trägers erreichte, bildete als unentbehrliche Stütze zu den halsbrecherischen Schuhabsätzen von rothem Corduan einen nothwendigen Luxusartikel. Daß nun auch der Motionssattel, dieser Sündenbock für die Unnatur und steife Pedanterie jener Tage, unserem geneigten Leser nicht länger mehr unverständlich und unzweckmäßig erscheinen, ja, daß ihm sogar die historische Berechtigung zu einem Ehrenplatz in der Studirstube des an Schwerverdaulichkeit und Gramgrämelei leidenden Stubengelehrten zugestanden wird, darf nach dem Gesagten billig vorausgesetzt werden.

Es war an einem Spätsommernachmittag des Jahres 1744, als aus dem eben beschriebenen Bibliothekzimmer ein ältlicher, wohlbeleibter Mann in einem talarähnlichen Schlafrock in den Garten trat, hinter dem ein gelber Mops, das Urbild einer häßlichen Creatur aus antediluvianischer Zeit, herwackelte, mit weit hervorgequollenen Triefaugen und einem unbeschreiblich morosen Ausdruck in den von dicken Adern durchzogenen Gesichtsmuskeln.

Bei dem Erscheinen des alten Herrn, der eine kleine Mulde mit Fruchtkörnern in der Hand trug und dessen Haupt, trotz der sommerlichen Wärme, eine faltige schwarze Sammetmütze bedeckte, ward es im Hühnerhof mit Einmal lebendig und wie auf ein Signal flatterte das kleine und große Federvieh gackernd, schnatternd und kollernd nach der Seite des Drahtgitters, wo ein kleines Thürchen angebracht war, durch welches der alte Herr mit freigebigen Händen das Futter hineinwarf, bald zur Rechten, bald zur Linken es ausstreuend, wobei er zuweilen ein eigenthümliches Gluckfen hören ließ, bis die Mulde leer war, die er dann wie zum thatsächlichen Beweis, daß kein einziges Körnlein mehr darin sei, umkehrte und den Boden mit der flachen Hand bis auf's letzte Stäubchen ausklopfte. Dann schloß er das Thürchen und sah mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen dem emsigen Suchen, Picken und Jagen des Federviehs noch eine Weile zu.

Das treibt's justement wie das kindische Menschenvolk, sprach er kopfschüttelnd vor sich hin. Weder in der Fülle noch im Mangel gönnt Eins dem Andern einen Bissen und eher zertreten sie die liebe Gottesgabe mit ihren Patschfüßen, als daß sie sich friedlich darin theilten, wo jedes übergenung an dem ihm zugemessenen Tractement hätte. Ach, wüßt' ein Jeder doch nur genau, was er verzehren und verdauen kann, so wär' er satt, wenn sein Magen genug hätte, und es gäbe weder übervolle noch leere Bäuche im Staat von wegen der Grundmaxime, daß nicht mehr und nicht weniger in den Menschen hineinsoll, als Gott ihm zugemessen hat.

Nach dieser staatsökonomischen Betrachtung wandte sich der alte Herr, dessen sonst noch immer stattliche Gestalt im Gehen eine schiefe, nach links geneigte Haltung annahm, wie man es zuweilen bei älteren, an der Gicht leidenden Personen wahrnimmt, dem Garten zu, und die leere Mulde aus Zerstreutheit wie einen Aktenfascikel unterm Arme tragend, schritt er langsam an den Blumenbeeten und Rabatten auf und ab, zuweilen stille stehend, um hier eine schöne Nelke, dort eine gedoppelte Levkoje zu betrachten, wobei jedoch sein durchfurchtes Antlitz nichts von dem eigenthümlich gramvollen und melancholischen Ausdruck verlor, der einen so wunderlichen Contrast zu der sonstigen Behäbigkeit und behaglichen Ruhe seines Wesens bildete. Dabei hatte der Blick seiner graublauen Augen unter den faltigen Lidern etwas räthselhaft Verschleiertes und Träumerisches, wie wenn Mystik und Geheimelei seine Seele ganz und gar umfangen hielten oder sein Geist sich einer inneren Anschauung überließe. Mitunter hörte man ihn auch wohl halblaut vor sich hinreden, noch öfter aber bewegten sich bloß seine Lippen, während die kleinen, fleischigen Hände, die eine auffallende Röthe zeigten, mechanisch diese oder jene Verrichtung vornahmen, bald eine welke Herbstrose vom Stengel rupften, bald eine naschhafte Wespe von dem Blutpfirsich am Spalier fortscheuchten oder ein Rebenblatt abrissen, das dem dahinter reifenden Gutedel den Sonnenstrahl entzog.

Es ist kein Zweifel, wir haben den Besitzer von Haus und Garten in Person vor uns, und wie er jetzt beim Abendgeläute der nahen St. Peterskirche andächtig die Sammetmütze abthut, ahnen wir sogar, daß es ein in Amt und Würden ergrautes Haupt ist, mit dessen Silberlocken der Abendwind leise spielt.

Und auch diese Vermuthung täuscht uns nicht; denn kein Geringerer ist der ehrwürdige stattliche Greis im brocatenen Schlafrock, als Herr Johann Wolfgang Textor, wirklicher kaiserlicher Geheimerath, sowie auch eines hochedlen weisen Magistrats der freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Main hochgebietender Stadt- und Gerichtsschultheiß: „der Oberste in dem obrigkeitlichen Regiment," wie ein damaliger Schriftsteller ihn charakterisirt; „ein Herr von ungemeinen Gaben, der besonders in allen Theilen der Rechts-Gelahrtheit eine gründliche Wissenschaft besitzet, und nach dem Beyspiel seines Herrn Groß-Vaters, J. W. Textor, dem die Welt die kost-

barsten Schrifften, beydes in Bürgerlichen, als Staats-Rechten zu dancken hat, ein großer Rechts-Gelehrter ist; diese rühmliche Gaben und andern hohe Eigenschafften sind es, deren herrlichen Nutzen aus seinen wichtigsten Geschäfften und Veranstaltungen, unsere Stadt genieset, und immerdar erkennen und verehren wird."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Verhältniß der Bühne zur Gesellschaft sonst und heute.

Der sogenannte Verfall einer Kunst, die Verminderung ihres Ansehens beim Publikum, das Aufgehen ihres moralischen und ästhetischen Einflusses in andere geistige Richtungen und Interessen der Zeit sind niemals das Werk einer kurzen Periode, sind auch nicht die Folgen von dieser oder jener übergewaltigen Zeitströmung, sondern immer wirken viele, oft sich selbst wieder unter einander bekämpfende Ursachen und Einflüsse zusammen, um eine Kunst, gleichviel welche, für einige Zeit zu paralisiren, während es doch in Wahrheit nur die naturgemäße Fortentwickelung des Großen und Ganzen zu neuen idealen Schöpfungen des Menschengeistes ist, was diesen Stillstand bewirkt, in welchem die Muse ihr göttliches Antlitz verschleiert und der schaffende Genius schlummermüd das Haupt senkt.

Wenden wir uns nach dieser allgemeinen Betrachtung zu dem heutigen Verhältniß zwischen Bühne und Gesellschaft, so wollen wir bekennen, daß es uns vollkommen genügt, diesen wichtigen Gegenstand durch ein oder das andere Streiflicht flüchtig zu beleuchten und in dem Leser die Betrachtung der Frage anzuregen, woher es wohl kommen mag, daß dieses Verhältniß ein anderes geworden ist, als es in früherer Zeit der Fall war; daß die Bretter, welche die Welt bedeuten, jetzt lange nicht mehr die nämliche Bedeutung für die Welt haben, wie sonst, wo zwischen Theater und Publikum ein Verhältniß bestand, das man nicht besser charakterisiren kann, als durch die Bezeichnung familiär; denn die Kunst ragte damals noch in ihrem unmittelbaren Einfluß in das Familienleben hinein und die Familie wiederum bot ihr, allen Wandlungen des Geschmacks, allen Wechseln politischer und socialer Constellationen gegenüber, einen sicheren Anhaltpunkt, indem sie es war, welche die dramatische Muse unter den Schutz ihrer Penaten stellte, ja sie nicht selten unter die Zahl derselben aufnahm.

Wir lassen hier den gewiß für dieses innige Verhältniß immerhin bedeutsamen Umstand unberücksichtigt, daß das classische Drama, die classische Tragödie älterer und neuerer Zeit vorzugsweise ihren Stoff dem Familienleben entliehen haben; — wir legen selbst kein historisches Gewicht auf die Meinung eines alten sächsischen Pietisten, daß seit der Einführung der Kuhpocken das Familienleben in Deutschland einen harten Stoß erlitten habe, „weil darüber den Menschen die Furcht Gottes abhanden gekommen;" sondern wir fragen einfach, ob es noch immer die Familie ist, von welcher einst die belebende Wärme, die reine Pietät, das sympathetische Mitgefühl für die Kunst ausging, — und müssen leider diese Frage in manchen Fällen der Gegenwart verneinen.

Wir sind keine so unbedingten Verehrer der sogenannten „guten alten Zeit," daß wir ihren patriarchalischen Zuständen in Bezug auf die Familie in allen Stücken das Wort reden möchten. Wie viele tyrannische Gewaltsamkeit, wie viel verknöchertes, einseitiges Spießbürgerthum, wie viele nüchterne, poesielose Verstandesreflexion hat sich nicht unter der Firma „Familie" Jahrhunderte lang im deutschen Leben geltend erhalten und dem nun endlich glücklich, wenigstens nach Außen hin, beseitigten Gemüthszopf eine ebenso traurige Berühmtheit verschafft, als dem Korporalstock der deutschen Haus- und Familienzucht.

Aber eben diese, einer jeden freien, geistigen Regung, einer jeden höheren idealen Lebensanschauung so abholden Elemente waren es, die gerade in der Familie, die sie so lange gehegt hatte, ihre erste Opposition fanden und von hier aus am Entschiedensten und Erfolgreichsten bekämpft wurden; ja, es ist eine nicht genug zu beherzigende Thatsache, daß die erste Glanzperiode unseres vaterländischen Theaters genau mit dem Erwachen eines neuen Familiengeistes in Deutschland in Eins zusammenfällt und daß sogar an vielen Orten die Vorliebe für den „verrufenen Thaliatempel" den Anhängern des Alten zum Stichwort diente, um damit diejenigen Häuser und Familienkreise als „weltlich" und „neumodisch gesinnt" zu charakterisiren, welche für die dramatische Kunst eingenommen waren. Dieser Scheidung der Gesellschaft in Theaterfreunde und Theaterfeinde, die nicht selten in offenen Conflict ausartete, an dem sich weltliches und geistliches Regiment betheiligte (besonders in den alten deutschen Metropolen, wo die Familie noch als moralische Corporation im Staate galt), verdankt die dramatische Kunst ihre Aufnahme in die deutsche Familie, verdankt ihr, daß sie für lange Zeit erstes und vornehmstes Gesellschaftselement wurde. Man denke nur an die Zeit des Schillercultus zurück, an jene erhebende Zeit, wo die Familie es war, die diesem herrlichen Genius Hausaltäre baute, wo der Jüngling, das Mädchen kein schönes, reines und erhabenes Gefühl kannten, das sie nicht in den Wohllaut Schiller'scher Verse kleideten. Damals war die dramatische Kunst noch der unmittelbare und lebendige Repräsentant für das innere ideale Bewußtsein, man begriff, daß ihre Existenz aufs Innigste mit derjenigen der Gesellschaft selbst verknüpft sei, man lebte darum in der Kunst als einem gesellschaftlichen Elemente.

Und welche Wohlthat, welche erfrischende, Geist und Gemüth bildende Anregung entsprang nicht aus diesem innigen Zusammenhang zwischen Bühne und Gesellschaft für den einen wie für den anderen Theil! Ja, noch bis auf den heutigen Tag ist es diese schöne Reminiscenz, die dem deutschen Haus- und Familienkreis, der sie sich bewahrt hat, diesen Reiz einer belebten Unterhaltung, diese anziehende und interessante Physiognomie verleiht. Und folgerichtig kann man daher sagen: Das Theater stand dereinst in einem so innigen Zusammenhang mit dem Familienleben, das Wechselverhältniß beider war ein so unmittelbares, naturgemäßes, daß es noch bis auf den heutigen Tag überall da fortbesteht, wo das Familienleben selbst sich noch in seiner alten Gediegenheit erhalten hat. Wir kennen mehr als eine deutsche Stadt, in der es nur dem mit der früheren Geschichte des Theaters und dessen damaliger Stellung zur Gesellschaft Unbekannten auffallend erscheinen kann, daß ein vorherrschender Zug zum Familienleben in den alten einfachen Formen der sogenannten patriarchalischen Zeit noch immer Hand in Hand geht mit der Vorliebe für's Theater; Städte, in deren geselligen Zirkeln noch heute wie vor achtzig Jahren das Theater den Mittelpunkt der Unterhaltung und des geistigen Lebens bildet, während die nämlichen Städte sich andererseits durch ein exemplarisches Familienleben auszeichnen. Ueberall, wo der sogenannte gebildete Mittelstand auf dieses Ehrenprädikat noch Anspruch hat, kann man die Wahrnehmung machen, daß das Theater noch immer eine ungleich lebendigere Theilnahme findet, als da, wo es zum Gegenstand des Luxus, der äußerlichen Ostentation, zum Toiletten-Paradeplatz für die neuesten und allerneuesten Moden herabsank. Zwar ist ihm auch hier noch die gewiß einst nicht zufällig gewählte Benennung „Haus" geblieben, aber das Haus selbst (als Sinnbild der Familie) hat wenig oder nichts mehr mit ihm gemein; nur die Mode, der bon ton, das Ennui unterhalten noch nothdürftig einen künstlichen Verband, der einst so innig war, daß man in vielen Städten eine eigene Kunstgilde hatte, die unter dem Titel „Theaterfreunde" die persönliche Vermittelung zwischen der Bühne und der Gesellschaft übernahmen, deren Urtheil als das eines Areopags, dem das gesammte Publikum stillschweigend dieses ästhetische Richteramt zuerkannte, maßgebend war, und die selbst, wie dies z. B. in Hamburg, in Leipzig und Mannheim lange Zeit der Fall war, im Theater

nicht allein die erste Stimme hatten, sondern auch die vordersten Sitze im Parterre einnahmen.

Heute ist das anders. Man behandelt nur allzuhäufig die Theaterfrage, wie man die Errichtung einer neuen Bank, einer Börse oder sonst einer öffentlichen, dem materiellen Gemeinwohl gewidmeten Anstalt behandelt. Die Aesthetik ging zum alten Benzenberg in die Schule, welcher bekanntlich den Grundsatz aufstellte, daß Zahlen Alles beweisen; und sucht nun gleichfalls durch Zahlen zu beweisen, daß das Theater gut oder schlecht, daß es dem Staate nützlich oder schädlich sei. Man rechnet dem Publikum gründlichst vor und beweist ihm auf Heller und Pfennig aus dem Budget und dem Cassabuch, was Goethe und Schiller, was Mozart und Beethoven jährlich kosten; daß aber bei dieser finanziellen Scrupulosität der Sinn des Publikums für die Bühne mehr und mehr entnüchtert wird, daß ihm über der Debatte von den Theaterkosten der Geschmack an der Theaterkost und nebenbei auch ein gutes Stück seiner Kunstpietät verloren geht, das bedenkt man freilich nicht, obwohl man es doch sicher sehr auffallend finden würde, wenn z. B. der Verleger des Goethe'schen Faust dem Leser in der Vorrede vorrechnen wollte, wie theuer ihn Papier, Satz, Druck, Einband zu stehen kommen, um schließlich dadurch zu beweisen: Ergo ist der Faust ein unsterbliches Gedicht.

Es ist gewiß ein verdienstliches und patriotisches Werk, dafür zu sorgen, „daß der Staat keinen Schaden nehmen möge;“ und da, wo das Theater aus Staatsmitteln besteht, ist es Pflicht von Haupt und Gliedern des Staates, darüber zu wachen, daß diese Staatsmittel im Interesse der Kunst gehörig und nützlich verwendet werden. Deßhalb aber bleibt es immer eine beklagenswerthe Erscheinung, wenn die Finanz- und Verwaltungsfragen des Theaters in den Vordergrund treten, wenn sie öffentlich in Schrift oder Rede vor dem Publikum verhandelt werden. Unsere Altvordern haben das nicht gethan; sie waren gewiß eben so gute und noch bessere Rechnenmeister und Haushälter wie wir, aber ihre Pietät für die Kunst erlaubte ihnen demungeachtet nicht, den Kostenpunkt in die öffentliche Debatte zu ziehen, da ein richtiger Sinn ihnen sagte, daß kein geistiger, kein idealer Besitz von einem Volke je zu theuer erkauft wird.

Aber trotz alledem ist in Deutschland noch überall gute und fröhliche Aussicht genug vorhanden, daß das Theater mehr und mehr wieder in sein altes ehrwürdiges Recht eingesetzt werde, wie es dieses Recht noch heute an vielen Orten und bei vielen guten Menschen in unbestreitbarem Besitz sich erhalten hat. Jene aber, die seinen segensreichen Einfluß auf Bildung und Gesittung des Volkes, auf Erhebung des Geistes, auf Kräftigung und Erfrischung des Familienlebens leugnen, mögen bedenken, daß sie sich damit ein Armuthszeugniß ausstellen, das selbst dem Bettelvogt von Krähwinkel ein mitleidiges Augenzwinkern abnöthigt, ja, das sogar St. Peter vor der Himmelspforte nicht mehr zum Einlaß rührt. Aber ebenso mögen auch diejenigen, die unsern Goethe, Schiller und Kleist, unsern Gluck, Mozart, Beethoven für „veraltet“ erklären, sich vor Allem daran erinnern, wie Vieles in und an ihnen selber „veraltet“ ist, woran jene unsterblichen Genien keine Schuld tragen, ja, daß sie eigentlich niemals jung gewesen sind.

Denn die wahre Kunst, die wahre Poesie kennt in keiner Gestalt eine andere Jugend als die ewige; und wenn sie wirklich von der Bühne des Lebens abtritt, so geschieht dies höchstens nur, um zu ihrer Stunde in neuer Verklärung und Jugendschöne dahin zurückzuleben. Das Ideal hat dann nur seine Gewandung geändert; aber sein reines Wesen wird Antigone so wenig verleugnen, als Shakespeare's Julie, als Goethe's Iphigenia.

Menschen und Dinge.

Nicht allein der Styl, wie Buffon behauptet, ist der Mensch, in noch viel höherem Grade ist es das Buch, das dieser Mensch schreibt, zumal wenn er es versteht, ihm den unverfälschten Ausdruck seiner geistigen Persönlichkeit zu verleihen, mit andern Worten, wenn er uns mehr Eigenes als Fremdes, mehr den inneren Menschen als ein Stück der äußeren Welt bietet.

Wie wenige Bücher, besonders solche, die in der deutschen Gelehrtenstube das Licht der Welt erblicken, tragen diesen Stempel der Persönlichkeit ihres Autors an der Stirne, bei wie wenigen fühlt man sich von dem Menschen angezogen und gleichsam ihm persönlich vertraut und nahe, der „dahintersteckt,“ und wie häufig geschieht es, daß wir ein Buch bis zu Ende lesen, ohne auch nur entfernt an Den zu denken, der es geschrieben, ohne uns im Mindesten um seine werthe oder unwerthe Person zu bekümmern.

Dahingegen ist es immer das Zeugniß eines guten, lebendig wirkenden Geistesproduktes, wenn uns gleichsam unter dem Lesen das helle, verständnißklare Auge seines Autors aus den Zeilen anblickt, wenn uns unwillkührlich ein äußeres Bild von dem Manne entsteht, der unsern Verstand, unsere Phantasie so angenehm und nützlich zu beschäftigen weiß. Das Bild mag vielleicht, mit seinem Original verglichen, grundfalsch sein, und ist es sogar in den meisten Fällen ganz gewiß; aber darum bleibt doch nicht minder wahr, daß ein gutes Buch uns wie ein guter Mensch entgegentritt, dem man nur einmal in die Augen zu blicken braucht, um zu wissen, wie man mit ihm daran ist; wie es denn auch zuweilen geschieht, daß ein also „gedruckter und broschirter Mensch“, Buch genannt, schon nach den ersten drei Blättern unser Freund wird.

Und dies ist bei uns der Fall gewesen mit dem Buche: „Menschen und Dinge“.*) Der unbekannte Verfasser bekennt in dem Vorwort, daß er es zunächst für seine Freunde geschrieben habe; gewiß die beste Art der Empfehlung, die er seinem Werke überhaupt mitgeben konnte. Denn der Schriftsteller von innerem Trieb und Beruf sollte eigentlich immer nur für seine Freunde schreiben; es ist dies nicht blos das dankbarste Publikum, sondern er dürfte dann auch zum Voraus gewiß sein, daß sein Buch den nämlichen Anklang und Beifall bei fremden Lesern finden wird. Nur der Freund im schönen Sinne des Wortes flößt uns jenes Vertrauen zu uns selber, jene aufrichtige Liebe zu der Wahrheit ein, von der wir beseelt sind, so daß wir ihm unbedingt Alles Schwarz auf Weiß geben, wovon unser Herz und Kopf voll ist, abgesehen davon, daß die Sprache, in der wir zum Freunde reden oder schreiben, die allgemein verständlichste ist, weil die natürlichste.

Das genannte Buch unterscheidet sich dadurch sehr zu seinem Vortheil von so vielen Geistes- und Federerzeugnissen der jüngsten Zeit aus dem Gebiete der Natur- und Menschenbeobachtung, daß sich sein Verfasser von der leidigen Doctrin des Fachgelehrtenthums ebenso frei erhält, als von der Sucht so mancher heutigen Schriftsteller, aus dieser oder jener oft ganz zufälligen äußerlichen Beobachtung des socialen und politischen Lebens ein Gebäude von künstlichen Trugschlüssen und Hypothesen aufzuführen, das zwar Anfangs das Auge durch seine künstliche Combination und die scheinbare Untrüglichkeit seiner wetterprophetischen Windfahne besticht, das jedoch bei näherem Beschauen nur als eine artige literarische Korkschnitzerei erscheint, die einen gesunden Blick, der zu beobachten weiß, nicht lange über ihre poröse Gedanken-Architektur täuschen wird. Unser Mann aber, wie er uns „Dinge und Menschen“ beschreibt, hat nicht nur diesen gesunden Blick, sondern seine Anschauungen von Leben, Natur, Kunst und Wissenschaft tragen auch alle jenes echte Gepräge der Wahrheit, die sich ihres Goldwerthes bewußt ist und darum nicht

*) Mittheilungen aus dem Reisetagebuch eines deutschen Naturforschers. Stuttgart und Hamburg, Besser.

um erborgten Schein von Geistreichthum mit Rechnenpfennigen zu prahlen braucht.

In der Form eines Reisetagebuchs (dem aber die Reise selbst Nebensache ist) bietet uns der Verfasser einen Schatz reicher Natur- und Menschenbeobachtung, und der sittlich-philosophische Grundton seines Buches verliert nichts an seinem Ernste, wenn auch zuweilen seine heitere Laune ein humoristisches Streiflicht über einzelne Erlebnisse und Reflexionen wirft. Obgleich Naturforscher von Fach und als solcher gewiß ein Mann von wissenschaftlicher Bedeutung, nimmt er doch keinen Anstand, Gott allein die Ehre zu geben, daneben aber auch allerdings dem Mikroskop und dem Seherblick des menschlichen Geistes in die Natur-Mysterien volle Berechtigung und Anerkennung angedeihen zu lassen.

„Eine Religion, wie wir sie bedürfen, muß den ganzen Menschen erfassen, sie muß das Herz uns erwärmen, den Verstand uns erleuchten, Geist und Leben ausspenden, denn mit nackten dogmatischen, moralischen und philosophischen Lehren ist uns eben so wenig geholfen, als mit den schönsten äußern Formen. So wie mir ein Gottesdienst vorschwebt und wie er nach meinem Meinen öffentlich sein sollte, nämlich genügend und erhebend für den gebildetsten Mann wie für den, der hinter dem Pfluge hergeht, habe ich ihn freilich in der Wirklichkeit noch nirgends getroffen; ich habe bald da, bald dort Etwas gefunden, was mich erbaute und auch belehrte, und bin deßhalb bald katholisch, bald lutherisch, bald methodistisch, bald unitarisch, ja selbst quäckerisch gewesen. Wo irgend ein Strahl aus jener Welt, in welcher der Geist und das Gemüth ihre Heimath haben, hervorbricht, da fühle ich mich erwärmt, gehoben, belebt, und wann und wo und wie dies geschieht, gilt mir ganz gleich."

„Sollen wir unsere Meinung kurz fassen," heißt es an einem andern Orte, „so würden wir sagen, daß die Religion, wie sie uns als sächlich vonnöthen erscheint in unsern Tagen, auf eine tiefere Kenntniß der Natur wesentlich sich stützen, die künstliche Scheidewand entfernen muß, welche zwischen das Sichtbare und Unsichtbare gestellt worden ist. Sie muß uns göttliches Walten, göttliche Gegenwart da zeigen, wohin der Blick des Menschen fortwährend von selbst fällt; sie muß daher das Schauen ebensosehr als das Glauben uns lehren, vor Allem aber den Menschen seiner hohen Abkunft bewußt machen und in dem Gemüthe das Gefühl mächtig erwecken, daß alles Zeitliche und Endliche lebt und webt und besteht in dem ewigen unendlichen Geist, in Gott."

In einer Zeit, wo die Naturwissenschaft, dieser mächtige Hebel des menschlichen Geistes, es unternimmt, die speculative Philosophie für immer ab und zur Ruhe zu verweisen und die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit: Gott und Unsterblichkeit in ihre Retorte zu stecken, um in energischem Destillationsproceß durch die Essigsäure ihrer Negation den heiligen Wein des Glaubens wie den göttlichen Nektar der Poesie der Menschheit unschmackhaft zu machen, in einer solchen Zeit mag es immerhin als eine wohlthuende Erscheinung begrüßt werden, wenn auch aus dem Laboratorium Stimmen ertönen, die sich diesem Gebahren mit der gleichen Waffe entgegenstellen und ihren Collegen mit dem Mörserstößer der nämlichen Wissenschaft entgegentreten, womit diese Gott, Natur und Menschenseele in einen Brei zusammenstoßen möchten, um daraus für die in unseliger Verblendung und jahrtausendjährigem Wahn schmachtende, greise Welt einen neuen Trank der Verjüngung zu brauen, dessen erster Genuß freilich darin bestehen würde, daß der Mensch mit aller lieben Creatur dieser Schöpfung, gehörnt oder ungehörnt, einen brüderlichen Schmollis auf ewige Kameradschaft tränke von wegen der gleichen Constitution und der gleichen Seelenverwandtschaft.

Wir versagen es uns nicht, die Ansichten unseres Naturforschers, wie er sie in seiner trefflichen Schrift „Dinge und Menschen" über Geist, Wesen und Aufgabe der heutigen Naturwissenschaft niedergelegt hat, hier theilweise wiederzugeben. Denn je früher diese unselige Richtung einer so einflußreichen Wissenschaft von ihren eignen Jüngern bekämpft und zurückgewiesen wird, um so schneller wird auch der allem Neuen und Abenteuerlichen nachlaufende große Haufen zur richtigen Erkenntniß des Wahren zurückkehren, eine Erkenntniß, die besonders dem halbgebildeten und bequemen Menschen, der am Liebsten Andere für sich denken läßt, bald die Augen öffnen wird.

Die Geschichte der Wissenschaft der letzten Jahrhunderte gibt uns genügende Beweise von der Befähigung des menschlichen Verstandes, selbst die verwickeltsten Naturerscheinungen zu begreifen und eine Einsicht in deren Zusammenhang zu gewinnen. Und eben deßhalb gewährt uns auch diese Geschichte die sichere Bürgschaft, daß der menschliche Geist die von ihm eingeschlagene Richtung nicht so leicht wieder verlassen, daß er auf der Bahn, welche er seit geraumer Zeit mit so glänzendem Glücke verfolgt, auch noch weiter fortschreiten und daraus mit beschleunigter Geschwindigkeit seinem Ziele entgegeneilen werde.

Wenn es nun eine unbestrittene Thatsache ist, daß Naturkenntniß auf den Zustand der Gesellschaft den allergrößten Einfluß ausübt; wenn es auf offener Hand liegt, daß der hohe Grad von Gesittung, auf dem Europa heutigen Tages angelangt ist, dem größeren Theile nach eine unmittelbare Folge der neuern Naturforschung ist; wenn Jedermann in die Augen fallen muß, daß durch Macht, Reichthum und Ansehen ein Volk um so höher steht, je größer und umfangreicher dessen Wissen von der Natur, so liegt in einer solchen Thatsache gewiß eine starke Aufforderung und ein mächtiger Beweggrund für den Einzelnen wie für Gemeinwesen, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel die Grenzen der Wissenschaft erweitern, die Zwecke der Naturforschung insbesondere fördern zu helfen und an der großen Bewegung, die unserem Jahrhundert eigen ist, den wärmsten und thatkräftigsten Theil zu nehmen.

In der That, wer sein Volk auf der Stufenleiter der Gesittung immer höher und höher zu stellen, ihm neue Quellen des Wohlstandes und geistiger wie materieller Genüsse zu eröffnen, wer überhaupt dazu beizutragen trachtet, daß das Menschengeschlecht einem seiner höchsten Ziele entgegengeführt werde, der darf, der kann nicht gleichgiltig bleiben gegen höhere naturforschende Bestrebungen, der muß denselben auf mittel- oder unmittelbare Weise Vorschub leisten, geschähe dies auch nur aus Rücksichten des Nutzens und eigenen Interesses.

Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß Beweggründe der Nützlichkeit, welchen mächtigen Einfluß sie auch auf die Mehrzahl der Menschen auszuüben pflegen, selten oder nie zu großen, durchgreifenden und praktisch wichtigen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturforschung geführt haben.

Die Natur scheint eifersüchtig darüber zu wachen, daß ihre Geheimnisse dem nicht enthüllt werden, der nur des Eigennutzes wegen in sie einzudringen, nur materiellen Gewinn und Vortheil aus ihnen zu ziehen sucht.

Als Newton die Gesetze der Gravitation erforschte, dachte er kaum an den Nutzen, der daraus etwa für die praktische Mechanik erwachsen würde; indem der junge Watt in Glasgow und Edinburgh die Physik des Dampfes studirte, ahnte er sicherlich noch nicht die große Bedeutung, welche die Ergebnisse dieser Forschungen noch zu seinen Lebzeiten und unter seinen eigenen Händen erlangen sollten. Volta, Oerstedt, Ampere schufen neue Zweige des Wissens, aus welchen seither die wunderbarste aller menschlichen Einrichtungen, der elektrische Telegraph, hervorgegangen ist, und gewiß wurden diese Männer nicht durch die Rücksichten gemeiner Nützlichkeit zu ihren Forschungen angetrieben. Es war die reine Liebe zur Wissenschaft, das uneigennützigste Interesse an dem Leben und Walten der Natur, was sie zu ihren glänzenden Entdeckungen führte.

Wir wagen daher die Behauptung auszusprechen, ohne zu fürchten, von der Erfahrung Lügen gestraft zu werden, daß Derjenige, dem diese reine Liebe, dieses uneigennützige Interesse, diese

ideelle Richtung des Geistes fehlt, auch bei sonst ausgezeichneten Gaben des Verstandes nicht hoffen darf, Großes in der Wissenschaft zu leisten, tief in das Wesen der Natur einzudringen und ein glücklicher Forscher zu werden.

Wenn gesagt worden, daß die Natur eifersüchtig darüber wache, daß Keiner in den Besitz ihrer Geheimnisse gelange, dessen Bestrebungen nur auf gemeinen Gewinn und Vortheil gerichtet sind, so wollen wir uns darüber noch näher erklären.

Dieses Wachen ist nichts Anderes, als der Adel und die Würde der Natur selbst, die jede Annäherung des minder Edlen und Würdigen von sich ab und entfernt hält. Wer kann aber daran zweifeln, daß die Natur die Gedanken eines überschwenglichen Verstandes darstellt, der Ausdruck einer unendlichen Weisheit ist?

Wie das Thun und Lassen eines edlen Menschen nur von einem Gleichgesinnten gewürdigt zu werden vermag und der Gemeinheit unverständlich bleibt, so ist es mit dem Weltleben, mit den Thaten und dem Schaffen der Natur. Von dem nämlichen Geiste, der sich im Weltleben offenbart, von der gleichen Kraft, die in der Natur unablässig wirkt, muß auch Derjenige durchdrungen und belebt sein, der Jenes begreifen, Diese fassen soll.

Mit ungeweiheten Händen, mit niedriger Denkweise und selbstsüchtigen Gesinnungen naht man sich dem Heiligthum der Natur nicht, lernt man die inneren Mysterien desselben nicht kennen, dringt man kaum in die äußersten Vorhöfe des Tempels ein. Wenn aber die Natur wirklich das ist, für was wir sie bezeichnet haben, wenn in ihr und durch sie auf die unmittelbarste Weise der Reichthum, die Macht und die Weisheit des göttlichen Lebens offenbar wird, dann gewinnt sie für den Menschen noch eine unendlich größere Bedeutung, weil sie das Mittel wird, ihn zu einer Erkenntniß zu führen, welche ihm höchste Beglückung, reinsten Genuß und seinem Dasein den reichsten Inhalt verleiht. Es ist dies die Erkenntniß der obersten und letzten Ursache aller Dinge, des Ursprunges und der Wurzel jeglichen Lebens, durch dessen Willen und Wohlgefallen auch der Mensch ins Dasein gerufen wird.

Wohl fühlen wir unsere hohe Abstammung auch ohne nähere Naturbetrachtung, ahnen wir den Grund, auf welchem unser Wesen ruht. Und in den mannichfaltigsten Weisen hat seit dem Bestande unseres Geschlechtes dieses dunkle Bewußtsein unserer Abkunft, dieses Ahnen unseres Ursprunges sich ausgesprochen, hat der menschliche Geist darnach gerungen, seines Verhältnisses zum Ganzen sich klar zu werden und die Stellung zu begreifen, die er in der Weltordnung einnimmt; denn eben aus diesem Bestreben, aus der tiefen Sehnsucht des Gemüthes nach dem Besitz dieser Erkenntniß sind alle Religionen und Philosophien hervorgegangen. Aber trotz dieser viel tausendjährigen Anstrengung leben wir immer noch in der Zeit des Glaubens und des Ahnens, bleiben für uns tausend Fragen des Verstandes unbeantwortet über Dinge vom höchsten Interesse, fühlen wir jeden Augenblick die Beschränktheit unseres Wissens und Erkennens.

Wird dieser Zustand der Unvollkommenheit immer fortdauern, wird die Zeit des Schauens für uns nie eintreten, werden die hohen Gegenstände der Religion nie aus der Dunkelheit der Gefühlswelt in das hellere Gebiet der Erkenntniß gerückt werden? Mit Schüchternheit stelle ich diese so bedeutungsvollen Fragen, Fragen, welche auch die jetzige Zeit tief bewegen und in dem verschiedensten Sinne beantwortet werden.

Meine Ueberzeugung ist, daß einst der Tag eines vollkommeneren Wissens kommen, daß Vieles, was bisher vom Gefühl dunkel empfunden, vom Gemüth in kindlicher Einfalt unverstanden geglaubt wurde, Gegenstand klarer Erkenntniß sein und hierzu eine tiefere Naturkenntniß wesentlich beitragen werde.

Zwar gibt es immer noch Menschen, die in ihrem beschränkten Sinne wähnen: je tiefer der menschliche Geist in die Geheimnisse der Natur eindringe, je umfangsreicher sein Wissen von ihr, je größer seine Macht über die Außenwelt werde, desto mehr vergesse er die Ursache aller Dinge. Manche sind sogar so weit gegangen, die Behauptung auszusprechen, daß die Naturforschung zur Gottesleugnung führe. Diese Ansicht ist so grundlos als möglich. Wer täglich und stündlich das Wirken und Schaffen der Natur mit offenem Auge betrachtet, der wird nicht bloß glauben, er wird auf das Klarste schauen und eben deßhalb auf das Tiefste und Festeste davon überzeugt sein, daß es nicht die kleinste Stelle im Raum gibt, an der sich nicht göttliches Leben in herrlichster und bewunderungswürdigster Weise offenbart. Eine Ueberzeugung aber, die sich auf das Anschauen von Wirklichkeiten stützt, um wie viel gegründeter und tiefer gewurzelt muß sie sein, als diejenige, welche nur allzuhäufig bloß auf übel verstandenen Worten, Ansichten und Meinungen Anderer ruht.

Gedichte von Friedrich Teich.

Abend.

I.

Der Abend hatte sich mit Dämmerschein
Und thau'gem Kuß um Thal und Höh' geschlungen,
Mit Feierklängen bracht' von tausend Zungen
Den letzten Gruß der Welt aus Flur und Hain.

Wo lichte, gold'ne Wölkchen sich verstreu'n,
Hat sich der letzte Strahl hinab geschwungen,
Zerfließend sanft in ros'ge Dämmerungen,
Im blauen Dufte ferner Bergesreih'n.

Wie Stille nun und Friede niederschwebt,
Nur leis durchzittert von des Abends Hauche,
So hat sich Ruhe mir in's Herz geneigt;

Und wie der letzte Schein in Nacht verwebt,
Verschmilzt mein Lied mit jenem Hüttenrauche,
Der mit dem Abendsegen aufwärts steigt.

II.

Schon über's Thal der Tannen Schatten schreiten,
Indeß die Berge glüh'n im Abendschimmer,
Fern haschen Wölkchen nach dem letzten Flimmer,
Wie Kindlein sich um Vaters Küsse streiten.

Wie seh' ich gern den Tag hinunter gleiten!
Wie sanft ermattend sich die Strahlentrümmer
Hier um die Höhen, dort und weiter immer
Zum Abschiedskuß mit Purpurarmen breiten.

Welch' süßer Tod, mit offnen klaren Blicken
An jedes Herz den Scheidegruß zu schicken
Und lächelnd dann zum Licht hinüber schweben!

So möcht' dereinst ich scheiden aus dem Leben,
Noch einmal was ich liebt' im Arme halten,
Bis Herz und Lippen bleichen und erkalten.

Feuilleton.

— Gedichte von Friedrich Teich. Die Kritik soll allerdings die Person von der Sache, den Autor von seiner Production zu scheiden wissen und sich durch keinen äußeren Einfluß, am wenigsten den einer Vermischung des persönlichen und ästhetischen Interesses, in ihrem Urtheil beirren lassen. Es kann ein ganz braver würdiger Mann und ein herzlich mittelmäßiger Poet sehr wohl unter einem und demselben Hut einherschreiten; die moralische Vortrefflichkeit darf uns aber darum doch nicht bestimmen, den Biedermann als Poeten für gut zu halten, blos weil er ein Biedermann ist, sondern auch in der Kritik hat der politische Grundsatz Geltung: Divido et impera. Trenne den Autor von seinem Geistesproduct, und dein Urtheil, sofern es sonst auf dem Gesetze der Aesthetik beruht, wird das maßgebende sein. Nur eine einzige Ausnahme wissen wir, wo es allenfalls auch dem Kritiker erlaubt ist, der Person des Autors eine Rücksicht zu schenken und das Gute, das Schöne, das Tüchtige, was er geleistet, ihm doppelt hoch anzurechnen. Und in diesem seltenen Ausnahmsfall befinden wir uns einem Manne gegenüber, auf den sich wohl mit Fug und Recht der Schicksalsglaube der alten Griechen anwenden läßt, daß die Götter den begabten und hellsehenden Geist mit bitterm Leid und Trübsal heimsuchen, und mancher König des Geistes in dem Mantel der Armuth einherschreitet.

Wir haben ein Bändchen Gedichte vor uns, die an Gemüthstiefe, Naturplastik und Wohllaut der Sprache zu dem Reizendsten gehören, was unsere neue Lyrik aufzuweisen hat. Zwar sind es keine Gedichte, die durch den Donner und Blitz mächtiger Leidenschaften und greller Gefühlsdissonanzen wirken; auch keine Gedichte, die mit Gott und König grollen; aber es sind dafür auch keine Gedichte, die ihren Autor zum Geheimen Hofrath oder zu noch höherer Titulatur qualificiren, sondern es sind einfache Anklänge des Plektrons an die Saiten eines Gemüthes, in das Gott einen reichen Schatz von schönen tiefen Empfindungen, von seelenvollen Phantasieen niedergelegt hat; ein Schatz, der noch dadurch an Werth gewinnt, daß ein reiner Kunstsinn und ein, so scheint es wenigstens auf den ersten Blick, durch classische Bildung geläuterter und geklärter Geist ihn hütet, ihn vor Vergeudung schützt, und mit sicherer Hand ihn anmuthig ordnet.

Die heutige und die folgende Nummer des „Frankfurter Museums" bringen zum Beleg unsers Urtheils einige Gedichte von Friedrich Teich, dem ehemaligen Lobensteiner Wollweber, gegenwärtigen Privatbriefträger daselbst.

Es erübrigt also nur, daß wir unsere obige Theilnahme für die Person des Dichters rechtfertigen, indem wir dem Leser aus dem „Geraer General-Anzeiger" einen kurzen Lebensabriß mittheilen, um auch ihm die Person eines Mannes werth und interessant zu machen, der in der Reihe der neueren Dichter eine so bemerkenswerthe, in der bürgerlichen Gesellschaft aber eine verhältnißmäßig so untergeordnete Stelle einnimmt.

Friedrich Teich ist im Jahre 1820 in der Stadt Lobenstein geboren. Bei den beschränkten Mitteln seiner Eltern konnte er nur den Unterricht erhalten, welchen die Stadtschule seines Geburtsortes zu bieten hat. Die schönen Fähigkeiten, die er schon auf der Schule zeigte, wären der Pflege einer höheren Bildungsanstalt werth gewesen — aber die kümmerlichen Verhältnisse, in denen er lebte, machten es zur gebieterischen Nothwendigkeit, daß er sobald wie möglich auf den Erwerb des täglichen Brodes denken mußte. Auf den Wunsch seiner Eltern, jedoch gegen seine eigene Neigung, erlernte er die Tuchmacherei, ein damals in seiner Vaterstadt sehr blühendes Gewerbe. Die Zeit der Lehrjahre war auch für ihn eine bittere; in der Stille freier Stunden mit dem Lesen nützlicher Bücher beschäftigt, auch wohl sonst während der Arbeitszeit mehr in seine Gedanken als in die Hantirung versenkt, hatte er viel von der rücksichtslosen Strenge seiner Lehrmeister zu leiden, die ihn einen Träumer schalten und ihm für seine Zukunft wenig Gutes prophezeiten. Im Jahre 1837 zog er, siebzehn Jahre alt, als Handwerksbursch in die Fremde, und zwar zunächst nach Böhmen zu einem älteren Bruder, später in die Nähe von Wien. Im Jahre 1841 wanderte Teich weiter in die Welt, dann aber auf wiederholtes Drängen seines achtzigjährigen Vaters in seinen Geburtsort zurück. Dort blieb er, machte sich seßhaft, verheirathete sich, und suchte sich durch sein Handwerk zu ernähren.

Nun aber kamen traurige Zeiten. Er konnte sich als Meister nicht halten, und mußte als Arbeiter in eine Tuchfabrik eintreten. Das traurige Fabrikleben drückte ihn geistig nieder, wie es ihn leiblich zu zerrütten begann. Da in der größten Noth war die Hülfe am nächsten! Im Frühjahre 1846 nahm ihn der Postmeister in Lobenstein als Briefträger und Expeditionsgehülfen an. Durch diese Anstellung waren wenigstens die drückendsten Nahrungssorgen beseitigt, und die bitteren Erfahrungen und schmerzlichen Erinnerungen des Fabriklebens bald vergessen.

Die Dichtkunst hatte er schon seit Jahren gepflegt, und dem Streben, sich darin zu vervollkommnen, war er auch in den trübsten Stunden treu geblieben. Erst jetzt aber konnten sich die bis dahin von dem eisernen Druck der Wirklichkeit gehemmten Schwingen seiner Muse entfalten. Seine ersten Gedichte erschienen in den von Dr. Amthor früher in Hildburghausen herausgegebenen Feierstunden; einzelne später in dem Nürnberger Korrespondenten, der Didaskalia und dem General-Anzeiger für Thüringen u. s. w. Gegenwärtig ist er nun mit der oben gedachten Sammlung von Poesien hervorgetreten, welche bereits in allen Kreisen, wo sie bekannt wurden, die wohlverdiente Anerkennung gefunden haben.

Wir schließen hiermit diese Skizze der Lebensumstände des Dichters und können uns nicht enthalten, dabei den Wunsch auszusprechen, daß ihm durch eine wohlwollende Aufnahme und Verbreitung seiner Gedichte eine zu neuem Schaffen stärkende Erfrischung und Aufmunterung zu Theil werden möge. Er selbst aber, der bescheidene Dichter, wolle es uns verzeihen, wenn wir es unternahmen, von seiner Persönlichkeit, von seinem Leben und Thun das Publikum rückhaltslos zu unterrichten, und möge darin das Bemühen, ihm förderlich zu sein und zum rüstigen Weiterschreiten auf dem eingeschlagenen Wege aufzumuntern, ebenso erblicken, wie die verdiente Würdigung seines Strebens, das, in der ungünstigsten Lage sich selbst treu bleibend und im Ausharren alle Hindernisse überwindend, den errungenen Erfolg keiner Gunst der Verhältnisse, sondern nur der eigenen Kraft zu verdanken hat.

— Zur Entstehungsgeschichte des Goethe'schen Tasso. Der Grund zu Tasso's Geisteskrankheit, so erzählt uns H. Düntzer nach dem italienischen Biographen des unglücklichen Dichters, G. B. Manso, ist in dem folgenden Ereigniß zu suchen, das die Quelle aller seiner Leiden geworden ist und das auch ohne Zweifel unsern Goethe zu seiner berühmten Dichtung anregte. — Tasso stand, so berichtet Manso, während seines Aufenthaltes am Hofe von Alphons in engster Freundschaft mit einem Edelmann aus Ferrara, der beständig am herzoglichen Hofe verweilte, und durch den Glanz seiner Abkunft wie durch den Adel seiner Sitten ihm so ausgezeichnet, wie irgend ein anderer erschien. Diesem hatte er alle seine Angelegenheiten bis auf seine Gedanken mitgetheilt, und so hatte er ihm auch aus seiner Liebe (zu einer Dame des herzoglichen Hofes) kein Geheimniß gemacht. Eines Tages nun erzählte dieser, sei es aus ungeborener Böswilligkeit, oder aus Geschwätzigkeit, oder was sonst der Grund davon gewesen sein mag, einen besondern Umstand aus Torquato's Liebesgeheimniß. Tasso erfuhr es und stellte den Edelmann darüber zur Rede. Da dieser aber zu seiner Vertheidigung weder einen Beweggrund noch eine Entschuldigung vorbrachte, auch keine Reue noch Besserung ob des begangenen Verrathes zu erkennen gab, ward Torquato von gerechtem Zorne hingerissen, daß er ihm im herzoglichen Saale mit der Hand einen Schlag in's Gesicht versetzte. Der Mißhandelte, der am Hofe den Degen zu ziehen nicht wagte, entfernte sich ruhig, ließ aber dem Torquato sofort eine Herausforderung vor das St. Leonhardsthor zugehen, um die ihm zugefügte Beleidigung zu vertreten. Ungern nahm Torquato die Herausforderung an. Beide kamen an dem bestimmten Orte zusammen, und nachdem sie den Degen gezogen, begannen sie die ärgsten Beschuldigungen gegen einander auszustoßen. Während nun der für beide gefährliche Streit also stand, liefen die drei Brüder des treulosen Freundes herbei, welche, da sie die Beleidigung, die jener erlitten, von wem sie ausgegangen und wie sie sich begeben, auch den Ort des Zweikampfs erfahren hatten, alle drei bewaffnet kamen, um dem Bruder beizustehen. Da Torquato sie nahen sah, und die offenbare Gefahr, wie es bei tapferen Männern zu geschehen pflegt, seinen Muth hob, so hieb er so geschickt auf seinen Feind zu, daß er diesen stark verwundete. Hierdurch gereizt, fielen alle übrigen Brüder ihn um so heftiger an, in der Absicht, ihn zu tödten; aber er vertheidigte sich mit solcher Tapferkeit gegen alle vier, daß er von ihnen nicht ermordet noch verwundet, ja nicht einmal einen Schritt zurückgetrieben wurde, vielmehr traf er einen andern und verwundete ihn. Als aber auf das Gerücht hiervon viel Volk sich versammelte, entfernten sie sich. Diese muthige That erfreute die Einwohner von Ferrara nicht weniger als sie dadurch in Staunen versetzt wurden, und Torquato galt von jetzt an als ein sowohl in den Studien und unter den Büchern wie unter den Waffen und im Kampfe gewandter Edelmann, woher man in Ferrara sprichwörtlich zu sagen pflegte:

Mit der Feder, mit dem Schwerte,
Keiner gleichet dem Torquato.

— **Platen's Grab.** Unter den Trümmerflächen des alten Syrakus liegt die Villa Landolina, mehr eine vollkommene Wildniß, so daß der Begriff des Gartens kaum noch durch eine halbverfallene Mauer angedeutet wird. Einzelne Grabmonumente lehnen sich an diese Mauer, aber der Zugang ist durch die allzu üppige Vegetation schwierig gemacht. Unter jenen einfachen Denkmalen, so berichtet Ludwig Goldhann in seinen „Aesthetischen Wanderungen in Sicilien", zeichnet sich eins zur rechten Seite des Gartens durch Anordnung und reichern Schmuck aus: zwischen zwei Trauerbäumen erhebt sich auf breitem Sockel der zierlich geformte Denkstein von Marmor, ein Wappen aus Mosaik bringt farbige Abwechselung in die graue Steinfläche und darunter ist mit goldenen Lettern zu lesen, daß hier der berühmte deutsche Dichter August Graf v. Platen-Hallermünde den Schlaf der Ewigkeit schläft, sein Gastfreund, der Ritter Landola, habe ihm den einfachen Denkstein errichtet. Noch sind nicht zwei Jahrzehnde über den einsamen Leichenstein hinweggeschritten, und schon ist sein Architektonisches dem Verfalle nahe, die Steinchen des Mosaikwappens sind zum Theil ausgebrochen, und vergebens suchte ich im wellen Gestrüpp des umgebenden Erdbodens nach einem Blümchen, das mir die Erinnerung an des Dichters Grab in der fernen Heimat verlebendigen sollte.

— Der Präsident **Lamoignon**, den uns Gutzkow als „Urbild des Tartüff" in dem gleichnamigen Drama vorführt, war nach Taschereau nichts weniger als ein solcher Tartüff, sondern ein in jeder Hinsicht ehrenwerther Mann, von streng sittlichem und christlichem Lebenswandel, ohne dabei Zelot zu sein. Er war der Freund and Beschützer Boileau's und Corneille's, und hatte zuviel Anspruch auf Achtung gerade von Seiten der Literatur, als daß ihn Molière in seinem Tartüff hätte verspotten wollen und dürfen. Die falsche Ansicht, daß Lamoignon dem Moliere zu seinem Tartüff gesessen habe, mag wohl daher rühren, daß es dieser Staatsmann war, der im Namen des Parlaments als dessen Präsident das Verbot der Wiederaufführung des berühmten Stückes ergehen ließ. Dies Verbot kam bekanntlich eben vor der zweiten Aufführung an, Molière theilte es dem überfüllten Hause mit, sagte aber nicht dabei, wie gleichfalls behauptet wird: „Meine Herren, wir hofften die Ehre zu haben, Ihnen zum zweiten Mal den Tartüff vorzuführen, aber der Herr Präsident will nicht, daß man ihn spiele." Dieses hübsche Wortspiel ist, wie Adolf Laun uns in der Vorrede zu seiner so eben erschienenen meisterhaften Uebersetzung des Tartüff erzählt, längst vor Molière gemacht worden, und zwar in Spanien vor Aufführung eines plötzlich verbotenen Stückes „der Alcade" (Richter). Der spanische Regisseur kündigte dem Publikum das Verbot an, mit dem Zusatz: „der Alcade will nicht, daß man ihn spiele".

— In seiner **Abhandlung über Goethe's Faust** erzählt uns J. G. Rönnefahrt, daß schon **Melanchthon** von dem **Faust** gewußt habe und über denselben Folgendes berichtet: „Ich habe Einen Namens Faust aus Kunsling (Knittlingen), einem Orte nahe bei meiner Heimath (Bretten), gekannt. Als dieser zu Krakau studirte, hatte er die Magie erlernt, wie sie dort früher getrieben wurde, da man öffentliche Vorlesungen über diese Kunst hielt. Später schweifte er an vielen Orten umher und sprach von geheimen Dingen. Dieser Faust entwischte aus unserer Stadt Wittenberg, als der vortreffliche Fürst Johann den Befehl gegeben hatte, ihn gefangen zu nehmen. (Der letzteren Aeußerung Melanchthon's gemäß muß also Faust vor dem Jahre 1532 in Wittenberg sich aufgehalten haben, denn in diesem Jahre starb der Kurfürst.)

— **Der Tempel der Iphigenia.** Herr v. Grimm gibt uns von diesem berühmten Heiligthum ein ebenso anziehendes als poetisches Bild. Der Weg führte ihn zuerst längs der Küste von Balaklawa nach dem Georgenkloster. Dicht vor diesem Kloster ragt eine Ecke desselben wie eine vorgeschobene Wand grausenerregend in das Meer hinein; unterhalb liegt eine kleine Bucht mit hervorragenden Felsenkämmen, an deren Fuß der Pontus wüthet und schäumt. Am nördlichsten Punkt dieser Bucht lehnt das Georgenkloster oben hart an den Felsenstein wie ein Schwalbennest. Plötzlich, so erzählt Grimm weiter, hielt unsere Kutsche vor einem Thurm an. Auf den Rath meines Freundes schloß ich die Augen, als wir hindurchschritten, da ich sie wieder öffnete, ergriff mich beinahe der Schwindel, denn ich befand mich 600 Fuß hoch überm Meer auf einigen in den Felsen gehauenen Stufen, die zum Kloster hinabführten. Von den Mönchen erfuhr nun unser Reisender über den alten Tempel Iphigenia's Folgendes: Derselbe habe auf dem Platz des jetzigen Klosters gestanden; eine Säule, die man beim Klosterbau hier gefunden, bestätige diese Meinung; andere Fundamente hingegen sprächen dafür, daß der Tempel auf einer in der Nähe hervorragenden Felswand erbaut gewesen sei. Einer dieser Felsenvorsprünge führt heute noch den Namen „das heilige Vorgebirg." — Ich betrat dasselbe nicht ohne Grauen; denn sein Rücken ist schmal und ein Fehltritt rechts oder links würde die alte Sage von den in's Meer geschleuderten Opfern zur wahrhaftesten Geschichte machen. Auf einem Seitenvorsprung des „heiligen Vorgebirgs" sieht man jedenfalls die Grundlinie eines verschwundenen Gebäudes, das die Form eines griechischen Tempels hatte. Vor demselben sind außerdem noch Spuren oder Linien eines andern Baues erkennbar, der mit dem eigentlichen Tempel als Vorhalle verbunden schien. Stellt man sich nun das Ganze mit Hilfe der Phantasie dar, so hat der vordere Bau den Tempel auf dem schauerlichen Vorsprung gedeckt, so sind die unglücklichen Opfer von da in den Tempel geführt, in dessen Mitte an einem noch vorhandenen Steine dem Tode geweiht und dann durch den Ausgang am fürchterlichen Felsensturze dem Pontus ohne Messer übergeben worden. Kein Ufer des ganzen Pontus ist schauerlicher; wie viele Schiffe mögen hier zertrümmert worden sein, deren Mannschaft mit ihnen spurlos verschwand, so daß die Sage von den Menschenopfern, die hier stattfinden sollten, in Griechenland sehr leicht Eingang finden mußte.

— **Napoleon und Aristoteles über die Tragödie.** Aristoteles lehrte: die Tragödie ist gedankentiefer und erhabener als die Geschichte. Napoleon äußerte bei dem Ballfest 1808 in Weimar zu Goethe: die Tragödie ist nicht nur für die würdigste Schule der Fürsten und Staatsmänner zu achten, sie steht in gewisser Hinsicht selbst noch weit über der Geschichte.

— So neu **Sebastopol** ist, denn es zählt kaum 70 Jahre, so besitzt es doch ein nicht gleichgültiges Baudenkmal, das Häuschen nämlich, wo Katharina II. wohnte. Man nennt den kleinen Wohnsitz der Kaiserin vom Jahre 1786 noch jetzt (?) das „Schloß", obgleich es an Ansehen den gewöhnlichen Wohngebäuden der Stadt nachsteht. Wo die übrigen Herrschaften, Joseph II., Potemkin, Segur, der Prinz von Ligne, der froheste Mann seines Jahrhunderts, gewohnt haben, läßt sich nicht mehr sagen; Sebastopol war damals kaum 4 Jahre alt und kann schwerlich mehr als 100 Häuser gezählt haben, und doch erlebte es in der zartesten Kindheit eins der seltensten Schauspiele, die Selbstherrscherin aller Reußen und den römisch-deutschen Kaiser in sich zu beherbergen.

— **Der Tanz der Mädchen in der Wüste** ist eben so entzückend als herausfordernd. Bei den Arabern ist er uralt; im Bolero von Sevilla ist sein eigenthümlicher Reiz mit andalusischer Lebhaftigkeit auf das Glücklichste vereinigt. Der Tanz der Araberinnen besteht nicht, wie jener unserer Theaterballete, in Bewegungen, welche für Füße und Beine anstrengend sind; bei ihnen werden die Zehen nicht verdreht und gepeinigt, die Zuschauer nicht überrascht und abgestoßen; vielmehr bewegt und dreht sich beim arabischen Tanz der Körper; die Hüften zittern und beben, der Kopf neigt sich auf die Seite, wird emporgehoben, er wiegt sich hin und her, und dabei fällt das in zierliche Flechten gelegte Haar auf Schultern und Nacken hinab. Die Arme werden in anmuthigen Bewegungen gleichsam gewiegt, in der Hand hält die Tänzerin eine Gerte oder einen Säbel, dessen blitzende Klinge gewandt und kühn geschwungen in die Augen des Zuschauers glänzt. Die Musik zum Tanze ist das Tamburin; manchmal kommen auch Castagnetten hinzu; sehr oft aber besteht die Begleitung lediglich darin, daß andere junge Mädchen die Tänzerin umstehen und durch Händeklatschen den Takt geben. Dasselbe ist auch heute noch bei den Spaniern der Fall, wenn sie den Jaleo tanzen. Die Araberinnen weigern sich nie, vor angesehenen Fremden, welche in ihren Zelten gastfrei empfangen worden sind, ihre Tänze zu zeigen; man macht ihnen dann nachher einige kleine Geschenke.

— **Novitäten.** Aesthetische Wanderungen in Sicilien. Von Dr. Ludw. Goldhann. — Goethe's Faust und Schiller's Wilhelm Tell nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung und wechselseitigen Ergänzung. Von J. G. Rönnefahrt. — Schiller's dramatisches Gedicht Wallenstein aus seinem Inhalt erklärt von Demselben. — Die kaukasischen Länder und Armenien in Reiseschilderungen, herausg. von Prof. Dr. K. Koch. — Menschen und Dinge. Mittheilungen aus dem Reisetagebuch eines deutschen Naturforschers. (Vergl. den Aufsatz in unserer heutigen Nummer.) — Stein und sein Zeitalter. Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. Von Dr. Sigismund Stern (Oberlehrer an der hiesigen Realschule). — Alsatia, Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst, herausg. von August Stöber. — Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel, zusammengestellt und erläutert von Th. W. Danzel. — Gesammelte Aufsätze von Th. W. Danzel. Herausgegeben von Otto Jahn. — Der Tartüff, Lustspiel von Molière. Im Versmaaß des Originals mit Einleitung und Commentar von Adolph Laun. — Die afrikanische Wüste. Nach dem Franz. des Grafen d'Escayrac de Lauture. — Wanderungen nach Südasien. Von A. T. v. Grimm. Erster Theil. Die taurische Halbinsel. — Soll und Haben. Roman von Gustav Freitag. (Bereits die dritte Auflage.) — Der Pfarrer von Gravenhorst, Roman von Alfred Meißner (gleich dem vorhergehenden ein vielbelobtes Buch). — Wir kommen in den nächsten Nummern auf mehrere dieser Novitäten ausführlicher zurück.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4⁰. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 2. Frankfurt a. M., den 13. October 1855.

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.
Brief aus Venedig. Von J. V. Scheffel.
Der Landprediger von Wakefield. Von H. Hettner.
Theaterbriefe. Von Richard Steinau.
Das Ständchen. Gedicht von Heinrich Hoffmann.
Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach: Launitz'sche Arbeiten für den neuen Theatersaal. — Arthur Schopenhauer. — Der renovirte Frankfurter Dom u. s. w.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. *)

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Wie so Manches aus jener Zeit, was wir heute nur noch als ehrwürdige Tradition kennen, ist auch längst die schöne Sitte zu den Vätern gegangen, die das Abendgeläute als eine fromme Mahnung an das Menschenherz betrachteten, daß nach des Tages überstandner Mühe ein stilles Dankeswort an Den sich zieme, der auch diesem Tag nicht mehr der Last und Plage auferlegte, als eben der thätige Mensch ertragen konnte.

Zu diesem stillen Dankeswort fand man damals noch allerorten Zeit und Stimmung. Wo auch immer die Abendglocke das Ohr erreichte, im freien oder geschlossenen Raume, ja selbst auf der belebten Straße, war der „Abendsegen" gleichsam die Einsprache des Gemüthes gegen alles weitere Schaffen und Arbeiten und bildete nach altherkömmlicher Sitte den Schluß des vollbrachten Tagewerks. Der Beamte verließ seine Kanzlei, der Kaufmann und Wechselherr schloß sein Comptoir, der Krämer und Zunftgenosse seine Bude, und vom Felde kehrte der müde Landmann heim, der damals noch häufig seine Zugstiere und Ackerpferde mitten durch den Handel und Wandel der belebten Stadt trieb; kurz, nach dem „Abendsegen" gab's kein eigentliches Geschäft, keine Hanthirung mehr; ja, selbst der Aberglaube, der jener frommen Zeit auch da noch anhing, wo es Gewinn oder Verlust galt, er sogar scheute sich vor weiterer Fortsetzung der Tagesarbeit, weil er dem trägen Glück mißtraute, das noch hinterm „Abendsegen" hergehinkt kam.

Aber demungeachtet war unser Herr Stadtschultheiß, nachdem er wieder die schwarze Sammetmütze auf's ehrwürdige Silberhaupt gesetzt hatte, mit seinem Tagewerk heute noch lange nicht zu Ende; und wer seine strenge Zeit- und Geschäftseintheilung kannte, mußte jedenfalls an etwas Außerordentliches bei dem sonst so pünktlichen alten Herrn glauben, das ihn bewog, fast eine volle halbe Stunde vor dem Abendgeläute seine Arbeitsstube zu verlassen, nachdem er vielleicht noch nicht einmal die Registrande für den folgenden Tag in Ordnung gebracht oder die Akten für die morgende Rathssitzung eingesehen hatte.

Und so war es auch in der That. Ja, wir nehmen uns hier gleich die Freiheit, die noch keinem Erzähler von seinem Leser bestritten worden ist, zu sagen nämlich, was im Innern seiner Personen vorgeht; und berichten, daß es heute wirklich im Gemüth und Geblüt des alten Herrn ganz ungewöhnlich ernst und wolkig aussah, nicht anders, als wenn ihm die Abendglocke der St. Peterskirche die volle schwere Sorge vieler Tage und Nächte plötzlich in eine Stunde zusammengeläutet hätte und ihm darüber selbst der fromme Abendsegen nicht wie sonst „spruchreif" von Herzen gegangen wäre.

Denn weder die Blumen, die er betrachtete, noch das dem Herbst entgegenreifende edle Obst an Spalier und Baum waren heute Gegenstand seiner Aufmerksamkeit; auch geschah jede Verrichtung, die er vornahm, gleichsam nur mechanisch; während seine Gedanken ganz anderswo waren und selbst der äußere Schmerz, so oft er in seinem zerstreuten, in sich gekehrten Wesen einer Brennnessel oder einem Dorn zu nahe kam, ihn nur vorübergehend daran erinnerte, wie wenig sein anscheinend so emsiges Hanthiren zu der Verstimmung seines Innern paßte. Von Minute zu Minute wuchs diese üble Laune; schon zog er das Unkraut nicht mehr bedächtig wie sonst aus der Erde, sondern riß es heftig mit Stiel und Wurzel heraus und gab ihm dabei sonderbarerweise allerhand Namen und Titel, die gewiß in keinem botanischen Lexikon zu finden waren. So arbeitete und rumorte es eine Zeitlang bedenklich und gewaltig im Innern des alten Herrn herum, seine Züge nahmen einen immer verdrießlicheren Ausdruck an und ein bitterböser Humor brütete deutlich in allen Falten seines Gesichtes. Daß er sich dabei fortwährend an den Blumenbeeten zu schaffen machte und die schwerfällige Last eines gealterten gichtgeplagten Körpers unter dem Sichbücken und Wiederaufrichten der hohen breitschultrigen Gestalt ihm heute doppelt fühlbar wurde, vermehrte nur noch seinen tiefen Mißmuth; zu der Betrachtung über die Widerwärtigkeiten und Beschwerden seines Amtes kam die über des Alters Ungemach hinzu, und eben weil er nur aus Zerstreutheit arbeitete, ging sein Sinnen und Denken um so eifriger der Ursache seiner inneren Sorge nach.

Erst als ein geschäftiger Maulwurf, dem er schon vergebens seit Wochen mit dem Spaten im ganzen Garten aufgelauert hatte, dicht vor seinen Augen im schönsten Nelkenb[illegible] frische Erde aufwarf, gewann, was sich so lange in Unmuth und düsterem Brüten nach Innen gekehrt hatte, mit Einmal eine äußere Verlebendigung. Zornig sprang er über die vordere Rabatte mitten unter seine Lieblingsblumen und arbeitete in blindem Eifer dem unterirdischen Verwüster seines Gartens so heftig mit Füßen und Schuhabsätzen entgegen, daß in Zeit von einer halben Minute die schönsten und seltensten Exemplare seines Nelkenflors gnadlos in Grund und Boden hineingestampft waren: Bizarden und Picotten, Concordien, Feuerfaxen und Picott-Bizarden, und wie alle die kostbaren Spielarten seiner

*) Diese Erzählung ist bereits Eigenthum eines Verlegers, weßhalb wir uns gegen deren Wiederabdruck verwahren. Die Redaction.

duftenden Pfleglinge heißen mochten, geknickt und zertreten auf der Erde lagen und der Herr Stadtschultheiß zuletzt als einziger Dianthus caryophillus rarster Sorte mitten auf dem verwüsteten Nelkenbeet stand, das Gesicht in des Zornes Farbe erglühend gleich einer dunkelrothen Karthäusernelke.

Aber so plötzlich und zerstörend auch dieser gewaltsame Ausbruch eines lange verhaltenen inneren Grimms gewesen war, bedurfte es doch nur eines einzigen Blickes auf die traurigen Folgen seines blinden Eifers und alsbald legte sich auch sein Jähzorn wieder; ja, die Reue über seine rasche That nahm sich womöglich noch wunderlicher aus, als sein heftiges Aufbrausen gegen eine kleine Creatur, die doch im Verlauf eines ganzen Sommers nicht so viel Schaden angestiftet hatte als er, der sonst so ruhige und auf Erhaltung des geringsten Pflänzchens bedachte Mann in wenigen Sekunden.

Erst blickte er verlegen im ganzen Garten umher, ob nicht Jemand Zeuge seines sonderbaren, ihm selber unbegreiflichen Wuthausbruches gewesen sei; und trat dann, nachdem er sich hierüber beruhigt hatte, so vorsichtig, als sei noch Alles im besten Zustande, von dem verwüsteten Nelkenbeet auf den Pfad, hier wiederum stille stehend und in sich gekehrt von Neuem den zerstörten Blumenflor betrachtend.

Ei, ei, alter Johann Wolfgang, sprach er kopfschüttelnd vor sich hin: so bringst du ebensowenig den Maulwurf zur Raison, der deine Gartenbeete verwüstet, als die Zunftmeister der Metzger- und Bäckerinnung, die dem armen Kaiser Carolus fernerweiten Credit verweigern. Ach, meine schönen Gartennelken! Was haben sie mit der Ebbe im kaiserlichen Haushalt auf der Zeil zu schaffen, um sie dafür büßen zu lassen, daß die Bäcker- und Metzgerzunft mir mit ihrer Widerspenstigkeit das Leben sauer macht? So wenig als der Maulwurf, der weiß Gott den geringsten Antheil an diesem Malheur hat; denn das Aergerniß, um dessentwillen ich so sehr in Füreur gerieth, hat er nicht gegeben; in contrarium sind's die gewesen, die da meinen, der Kaiser des heiligen römischen Reichs könne auch ohne Fleisch und Brod bestehen, oder möge von den windigen Versprechungen und Vorspiegelungen des französischen Ambassadeurs, Marschall von Belle-Isle, satt werden. — Aber wartet nur! Ich will Euch zeigen, welcher Unterschied ist zwischen einer gesalbten insolventen Majestät und einer andern leichtfertigen Kundschaft, abgesehen davon, daß mir der verwünschte Reimschmied, vulgo Pamphletist, Vincentius Haderkatz, noch heute in den Thurn muß von wegen seines gottvergessenen Libells, das den ganzen Rumor unter den Zünftigen angerichtet hat.

Ein Selbstgespräch, wie das eben gehaltene, lag so sehr in der Gewohnheit und Charaktereigenthümlichkeit des den Menschen gegenüber meist wortkargen alten Mannes begründet, daß er es wohl noch länger fortgesetzt haben würde, wäre er hier nicht durch den Schellenklang an der hinteren Thüre belehrt worden, daß Jemand aus dem Hause in den Garten getreten sei. Auch täuschte er sich in seiner Vermuthung nicht, daß man ihn zu suchen komme; denn gleich nachher sah er seine älteste Tochter Elisabeth, ein schönes blühendes Mädchen von kaum vierzehn Jahren, aber von so edel ausgebildetem Wesen und Gestalt, daß sie von den jüngeren Geschwistern nur die „Jungfer Prinzeß" genannt wurde, eilig den Rebgang herunterkommen. Sobald sie des Vaters am Nelkenbeet ansichtig wurde, lief sie noch rascher auf ihn zu, um ihm zu melden, daß fünf Bürger ihn zu sprechen verlangten.

Es sind die Zunftmeister der Bäcker und Metzger, der Herr Vater habe sie nach dem Abendgeläute zu sich beschieden, fügte sie hinzu, ward aber vor Schrecken fast sprachlos, als sie jetzt die Verwüstung auf dem Nelkenbeet gewahrte.

Um Gott, wer hat Ihm das angerichtet? rief sie und schlug die Hände zusammen. Ach, die schönen Karthäuser und Feuerfaren, derentwegen der Herr Vater noch vergangenen Herbst die großen Auslagen an den Erfurter Blumenhändler hatte! Sollte man nicht meinen, ein wüthiger Mensch sei aus dem Tollhaus in unsern Garten entsprungen und habe seine Freude an der Verheerung gehabt!

Was der würdige Stadtschultheiß seinerseits bei diesem wunderlichen Einfall seiner Aeltesten dachte, sagte er zwar nicht; doch bemerkte diese an seiner Miene, seinem ganzen Wesen ein so räthselhaftes Etwas, daß sie sich schlechterdings nicht erklären konnte, was hier vorgegangen sein mochte, und warum der Vater bei der Verwüstung seiner Lieblingsblumen anscheinend so gelassen blieb. Mit dem halben Gesicht schmunzelte, mit der andern Hälfte grollte er, sah sie dabei zuweilen mit geheimnißvoll zwinkernden Augen an und drehte beständig die beiden Daumen um einander, wie er wohl zu thun pflegte, wenn er einen Dritten in Gutem oder Bösem bei dessen innerster Herzensmeinung betreffen wollte.

Kein Zweifel, er hatte seine geheime Freude an der Bestürzung und Ungewißheit, womit die Tochter bald ihn, bald den zertretenen Nelkenflor anblickte; bis diese plötzlich noch einmal, und wo möglich noch erschreckter als vorhin, die Hände überm Kopf zusammenschlug und ausrief:

Herrgott von Bonames, da liegt ja Seine Schuhschnalle mitten unter den Nelken, Herr Vater!

Durch diese unerwartete Entdeckung wurde allerdings des alten Herrn Ruhe und Gelassenheit auf eine nicht leichte Probe gestellt; denn schon hatte Elisabeth wirklich die verrätherische Schnalle vom Boden aufgehoben und ein einziger Blick auf seinen rechten Schuh verrieth und bestätigte ihr den Urheber der Verwüstung auf dem schönen Nelkenbeet.

Aber um so größer ward ihre Bestürzung, um so räthselhafter erschien ihr das Werk der Zerstörung.

Unser würdiger Stadtschultheiß hatte jedoch nicht sobald seine Verlegenheit beim Anblick der verrätherischen Schuhschnalle bemeistert, als er auch schon mit der ihm in ähnlichen verwickelten Lebenslagen eignen Schlauheit einen Ausweg entdeckte, wie er ihn selbst bei der schwierigsten Rechtsdeduction nicht scharfsinniger hätte auffinden können. Die linke Hand auf seiner Aeltesten dunkelblonden Lockenkopf, den Zeigefinger der Rechten aber neben die eigne stattliche Nase legend und dazu die Augenbrauen bedeutsam in die Höhe wölbend, gab er sich mit Einmal das Ansehen eines Mannes, der nach reiflicher Ueberlegung in einer hochwichtigen Angelegenheit einen Andern in die Mitwissenschaft ziehen will, ohne sich darum des letzten vorbehaltlichen Autoritätsspruches zu begeben.

Mit der ganzen gemessenen und feierlichen Würde eines Vaters, der zugleich Stadtschultheiß und wirklicher kaiserlicher Rath ist, sagte er zu seiner Tochter:

Behalt's fein für dich und verrath's an keinen Menschen, mein Kind, was ich dir jetzund und zwar von freien Stücken sagen will, zumal du im Begriffe stehst, die Kinderschuhe für immer auszutreten; dahingegen aber weder deine liebwerthe Frau Mutter, noch deine Geschwister, am Wenigsten aber unsere zahlreiche Freund- und Sippschaft im Allergeringsten jemals ein Wörtlein von dem unglaublichen Mirakel erfahren dürfen, das deinem alten Vater so eben arrivirt ist. So wisse denn — vorhin als ich im stillen Garten den Abendsegen gesprochen hatte und eben der großen Kreuzspinne da am Feigenbaum ein Weilchen aufmerksam zusah, wie sie im Abendlicht ihr prachtvolles Silbernetz ausbesserte, — hatte ich plötzlich eine gewaltige Anfechtung, eine Anfechtung, wie ich solche Zeit meines Lebens weder erfahren noch auch sonsten für menschenmöglich gehalten, wo ich mit allen Leibes- und Geisteskräften ringen mußte gegen den unsichtbaren und doch übergewaltigen Feind, wobei wir denn von ohngefähr in unserm heißen Capitalstreit allgemach vom Kiesweg ab und mitten in's Nelkenbeet hineingeriethen, daß alle Prachtpflanzen drüber zu Grunde gingen und er mir zuguterletzt auch noch die Stahlschnalle vom Schuh trat. Da aber faßte ich ihn mit einem herzhaften Gelobt sei Christ an

beiden Schultern, kriegte ihn unter und preßte, drückte und zwengte ihn so lange, bis er endlich von mir abließ und ich es ordentlich zwischen den Händen spürte, wie er immer dünner und schmächtiger wurde, immer schmäler und schmeidiger gleich einem Riedaal, und endlich gar so schlank, daß er mir mit Einmal unter den Händen weg in ein Maulwurfsloch entschlüpfte, das ich dann sofort fest mit dem Fuß zustampfte, hier, siehst du, hier, wo du noch die Spur schauen kannst — wart' nur, Elisabethchen, sag' mir kein Wort, denk' auch nicht weiter drüber nach — gleich soll dich der Augenschein belehren, daß hier herum ein Maulwurfsgang liegt.

Und rasch den am nächsten Baum angelehnten Spaten ergreifend, schaufelte er so lange die Erde auf, bis wirklich am bezeichneten Platze ein Maulwurfsloch zum Vorschein kam, worauf er sich auf's linke Knie niederließ, den Spatenstiel tief in die Höhlung steckte und zur staunenden Tochter aufblickend, mit feierlicher Miene betheuerte:

Siehst du, Kind, dahinein ist er entkommen — tief, tief — bis hinab in der Erde Mittelpunkt, und wär' gleich der Schippenstiel so lang wie von hier nach Babenhausen, ich erreicht' ihn doch nimmermehr!

Nach diesem offenbaren und augenscheinlichen Beweis der so glücklich überwundenen Anfechtung vom Boden aufstehend, klopfte er sich zuerst die Erde von den kurzen braunen Lederhosen, stampfte mit dem Fuße das Maulwurfsloch wieder zu, legte zum Zeichen unverbrüchlichen Schweigens die drei Mittelfinger auf ihren Mund, winkte ihr noch einmal geheimnißvoll und ging dann so ruhig, als gehöre ein derartiges „Mirakel“ ebenso gut zu den erlebten und unerlebten Dingen, wie sie einem jeden andern Christenmenschen zuweilen in der Wirklichkeit oder der Einbildung vorkommen mögen, dem Hause zu, in dessen offenstehender Hinterthüre die fünf stattlichen Gestalten der Zunftmeister der Bäcker- und Metzgerinnung sichtbar wurden, die beim Erscheinen des gestrengen Herrn Stadtschultheißen noch dichter zusammenrückten, um Einen durch den Andern zu decken und gleichsam der obersten Staatsautorität gegenüber die Corporation als ein ernsthaft geschlossenes untheilbares Ganze ehrerbietigst zu vertreten.

In fester würdevoller Haltung stellte sich der alte Stadtschultheiß neben das Sonnenhorolog und winkte den Zunftmeistern mit der Hand, auf daß sie zu ihm herantreten und seine Willensmeinung, wegen deren er sie vor sich beschieden, mit gebührender Aufmerksamkeit vernehmen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Brief aus Venedig.

Ins venetianische Leben bin ich allmälig eingewöhnt und freue mich täglich von Neuem, wenn ich durch die Säulenhallen des Dogenpalastes, oder durch die ernsten mosaikgeschmückten Räume der St. Markuskirche gehe. Venedig ist etwas Apartes, das weder in Italien noch in der Welt seines Gleichen hat; man versteht es erst, wenn man sich mit seiner Lage und der größtentheils dadurch bestimmten Geschichte vertraut macht. Auf einer Sandbank der Lagunen wachsen eben andere Verhältnisse empor als in einem Thal der Alpen, oder an den Ufern des Tiber. Aber diese von der Natur zu einem Amphibienleben geschaffenen Insulaner haben aus sich gemacht, was zu machen war. Die Enge ihrer Heimath trieb ins Weite. Das Meer ward ihren Galeeren unterthan, Handel und Erwerbung machten ihnen den Orient zinsbar — und so mahnt hier bei jedem Schritt ein Rest alter Zeit an diese gedoppelte Position, die nur einen Fuß hier hatte, den andern aber im griechischen Archipel, in Konstantinopel, in der Levante u. s. w. St. Marco ist größtentheils aus der Beute des Orients gebaut; wenn diese Säulen und Statuen ihren Heimathschein auf sich geschrieben trügen, würde die eine von Syrien, die andere von Konstantinopel, die dritte von Paros oder Naros erzählen. — Die vier prachtvollen Broncepferde auf der Balustrade sind aus dem Hypodrom von Byzanz, und dorthin vielleicht aus Rom gekommen. Vor dem Thor des Arsenals hält ein riesiger Löwe Wache, der einst den Hafen Piräus bei Athen schmückte, und dem in unbekannter Zeit nordische Seefahrer eine Runenschrift auf seinen Marmorrücken geschrieben. — So fahren die Kunstwerke in der weiten Welt herum.

Diese Verbindungen und Eroberungen müssen seiner Zeit einen enormen Reichthum hier concentrirt haben, jeder Nobile, oder wenigstens die alten Häuser dieser Patrizier, waren Fürsten für sich; wenn man den Canal grande entlang fährt, spiegelt sich ein Palast nach dem andern im grünen Lagunenwasser, und einer schöner als der andere, von den spitzbogigen maurischen Balkonfenstern und Säulenhallen des 12. und 13. Jahrhunderts an bis zu den eleganten, der Antike nachgeahmten Façaden, mit denen Sansovino und Palladio die Königin der Meere geschmückt.

Ein merkwürdiges Prachtstück ist der Dogenpalast, der aber schon in seinem Aeußern deutlich ausdrückt, daß ein Doge von Venedig kein seinen Launen und Vergnügungen Raumgebendürfender Fürst, sondern der oberste Beamte einer finstern strengen Republik war, die ihm diese Säle nur zur Verfügung stellte, wie etwa eine andere Stadt ihrem Bürgermeister den dritten Stock ihres Rathhauses als Dienstwohnung; darum sind unter demselben Dach alle die Gemächer, wo die übrigen Behörden der Republik ihr Wesen trieben, der Rath der Zehn und die Staatsinquisition und die Procuratoren und Avogadoren und der große Senat; zu oberst aber die Bleikammern und zu unterst die scheußlichen Gefängnisse der Pozzi, aus denen mehr Gefangene der Erdrosselung oder dem Ertränktwerden, als der Freiheit entgegengingen.

Wer seinen Glauben an die Menschheit etwas herabstimmen will, muß die Statuten der venetianischen Inquisition lesen, um zu sehen, mit welchen Mitteln man eine durch Schreck und Furcht allzeit leichter als durch Humanität zu lenkende Menge regieren, zugleich aber auch allen Usurpationsgelüsten der Bevorzugten und Hervorragenden die Spitze abbrechen kann.

Man wendet gern seinen Schritt von der in jene Gefängnisse führenden, verdeckten Seufzerbrücke weiter. Die Kunst hat ja über Venedig ein so reiches Füllhorn ausgeschüttet und versöhnt mit dem finstern Getriebe der Gewalten, unter denen sie blühte.

In der Akademie der schönen Künste strahlt der Farbenglanz der alten venetianischen Meister in unvergänglicher Gluth und in so gleichmäßig weicher Harmonie, daß es einem schier bedünken möchte, als wären die Pinsel all Jener, die im 16. Jahrhundert zu Venedig das Reich der Farbe beherrschten, mit einem besondern Zauber gefeit gewesen, von dem ernst einfachen Giovan Bellini bis zu dem gluthsprühenden Titian, dem grazios sichern Paris Bordone und dem anmuthig kecken lebenstreuen Paul Veronese, eine Grundstimmung, die mir jetzt erst klar gemacht hat, daß das Malen kein Coloriren von Cartons ist, sondern ein eigenes volles, in Farben und nur in Farben sich bewegendes Denken, dem Linie und Composition und alles Andere nur als ganz untergeordnete Nebensachen dienstbar sind.

Was die Akademie in reicher Zusammenstellung hat, findet seine Ergänzung in den einzelnen Kirchen. Der heilige Zacharias macht Einem den alten Bellin erst recht werth. In der reichen mit Dogengrabmälern geschmückten Kirche S. Giovani e Paolo hängt das Martyrium des heiligen Pietro, wohl das gewaltigste Werk, das Titian geschaffen. Die Schola di San Rocco ist eine ganze Gallerie von Bildern des fingerfertigen phantasievollen Tintoretto, dem nur die Mäßigung und jene unerwerbbare Ader geistigen Adels fehlte, um es mit den Ersten seiner Zeit aufzunehmen. — So bietet jeder Tag einen neuen Erwerb; und wenn sich der Mensch zur Abwechslung auch wieder am Spiel der Wogen und elementarer Kraft erfreuen will, dann trägt ihn die Gondel Abends hinaus an den Lido,

wo hinter weißen Sanddünen das adriatische Meer seine unendliche Fläche fluthen läßt. Man wirft sich in die stärkenden Wellen und fährt erst in dunkler Nacht seinem alten Venedig wieder entgegen — und die Lagunen leuchten in einem gespenstigen Phosphoresciren bei jedem Ruderschlag, als würde ein Gewimmel silberner Funken in der Tiefe wach, und die Seele möchte sich schier verträumen, wenn das Menschengelärme an der Riva degli Schiavoni und der klagende Marionettenkönig, der oft um 11 Uhr Nachts seinen fünften Akt und seinen Tod noch nicht gefunden, sie nicht wieder in die Gegenwart zurückriefe. — Oder man stattet einmal den ernsten Armeniern auf der Insel San Lazzaro Besuch ab; die passen mit ihren langen schwarzen Talaren und Bärten und der orientalischen Ruhe im Antlitz trefflich aufs venetianische Pflaster, und haben sich auf ihrer Insel eine reizende Einsamkeit geschaffen. — In ihrem Klostergarten mit seinen Cypressen und baumhohen Rosensträuchern kommt das aus Venedig schier verdrängte Grün doch auch wieder zu seinem Recht, und in ihrer Druckerei drucken sie armenische Bücher, und ich mußte mir es wohl gefallen lassen, daß mich der Pater für einen Ignoranten, statt für einen Gelehrten hielt; denn meine Sprachstudien waren über's Armenische so wenig im Klaren, daß ich ihn fragte, ob man ihre Schrift auch von rechts nach links lese, worauf er mir indignirt antwortete: „Signor, wir sind keine Juden, sondern gute Christen." Die schönste aller Inselfahrten aber führt nach dem entlegenen Torcello. Dort liegt in kühlem Meeresgrund die alte Stadt Altino versunken, wo der Fischer noch dann und wann Marmorstücke im Netz herauszieht, und Torcello selbst ist einsam und verlassen, auf dem ehmaligen Marktplatz wächst Gras; aber wie ehedem der Prätor hier Recht sprach, so steht der marmorne Lehnstuhl noch zwischen umgestürzten Säulencapitälen. Das Volk nennt ihn die Sedia di Attila, zum Andenken an die Hunnen, die ihre Vorfahren einst zwangen, in diesen Inseln eine unzugängliche Zufluchtstätte zu suchen; und die ehrwürdige Kirche San Fosca mit ihrem Achteck und der Säulengetragenen Vorhalle und der alte Dom mit seinen amphitheatralischen Chorherrensitzen und düster ernsten byzantinischen Mosaiken ragen als Denksteine der Zeit, wo hier einst, wie jetzt in Venedig, ein dichtgedrängtes Stadtvolk wimmelte. Die einsamen fremden Gäste aber steigen sofort aufs Campanile, um durch die durchbrochenen Fenster bei den Glocken zugleich nach den Alpen Friauls, den euganeischen Bergen bei Padua und dem adriatischen Meer eine spähende Umschau zu halten. Der Sonntagsfriede über diesen epheuumrankten Trümmern inmitten der Lagunen, und dann wieder ein Abend auf dem gaserleuchteten St. Markusplatz, wo die venetianische Eleganz in so dichten Reihen beim Schall der österreichischen Militärmusik promenirt, als wär's ein Ball im Freien und eben die Polonaise an der Reihe . . . . . Stoff genug zum Nachdenken für Einen, der mitten drin nicht vergißt, daß auch der St. Marco sammt aller Pracht und Marmorschöne dereinst öde und verlassen stehen wird, und der sich fragt, was ist in all dem bunten Schattenspiel von Welt und Geschichte das Bleibende?

Venedig, den 1. October 1855.

J. V. Sch.

Der Landprediger von Wakefield *).

Eine Skizze von H. Hettner.

Mit Ausnahme des Robinson Crusoe ist wohl kein englisches Buch beliebter und allgemeiner verbreitet als der Vicar of Wakefield.

Wer kennt und liebt ihn nicht, den guten und wackern Landprediger, der seine unerschütterliche Menschenliebe und Tugendtreue niemals verleugnet, auch wenn er das Gehässigste von den Menschen erdulden und die schwersten Prüfungen überstehen muß? Wer kennt und liebt nicht seine wackere, aber schon etwas weltlicher gesinnte Gattin, seine beiden schönen Töchter Olivia und Sophie, und seine Söhne, den abenteuernden Georg, den prächtigen, in Sitteneinfalt und Gottvertrauen dem Vater nacheifernden Moses, kurz, die ganze herrliche Familie bis hinab auf die kleinen Lieblinge des Vaters, Dick und Bill?

Goethe, der in Dichtung und Wahrheit (Th. 21. S. 262 ff.) unserm Roman eine liebevoll eingehende Besprechung gewidmet hat, macht die Bemerkung, daß ein protestantischer Landgeistlicher vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle ist: „An den unschuldigsten Zustand," sagt er, „der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermannes, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, so wie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann, und so vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grund ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen in's Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, und, wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse, so wie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt, das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beschränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls in einen kleineren übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Löbliches hervorspringt, und über dies Alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigner und fremder Fehler, so hat man das Bild unsres trefflichen Wakefield so ziemlich beisammen."

Es ist unverkennbar, daß Goldsmith durch Fieldings vortrefflichen Pfarrer Adams im Joseph Andrews angeregt wurde. Er selbst war der Sohn eines Landpredigers, und zwar eines höchst liebenswürdigen und ausgezeichneten. Er brauchte nur die Eigenthümlichkeiten seines Vaters treu wiederzugeben, und er hatte ein ebenso naturwahres als herzgewinnendes Grundmotiv.

Die Erfindung ist nicht bedeutend. Die Ereignisse sind zum Theil unwahrscheinlich und gewaltsam, oft sogar unmöglich. Namentlich gilt dies von der Geschichte der beiden Thornhills, des braven Oheims sowohl wie des nichtswürdigen Neffen. Wie konnte Jener, der in der ganzen Gegend als allgemeiner Wohlthäter gerühmt und geliebt wird, nur in unserer Predigerfamilie unter dem Namen des Mr. Burchell so lange unbekannt bleiben? Wie mochte er so lange unthätig allen Böswilligkeiten seines Neffen zusehen, Olivia verderben und auch seine geliebte Sophie der größten Gefahr aussetzen lassen, da es ihm doch nur ein einziges Wort kostete, augenblicklich allem Uebel vorzubeugen und die drangsalsvolle Verwicklung zu lösen? Aber alle diese störenden Mängel vergeben und vergessen wir über der rührend schönen Menschlichkeit des Haupthelden und seiner nächsten Umgebung. Goethe kann mit Recht sagen: „Die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden mache diesen Roman zu einem der besten, die je geschrieben worden, um so mehr, da derselbe noch den großen Vorzug habe, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätigt, den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt und dieß Alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus." Die Kleinmalerei,

*) Von diesem Roman ist eine sehr gelungene Uebersetzung von Emil Susemihl erschienen (bei Klemann in Berlin) mit Zeichnungen von Ludw. Richter.

mit der uns der Dichter in den Zauber dieses häuslichen Stilllebens hineinbannt, ist unübertrefflich und des größten Meisters würdig. Diese Kunst hat Johnson im Auge, wenn er in der Grabschrift, die er seinem Freund Goldsmith setzte, ihn einen in der Darstellung des Lächerlichen und des Rührenden mächtigen aber milden Beherrscher der menschlichen Gemüthsbewegungen nennt.

Wenn die Engländer von Oliver Goldsmith sprechen, so ergehen sie sich gerne in biographischen Einzelnheiten. Dies kommt daher, daß Goldsmith persönlich ein wunderlicher Kauz war, wohlthätig bis zur äußersten Selbstlosigkeit und doch in der kleinlichsten Weise eitel und reizbar, gewandt und geistreich in seinen Schriften, in der mündlichen Unterhaltung aber fad und albern. Uns genügt hier zu wissen, daß er am 10. Nov. 1728 zu Pallas oder Pallice in der irischen Grafschaft Longford geboren wurde, ein unstätes Jugendleben führte, das er im Vicar of Wakefield in den Schicksalen Georgs geschildert hat, dann zu London im berühmten Clubb der Johnson, Gibbon, Garrick, Burke und Reynolds lebte und am 4. April 1774 im rüstigsten Mannesalter starb. Neben seinem beliebten kleinen Roman ist Goldsmith durch die beiden Dichtungen „The traveller", „der Reisende" (London 1765) und „The deserted village", „das verlassene Dorf" (London 1770) am meisten bekannt geworden. Auch gelang es ihm, durch einige Stücke auf der Bühne Erfolge zu gewinnen. Seine zahlreichen übrigen Schriften aber, wie seine englische, griechische und römische Geschichte und vollends seine unvollendet gebliebene Naturbeschreibung sind nur um des Brodes willen entstanden; lesbar und anziehend, aber ohne Selbstständigkeit und Tiefe. Als Goldsmith seine Naturgeschichte begann, sagte sein Freund Johnson: „Es ist sehr zu bezweifeln, ob seine Kenntniß hinreicht, eine Kuh von einem Pferd zu unterscheiden, aber das ist unzweifelhaft, daß er nichts desto weniger ein gutes Buch machen wird."

Theater-Briefe.

I.

Frankfurt, in der zweiten Octoberwoche.

Mit großen Summen hat Frankfurt eine bauliche Herstellung seines Theaters unternommen und die Bühnenfreunde der kunstsinnigen Stadt leben der Hoffnung, ein neuer Geist werde in dem erneuten Hause seinen Wohnsitz aufschlagen, um den Tagen trauriger Verkommenheit eine Zeit frischen und freudigen Wiederaufblühens folgen zu lassen. In der neuen Organisation ist dem bisherigen Princip der Leitung des Stadttheaters das verdammende Urtheil gesprochen: der schnöde Erwerb hat die Stätte räumen müssen und die Anstalt soll jenem reinen Dienst der Musen zurückgegeben werden, dem sie ursprünglich erbaut und überwiesen war. Das Beispiel, mit welchem Frankfurt in diesem Bezug andern, dazu größeren Städte vorleuchtet, ist ein glänzendes Zeugniß für den ächten Bürgersinn, der hier waltet, ist es zumal in einer Zeit, wo mancherlei Noth und Gefahr allwärts die Gemüther beengt und den Sinn für das Nächste und Nöthigste gefangen nimmt. Seitdem vor nun sechs Monaten eine bedenkliche Krisis der Ausgangspunkt der neuen Aera geworden ist, hat die allgemeine und lebendige Theilnahme der Bürger für das Theater, welcher allein diese Wendung zu verdanken bleibt, nicht nachgelassen, hat ausgezeichnende Uneigennützigkeit in wenigen Tagen die reichen Mittel beschafft, um eine gründliche Umgestaltung des Instituts nach Innen und Außen möglich zu machen, und man ist nun, von den besten Wünschen und Hoffnungen beseelt, gewärtig, ob und wie weit das reorganisirte Institut jene Ansprüche erfüllen werde, die man an eine Kunstanstalt zu machen berechtigt ist. Ueber Mangel an Theilnahme und Empfänglichkeit wird man sich am wenigsten zu beklagen haben.

Die Wiedereröffnung des Theaters steht nahe bevor. Ein Urtheil über die Befähigung der Männer, in deren Hände das Vertrauen der Mitbürger die obere Leitung gelegt hat, wäre heute ein vorzeitiges; gewiß ist — und dieses Zeugniß liegt eben schon in der Wahl ausgesprochen, — daß ihr gemeinnütziger Sinn, ihre Bildung, ihr Geschmack und ihr Streben für die Führung ihres Amtes und dadurch für die nächste Zukunft der hiesigen Bühne Gutes verheißende Vorzeichen sind. Für Gesinnung und Ziele des Intendanten zeugt einstweilen vortheilhaft der Geist, der sich in vielen seiner Stücke, insbesondere den früheren, kund gibt, und für seine praktische Befähigung die aus dem ursprünglichen Beruf gewonnene umfassende Bühnenkenntniß und seine in den letzten Jahren mit anerkannten Ehren ausgefüllte Stellung als Lehrer an der rheinischen Musikschule zu Köln. Auch hat man ohne Voreingenommenheit abzuwarten, was sowohl die aus dem früheren in das reorganisirte Institut übergegangenen, als auch die neu herzugezogenen Beamten und Kräfte leisten werden; wenn sich dies bei den letzteren fast von selbst versteht, so darf hinsichtlich jener nicht übersehen werden, daß für eine Wirksamkeit unter durchaus veränderten Verhältnissen der Maßstab der früheren Beurtheilung unbrauchbar geworden ist. Wo aber, wie dies leider auch schon geschehen ist und wohl noch fürder geschehen wird, rein persönliche Interessen und getäuschte Hoffnungen oder dergleichen ein falsches Zeugniß als gutes, gültiges Urtheil in die öffentliche Meinung einzuschwärzen versuchen, da ist der Herabwürdigende der Herabgewürdigte, der vermeintliche Richter der Gerichtete, und die Niedrigkeit der Wendung und des Ausdrucks gibt nur das Maß für die Niedrigkeit der Gesinnung.

Der Grundsatz, auf welchem die neue Organisation der hiesigen Bühne beruht, gestattet allerdings, ja fordert sogar der Leitung und den Leistungen gegenüber eine größere Strenge des Urtheils, als dort, wo die Speculation auf eigene Gefahr es unternimmt, den Reiz des Theatergenusses und die Schaulust der Menge auszubeuten; während man sich hier gefallen lassen muß, daß Ebbe oder Fluth in der Kasse die vorwiegend entscheidenden Momente bleiben, handelt es sich dort zunächst und vornehmlich um die reinen Interessen der Kunst. Aber, sofern nur das neue Theater das zuletzt genannte Princip von Anfang an nicht aus den Augen verliert, wird es für die ersten Wochen und Monate die **Billigkeit** der Besuchenden in Anspruch nehmen dürfen und müssen. Insbesondere ist vor hochgespannten Erwartungen zu warnen: die unerquicklichste Enttäuschung würde nicht ausbleiben. Für jetzt ist erst der äußere **Bau** vollendet; zum Tempel der Kunst, der er dienen soll, kann er nur **allmälig** werden und wachsen. Die hohen Ziele sind gesteckt, aber die Pfade dahin sind schwierig. Fängt das Theater wieder an, so fängt es **von vorne** an. Das wollen wir nicht vergessen.

Den Werth einer Vorstellung bedingt zu allermeist das Ensemble. Wer daran zweifeln wollte, den erinnern wir an das sogenannte Gesammtgastspiel zu München im Sommer des vorigen Jahres. Dort hatte man die Koryphäen der dramatischen Kunst vereinigt, um die Bühnenwerke der größten deutschen Meister in, wie man sich's versprach, höchster Vollendung vorzuführen. Aber so löblich auch das Bestreben Aller für das Ganze war und im Einzelnen Unübertroffenes geboten wurde, — die Gesammtwirkung blieb aus, die Gruppirung und Krystallisation fehlte und man hatte am Ende allerdings hochbegabte Darsteller, aber keineswegs das **Stück** gesehen. Oder um ein uns näher liegendes Beispiel anzuführen, so wird man sich mit Vergnügen des großen dramatischen Ausdrucks erinnern, der das Spiel der Frau Anschütz auszeichnet; aber wie manchmal war dieser Ausdruck in demselben Maße abgeschwächt, als sie und ein Bühnengast, und wenn dieser der berühmtesten einer war, ihre Rollen nicht verschmelzen und, sei es aus gegenseitiger Unbekanntschaft oder aus welchen Gründen sonst, ein ineinandergreifendes und dadurch wirksames Zusammenspiel nicht erzielen konnten.

Dieses Ensemble muß hier erst wieder geschaffen werden. Man wird es aber von Anfang an um so stärker vermissen, als die

Mehrzahl der ersten Fächer im Schauspiel und in der Oper von verschiedenen Seiten her mit neuen Kräften besetzt sind, die weder einander, noch auch, was vielen erst wieder eine größere oder geringere Befangenheit zu überwinden gibt, das Publikum kennen, vor welchem sie ihre Kunstthätigkeit entfalten sollen. Man wird sich deßhalb kaum wundern, am wenigsten aber die Leitung anklagen dürfen, wenn Umstände so natürlicher Art die Erfolge der ersten Abende schmälern sollten. Geschieht nun gar das so leicht Mögliche, daß einzelne der neuen Kräfte nach den ersten öffentlichen Proben für die Stellen, welche auszufüllen sie bestimmt waren, sich als unzureichend erweisen, dann freilich schiebt sich die feste Organisation der Gesellschaft noch weiter hinaus und die Billigdenkenden können dies nur Verhältnissen beimessen, die weder zu ändern noch zu umgehen waren. Als die Actiengesellschaft sich gebildet und aus ihrem Schooße ein Comite zur Leitung des Unternehmens gewählt hatte, war es schon mindestens zwei Monate zu spät geworden, um, zumal bei dem anerkannten Mangel von geeigneten Kräften und Talenten der Bühne, behufs Ersatz der ausscheidenden Mitglieder die Auswahl zu finden. Haben doch München, Berlin, Hannover rc. rasch und sogleich zugegriffen, als der sprengende Keil in die hiesige Gesellschaft getrieben war, und Contracte abgeschlossen, die erst nach Monaten zu laufen begannen; und dazu waren unter den an bedeutende und reich dotirte Hoftheater Entführten Kräfte, über deren Werth die hiesigen Bühnenfreunde bis zum letzten Augenblick sehr getheilter Meinung gewesen sind. Die Intendanzen gingen eben von dem praktischen Grundsatz aus: „Ein Mann gilt viel in dieser schweren Zeit.“ Und dieser Grundsatz wird uns auch hier seine Geltung aufdringen.

Wir sind weder berufen noch gewillt, zu Gunsten der Männer, welchen die Leitung der neuen Bühne anvertraut ist, einstweilen eine Indemnitätsbill zu beantragen. Unsere Bemerkungen sollten vielmehr nur auf die Schwierigkeiten hinweisen, die den besten Bestrebungen auf diesem Gebiete den Weg verlegen; sie sollten ferner die allzu kühnen Erwartungen, mit denen man nächstens vor der neuen Bühne Platz nehmen wird, auf das gerechte Maß herabstimmen. Das Eine erfordert die Billigkeit, das Andere betrachten wir als einen willkommenen Dienst.

Dem Vernehmen nach soll das Theater mit einer Festvorstellung von Goethe's „Iphigenie“ eröffnet werden. Wir können diese Wahl nicht billigen und wissen, daß wir mit unsern Gründen und Bedenken nicht allein stehen. Schon der Umstand, daß bei der Secularfeier am 28. August 1849 die „Iphigenie“ als Festvorstellung gegeben wurde, hätte abhalten sollen, sie diesmal wieder zu wählen. Könnte auch, was wir bezweifeln, die damalige Vollendung wieder erreicht werden, die damalige Wirkung wird und kann es nicht; schon die Gelegenheit der Vergleichung muß den Eindruck abschwächen. Wollte man einmal, was allerdings anzuerkennen bleibt, bei der bevorstehenden Festlichkeit dem Dichterfürsten, welcher Frankfurts Sohn ist, den Vorzug geben, dann blieb keine Wahl: man mußte nach dem „Faust“ greifen, der zumal von dieser Stadt seine eigenthümliche Präge erhalten hat. Hier hätten Intendanz und Regie die ausgiebigste Gelegenheit gehabt, durch scenische Einrichtung des Stücks, Vertheilung der Rollen, Verwendung vieler Kräfte u. s. w. eine maßgebende Probe ihrer Amtsführung abzulegen und sich schon am ersten Theaterabend eines jener Verdienste zu erwerben, wie man sie eben von der neuen Organisation erwartet und erwarten darf. Die „Iphigenie“ steht und stand schon unter den beiden letzten Directionsführungen; sie gibt der neuen Regie nahezu nichts zu thun. Es wäre wohl noch an der Zeit, eine passendere Wahl zu treffen.

Richard Steinau.

Das Ständchen.

(Nacht. Straße. Ein Verliebter, die Laute spielend, tritt auf.)

Die Nacht ist trüb, die Straße leer;
Kein Kätzlein schleicht mehr auf dem Platz.
Kein unberufner Lauscher stört mich mehr;
Jetzt sing' ein Lied ich meinem Schatz.
Doch halt! — Das Lautenspiel muß rein
Zuvor in seiner Stimmung sein,
Daß Alles gut von statten geh'.
G. H. E! — G. H. E! —
So! Alles schön! jetzt seufzen wir
Dicht unter ihrem Fenster hier!

Grünes Laub in frischen Ranken
Schlingt sich um dein Fensterlein.
Ach, so müssen die Gedanken
Immer nahe bei dir sein.

Und mein Lied soll an die Scheiben
Pochen wie ein Blüthenreis;
Schlaf und Traum soll es vertreiben,
Soll dich wecken heimlich leis.

Ist ihm solches dann gelungen,
Hör' ich wohl ein dankend Wort,
Und von Seligkeit durchdrungen
Wandr' ich singend träumend fort.

Es regt sich nichts! — Rein gar nichts! — Alles still!
Langweilig ist's. Ob sie nicht hören will?
Vielleicht, daß auch mein Lied ihr gar
Zu mager mondscheinschwärmend war!
Schon gut! — Das Lautenspiel muß rein
Jedoch in seiner Stimmung sein,
Daß Alles gut von statten geh'.
G. H. E! — G. H. E! —
Versuchen wir ein ander Stück!
Ein lustiges! — Vielleicht macht's Glück.

Du Mägdelein! Du Mägdelein,
Mit deinen hellen Augen!
Am Himmel ist kein Mondenschein,
Weil wir auch keinen brauchen.

Am Himmel ist kein Sternenlicht.
Was sollten die auch blinken?
Dieweil in deinem Angesicht
Zwei lichte Sternlein winken.

Du Mägdelein! Du Mägdelein,
Wach' auf und komm' herunter,
Sonst steig' ich durch dein Fenster ein,
Und küß' dich wach und munter!

Zum Verzweifeln! — Umsonst ist alles Locken!
Ich werde heiser; — die Kehle wird trocken;
Die Nacht ist kühl; — ich steh' hier im Frack,
Und die Geliebte, ach! schläft wie ein Sack!
Noch eins! — Doch die Laute muß rein
Dazu in ihrer Stimmung sein,
Daß ihr mein Lied zu Herzen geh'.
G. H. E! — E. H. G!
Ich will ihr noch zu guter Letzt,
Die Wahrheit sagen, in Musik gesetzt.

Sag heraus es frank und frei,
Ob ich dir behage,
Daß ich mit der Singerei
Mich nicht ewig plage!

Glaube nicht, es sei mein Tod,
Soll ich dich verlassen!
Sieh', es hat noch keine Noth,
Weiß mich schon zu fassen.

Wenn ich einmal gangen bin,
Komm ich auch nicht wieder;
Weiß den Weg wo andershin,
Ich und meine Lieder.

S' giebt der Mädel gar so viel
Und so viel der Scheiben,
Die bei nächt'gem Saitenspiel
Nicht verschlossen bleiben.

Vermaledeit! — Nun hat's ein End'!
Aufs Pflaster mit dem Instrument!
Jetzt fängt es an zu regnen gar,
Der Sänger wird noch naß.
Das Singen auf der Gasse war
Von je ein schlechter Spaß.
Doch halt! — dort leuchtet milder Glanz,
Durch einen vollen grünen Kranz.

Sei mir gegrüßt, du Schenke dort,
Du Rettungsport,
Du Wallfahrtsort!
Du Leuchtthurm mit dem hellen Schein,
Ich lauf in deinen Hafen ein!

Wie süß ist, Weinhaus, dein Empfang!
Ich werd' nicht lang,
Ich seufz' nicht bang.
Ja, du umfängst mich warm und traut,
So küßt den Bräutigam die Braut.
(Ab.)

Heinrich Hoffmann.

Feuilleton.

— Launitz' Arbeiten für den neuen Theatersaal. Im Lauf dieser Woche fanden sich viele Kunstfreunde in Launitz' Werkstätte ein, um die Reliefs und Büsten zu sehen, mit welchen der geniale Bildhauer unser erneutes Theater schmücken wird. Es gereicht dem Comité zur Ehre, sich eine solche Beihülfe verschafft zu haben. Im geistreichen Entwerfen, in sinnvollen Bezügen und Andeutungen hat Launitz kaum seines Gleichen; sein Kopf ist, mit Heine zu reden, ein zwitscherndes Vogelnest von wirksamen und bedeutenden Ideen. Ueber die Arbeiten selbst hat schon das „Konversationsblatt" berichtet; wir fassen uns daher kurz. Zu den Seiten der Uhr schweben Zukunft und Vergangenheit (letztere ganz besonders edel und ausdrucksvoll), während ein neugieriges Kind, die Gegenwart, den Schleier vom Zifferblatt hebt. Das Feld rechts von der Uhr, in Art einer Metope, zeigt die symbolische Figur des Heldenspiels, mit der tragischen Maske und mit Krone und Schwert als Sinnbildern heroischer Handlungen und Zwecke. In der Metope links charakterisirt sich die edlere Komik durch die erotische Leier, die heitere Maske und die gehobene Trinkschale, die den geselligen Reiz dieser Gattung bezeichnen kann. Die Ausschmückung der Logenbrüstung ersten Rangs ist so reich und sinnig, wie sie wohl wenig Schauspielhäuser aufweisen möchten. Wir hoffen, daß die ersten Aufführungen einen solennen Charakter haben und auch für die Zwischenacte das Publikum dazu stimmen werden, sich an der hier gebotenen Ideenfülle zu laben. Rechts und links, in muschelförmigen Medaillons, hat der Künstler je sechs Charakterköpfe in Hautrelief angebracht, welche uns die typischen Hauptgestalten jeder dramatischen Gattung vergegenwärtigen. Der Kopf allein bietet selten Gelegenheit, der näheren Bezeichnung durch Attribute und Nothbehelfe beizukommen. Um so bedeutender erscheint die versinnlichende Kraft der Kunst, die so viel vermochte, daß jeder Gebildete gewiß eine Iphigenie und Johanna, eine Vestalin und Maria Stuart, einen Nathan und Othello, Mephisto und Falstaff ohne Weiteres als Bekannte grüßen wird. Außer den genannten Rollen ist noch das Intriguenlustspiel sammt der komischen Oper durch den Figaro, die heroische Musik durch Titus vertreten. Der Künstler erläutert diese Auswahl, die uns an die ersten Größen des Dramas erinnert, durch schön gedachte Antithesen; doch wird es an Ort und Stelle vielleicht noch erfreulicher sein, die Bezüge und leise verknüpfenden Gedanken beim Beschauen frei walten zu lassen. Launitz besaß den kühnen Tact, auch den Borsterkapitän nicht zu vergessen, der uns aus seiner Muschel recht ehrlich-bornirt, in respectabel zopfiger Behaglichkeit anguckt. Der zwölfte Kopf stellt einen Wallensteiner dar und ist wegen des schönen Effectes willkommen. Zur Vervollständigung jedoch hätte etwa die Repräsentation des so wichtigen bürgerlichen Lust- und Schauspiels durch einen Ifflandischen Charakterkopf mit Perücke und steifem Kragen besser gedient. An den Gitterlogen schließen allegorische Figuren die Reihe bedeutsam ab. Die eine erklärt sich durch die Narrenmaske, wie durch den Spiegel, den sie der Zeit vorhält; die andere durch Fackel und Schlangen, als Embleme der Strafen für hoffärtige Unthat, und durch das an einem Baum befestigte goldene Vließ, Sinnbild der höchsten Ehrengüter, die den Männersinn zu großen Thaten anreizen. In der Mitte, vor der Fremdenloge, ragen die Büsten Goethe's, Schiller's und Mozart's hervor. Dem universelleren Geiste ist wie billig die Mittelstelle eingeräumt; es widerspricht jeder gesunden Auffassung, einen Goethe an die Seite gerückt zu sehen. Die Büste Mozart's ist eine wahre Bereicherung der Porträtsculptur; der Ausdruck ist voll jugendlicher, götterfroher Naivetät, wie der Unsterbliche in dem Oelbild aufgefaßt ist, das Herr Jean André zu Offenbach besitzt, und in einem ähnlichen, das der Palast Lichtenstein in Wien aufbewahrt. Dieser Launitz'sche Kopf wird bald den steifen, ausdruckslosen Gypsmozart verdrängen, der noch in unseren musikalischen Salons als Verzierung beliebt ist. — Die Brüstung der oberen Logenreihe schmückt in kleinen runden Feldern eine bedeutende Reihe von Figuren, die sich durch den Fischleib als Sirenen oder Halbtritonen kundgeben und gar anmuthig in ihrem Elemente zu schwimmen scheinen. Sie stellen das Publikum dar, dessen Beifall den Dichter, Musiker und Spieler auf die gefährliche Bahn lockt. Sie applaudiren und werfen Kränze; doch nicht alle sind gleich liebenswürdig. Wir gewahren unter ihnen einen Gesellschaftslöwen, der mit seiner Fingerspitze die Enden seines gewaltigen Schnurrbarts ordnet; ihm gegenüber eine Dame, die rückwärts gelehnt in der nächsten Loge eine gleichgestimmte schwatzbedürftige Seele zu suchen scheint. Und so muß der Beschauer sich gefallen lassen, daß ihm nach der idealen Erhebung auch ein anzüglicher Scherz, eine leise Mahnung an gewisse Unarten geboten wird.

— Arthur Schopenhauer. Seit die Controverse zwischen Vogt und Wagner über Seelensubstanz und über die einheitliche Abstammung des Menschengeschlechts unsere Zeitschriften beschäftigt, ist öfter als bisher auf Schopenhauer und seine Schriften hingewiesen worden. Mit Sarkasmus nennt er sich in der Vorrede zu der Schrift: „Ueber den Willen in der Natur" einen Kaspar Hauser, den man lange sequestrirt habe, der aber nun frei sei und von Vielen für einen Prinzen gehalten werde. In der That sind Schopenhauer's Ansichten geeignet, in jener wichtigsten aller Streitfragen auf den richtigen Weg zu leiten. Sein Sinn ist erfüllt von einer starken, reinen und gesunden Idealität. Er weist in derber Art die officielle Philosophie zurück, die nur die Magd der Theologie bleibt, und spricht gegen den „Tartüffianismus, „dessen plumpe Jünger, ihr Trinkgeld noch in der Hand haltend, salbungsvoll predigen." Nicht minder entschieden aber kennzeichnet er den „krassen und stupiden Materialismus, an welchem das zunächst Anstößige nicht die moralische Bestialität der letzten Resultate, sondern der unglaubliche Unverstand der ersten Principien ist, da die organische Natur zu einem zufälligen Spiele chemischer Kräfte erniedrigt wird." Ein so entschiedenes Auftreten gegen beiderseitige Verkehrtheiten ist weit entfernt von jener Halbheit, die fähig wäre, für Carl Vogt zu schwärmen und gleichzeitig für einen Kirchenbau Geld zu sammeln. — Schopenhauer ist völlig unabhängig, er strebte nie darnach, durch seine Wissenschaft ein Aemtchen und Titelchen zu erhalten, oder aus ihr nur eben den Sauerteig zu spenden, den die Brodstudien zu ihrer Hebung vertragen können. So ist denn auch das Studium seiner Schriften vorzugsweise Solchen zu empfehlen, die weder Fachgenossen sind, noch es werden wollen. Dies bemerken wir besonders für Frankfurt, wo bis jetzt noch des Philosophen Pudel bekannter ist als sein Kern.

— **Der renovirte Frankfurter Dom.** Die Wiederherstellung des Frankfurter Domes ist in einer Beziehung sicherlich ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Die Art, wie sie ausgeführt wurde, bekundet einen großen Fortschritt in einfachem und edlem Sinn. Sie zeigt, daß die fleißigen und treuen Bemühungen der deutschen Kunst- und Alterthumsforscher gewirkt haben und daß endlich auch im Leben das Aechte und Bedeutende sich durchringt. Noch bis zur letzten Renovation, die 1827 stattfand, glaubte man durch versperrende Zuthat das Gebäude zu heben. Diesmal aber war man vor Allem darauf bedacht, die Bogen, von denen die sich kreuzenden Gewölbe getragen sind, rein, ungeziert und klar im ursprünglichen Schwung, im ganzen Adel ihrer Form hervortreten zu lassen. Viele Fremde besuchen den Bau, und von ihnen erfahren wir mit Erstaunen, daß wir nicht, wie wir geglaubt, einen häßlichen, ungeschickten, sondern einen ganz noblen und vortrefflichen Dom besitzen, wenn er auch nicht so grandios umfassend und empfängt, wie andere, drei- oder fünfschiffige Gotteshäuser. Wir bedauern nur, daß bei Herstellung der Chorstühle die Rathschläge Steinle's nicht berücksichtigt worden sind. Die katholische Hauptkirche wird also künftig eine Zierde mehr für die evangelische Stadt sein. Goethe hat Frankfurt gepriesen

Als eine Stadt, wo Parität
Noch in der alten Ordnung steht,
Da, wo sich nämlich Katholiken
Und Protestanten in einander schicken.

Mögen in diesem Punkte die alten Zustände zurückkehren und die garstigen religiösen oder vielmehr irreligiösen Hetzereien, die man hier vordem nicht kannte, ein Ende nehmen!

— **Niebuhr über Dr. J. Classen.** Im Schlußband von **Stein's Leben** theilt Pertz einen Brief Niebuhr's aus dem Jahr 1830 mit, dessen Nachschrift in Frankfurt Interesse finden wird: „Liebster Freund, wenn Sie in Ihrer Amtssphäre einen ungemein tüchtigen Philologen gebrauchen, so empfehle ich Ihnen meinen Jünger, Dr. Classen, dessen Ausgabe der Eluentiana und dessen Inauguraldissertation über die Anfänge der griechischen Grammatik genug für ihn reden. Er ist unser Hausgenoß und ich kann ihn mit Recht einen **Jünger** nennen."

— **Vorberathung über einen Filial-Schillerverein.** Zur Gründung eines Zweigvereins der Dresdener Schillerstiftung haben hier schon einige Vorversammlungen stattgefunden. Um einstweilige Anregung der Sache ist von Dresden aus Herr **Jügel**, Vater, ersucht worden, und gewiß konnte dieselbe keinen tüchtigeren Händen anvertraut werden. Dies ersehen wir aus dem von Jügel verfaßten Aufruf. Mancher Schriftsteller hätte regelrechter ausgeholt und seine Pointen kunstmäßiger zugefeilt. Aber wohl schwerlich hätte er darum in so kernhafter, schwungvoller und dazu praktischer Art eine Angelegenheit, die immerhin einiges Bedenken zuläßt, dem Frankfurter Bürgersinn nahe gebracht. — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß unter den Jügel'schen Familienbildern eines von besonderem literarischen Interesse ist, nämlich das Porträt jener anmuthigen Lilli Schönemann, die ein halbes Jahr lang Goethe's Braut war und an welche das allberühmte „Herz, mein Herz, was soll das geben" gerichtet ist.

— **Lützow über freiwillige Schaaren.** Bei Gelegenheit der Fremdenlegion in England wurde oft die Ansicht ausgesprochen, daß solche Schaaren sich nur aus ruinirten Abenteurern bilden könnten, und Cobdens Ausdruck: „deutsche Bettler (mendicants)" wurde selbst bei uns wiederholt. Um so interessanter ist ein Brief, den General Lützow, der Führer der wilden verwegenen Jagd, im Jahr 1821 an Stein schrieb, als es sich um Bildung einer deutschen Hülfslegion für Griechenland handelte. Er sagte: „Ich rechne zunächst auf Männer, welche durch die **Idee** getrieben werden und für dieselbe selbst entsagend zu wirken bereit und fähig sind; ferner aber auch auf solche, welche durch verunglückte oder hemmende Verhältnisse zu außerordentlichen Unternehmungen gedrängt werden. Ihre Zahl ist sehr groß!" In Bezug hierauf rühmt Stein an dem General „einen Adel und eine Erhebung des Charakters, der ihm Begeisterung für Alles einflößt, was schön und groß ist." Stein war der Mann dazu, ein Streben zu rühmen, das schon längst nicht mehr officiell angenehm war; schon bejahrt, sagte er mit Recht:

Nicht ohne Weh, doch ohne Ach
Bin ich geworden alt, nicht schwach!

— **Altfranzösische Epopöen.** Der Kaiser Napoleon III. widmet den Forschungen über altfranzösische Literatur ein ganz besonderes Interesse. Sammlungen von Volksliedern, von Dichtungen in verschiedenen Dialekten werden nach deutschem Vorgang unternommen. Nun sollen auch jene Dichter des französischen Mittelalters, aus welchen unsere höfischen Sänger, ein Wolfram von Eschenbach und Andere, ihre Stoffe entlehnt haben, in sorgfältiger Behandlung veröffentlicht werden. Bald werden die Werke eines Guyot von Provins (Meister Kyot), eines Chretien von Troyes (Meister Christian) und Anderer vor uns liegen. Unser vaterländischer Eifer darf diesen Entdeckungen nicht mit allzugroßer Freude entgegensehen; denn das Wenige, das wir bisher von den französischen Urschriften kennen lernten, hat nicht dazu beigetragen, die Achtung vor den deutschen Nachdichtern, z. B. dem Hartmann von der Au, besonders zu erhöhen.

— **Graf Montigo in Frankfurt.** Die Kaiserin der Franzosen weiß schwerlich, welche ausgezeichnete Rolle ihr Urgroßvater vor mehr als hundert Jahren hier in Frankfurt gespielt hat. In den Wahl- und Krönungsberichten über Karl den Siebenten wird dem Grafen Montigo ganz besondere Rücksicht gewidmet. Da dieser Kaiser (Kurfürst Karl Albert von Bayern) in Folge des Nymphenburger Bündnisses mit Spanien und Frankreich erhöht worden war, so gewann Spanien noch einmal das Gewicht einer Großmacht, die das deutsche Reichsoberhaupt schützte. Goethe erzählt von der Pracht, die damals der französische Gesandte, Belleisle, entfaltet habe. Der spanische stand aber schwerlich hinter ihm zurück. Graf Montigo's feierliche Auffahrt wurde in einem weitläufigen Holzschnitt bildlich dargestellt. Er empfing ceremonielle Besuche vom hiesigen Magistrat, der über den freundlichen Empfang entzückt war; auch wurde ihm ein förmliches Deputat (dabei Hafer für die Pferde) von den Behörden zugefertigt. Am meisten Aufsehen erregte sein großer Ball und die Beleuchtung seines Hotels, der jetzigen Mainlust.

— **Russische und halbrussische Ansprüche auf deutsche Lyriker.** Ein neues lyrisches Sammelwerk heißt: „Deutsche Dichter in Rußland, von Jegór von Sivers." Wir finden darin einzelnes Interessante, doch ist die verknüpfende Idee gar zu äußerlich und lose. Der Sammler führt alle Dichter auf, die sich eine Zeitlang in Rußland oder auch in den Ostseeprovinzen aufgehalten haben, und fügt einige Gedichte bei, meist nicht einmal solche, die auf Rußland Bezug haben. So lesen wir unter Paul Flemming nicht jene reizenden Bilder aus Astrachan und aus dem Lande „der weichen Cirkassinnen", sondern das weltbekannte „In allen meinen Thaten", das man aus dem Gesangbuch kennt. Unter den Gedichten von A. H. von Weyrauch finden wir das Frühlingslied:

O blaue Luft nach trüben Tagen,

welches bekanntlich von Uhland ist. Auf diese Art kann Rußland leicht eine hübsche Literatur bekommen.

— **Berlioz über den Kölner Männergesangverein.** Berlioz hat im Journal des Debats dem **Kölner Männergesangverein** reiche Lorbeeren gestreut. „Wenn man nicht", sagt er, „in Petersburg den unvergleichlichen Sängerchor der kaiserlichen Kapelle gehört hat, macht man sich keinen Begriff von der Vollendung dieses Chorgesangs, von diesen wunderbaren Schattirungen und Abstufungen der Töne, von dieser Kraft im Ansatze, von dieser gedrungenen, mächtigen, energischen, begeisternden Harmonie. Bei jedem Concert ist der Beifall endlos; das Dacapo wird so oft gerufen, daß es fast zur Unbescheidenheit wird; es ist eine Reihe von Triumphen, deren Beispiele in Paris immer seltener werden."

— **Die Lurlei-Statue.** **Hopfgarten** hat seine Colossalstatue der Lurlei beendigt, deren künstlerisches Verdienst von Kennern sehr hoch gestellt wird. Daß aber die Idee, dieses Standbild auf dem wirklichen Lurleifelsen anzubringen, eine glückliche sei, bezweifeln wir sehr. Die Lurlei ist ein Bild des süßen Grauens, das uns beim Spiel der Woge am Fuß der rauhen Wand, beim Schimmer des Abendglanzes um die schroffen Kuppen so leicht erfaßt. Diese ahnungsvolle Regung wird aber durch eine handgreifliche Versinnlichung in Stein oder Metall nicht erhöht, sondern paralysirt. Im Waldesdunkel sieht die aufgeregte Phantasie den Pan und Satyr, im Nebel der Wiese den Elfenreigen. Durch Aufstellung von Faun- und Koboldbildern aber würde das Gefühl nur in seine eigene Parodie umschlagen.

— **Goethe und Wetzel.** Bei Goethe findet sich folgende derb ausgedrückte Sentenz:

Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump
Zu Wagen, Pferd und Fuße;
Drum glaub' an keinen Lumpen je,
An keines Lumpen Buße.

Der bekannte unglückliche Dichter Wetzel schrieb an den Rand:

Wer keiner ist, der wird kein Lump,
Und trätst du ihn mit Füßen;
Drum sei bereit, in jeder Tracht
Den Ehrenmann zu grüßen.

Beide Sprüche sind vollkommen richtig und ergänzen einander.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 3. Frankfurt a. M., den 20. October 1855.

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.
Dobruschki-Frank, der polnische Sectenhäuptling in Offenbach. Von J. W. Appell.
Roßmäßler's Geschichte der Erde.
Spanien. Gedicht von Friedrich Hornfeck.
Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach: Nachklänge der Bonifaciusfeier. — Der älteste Faustus. — Die Geschichte von Spanien, nach Alcaragoria. — Voltaire als Beurtheiler Shakespeares. — Zur Geschichte der Journalanzeigen u. s. w. u. s. w.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Also redete der wackere Stadtschultheiß die Zunftmeister der Bäcker- und Metzgerinnung an:

In einer alten frankfurtischen Kirchen-Chronik steht ein Reimvers, welcher lautet:

Selig ist der Niemand Uebel spricht,
Mehr selig ist der großen Krieg verricht,
Viel sel'ger ist der wider Sünde ficht
Allerseligst ist der sein' eigen Willen bricht.

Derohalb will ich Euch kund und zu wissen thun, daß ich cum meo dolore, zu meiner großen Bekümmerniß vernommen habe, wie die Bäcker- und Metzgerzunft neuerdings Schwierigkeiten macht und Einsprache erhebt von wegen dem contractlichen Deputat an Fleisch und Brod für des Kaisers Tafel und Hofdienerschaft, angeblich weil von kaiserlichem Cammerario die quotenmäßige Monatszahlung schon zwei oder dreimal in Rückstand geblieben, — in Wahrheit aber, weil ein schändlicher Pasquillant hinter der Obrigkeit Rücken eine Malediction, zu Deutsch Schmähschrift unter die Bürgerschaft hat ausgehen lassen, des majestätsverbrecherischen Inhalts, daß eine vornehme Person in unserer Stadt residire, die aus gemeinem Staatssäckel so lange tractirt und regalirt werde, bis darüber die ganze Commune zu Grunde gehen würde, was aber eine abscheuliche Verunstaltung ist, sintemal der kaiserliche Hofhalt im Barkhausischen Haus sammt der Prinzen- und Kammerherrn-Menage im Braunfels lediglich und alleinig aus des Kaisers Privat-Schatull bestritten wird, was bis anhero, will heißen bis vor Kurzem auch regelmäßig geschehen ist und fernerweit geschehen soll, aller Lästerung und boshafter Satyre eines obscuren Pasquillanten zu Trotz.

Hier hielt der alte Herr inne, theils um die Wirkung seiner Anrede auf die Zunftmeister zu beobachten, theils um Einem oder dem Andern unter ihnen Zeit zu geben, seine Gegenmeinung auszusprechen. Dies that denn auch sofort der stattliche Conrad Melchior Diehl, der Metzgerzunft ältester Meister, indem er also replicirte:

Unser hochedler Herr Stadtschultheiß weiß so gut wie wir Bürgersleut, in welcher schweren Zeit der Theurung wir leben, wo jeder Gewerbsmann grausam seine Noth hat, sich durchzuschlagen und seine Kundschaft zu behalten. In jeglichem Geschäft ist Stillstand eingetreten, der Bürger schickt sich und drückt sich so viel als er kann und dreht dreimal den Weißpfennig zwischen den Fingern herum, bevor er ihn verausgabt. Dabei will kein Mensch Credit geben, vormalen der nicht, von dem der Gewerbsmann doch seinen täglichen Bedarf bezieht; der Viehhändler beißt seinem Ochsen lieber das Horn ab, eh' er dem Metzger auch nur einen Brabanter creditiren thut, der in jede Wurst seine Baarauslage steckt, ohne daß derjenige, der solche anschneidet und verzehrt, oftmals im Mindesten daran denkt, daß zwischen Essen und Bezahlen ein Unterschied ist, wie zwischen dem Pfarrthurn und der Holzpfort. Und ebenso geht's dem Bäcker mit der Frucht, die er dem Händler baar auslegen muß; aber neben dem Backofen hängt gleich das Kerbholz, und der Laib Brod wiegt doch kein Loth leichter, ob ihn die Kundschaft auf Credit verzehrt oder conträr.

Red' Er nicht so respectwidrig von einer gottgesalbten Majestät, Meister Diehl, entgegnete der Stadtschultheiß ernst aber ohne Zorn. Der Kaiser wird weder beim Bäcker noch beim Metzger auf's Kerbholz kommen, wovon überhaupt gar nicht die Rede ist. Nur eine augenblickliche Verlegenheit —

Die aber schon lange schwer auf den Gewerben lastet, wandte der junge Bäckermeister Andreas Schaub bescheiden ein.

Ei was! fuhr der Stadtschultheiß unmuthig auf; das müßt' mir auch ein schönes Gewerbe sein, das nicht mal der ersten Standesperson im Reich ein paar Pfund Fleisch und ein paar Scheffel Mehl auf wenige Monate creditiren könnt'! Als ob jemals in Frankfurt am Main ein Bäcker oder Metzger aus allzuviel Langmuth gegen seine Kundschaft verdorben wär'! Gelt — am letzten Pfingstmontag unter den Linden auf der Pfingstweide, da war auch schon die Theuerung im Land und doch hat's den Bäckern wahrlich nicht an Gefackel und köstlicher Schmauserei gefehlt. Mit goldnen und silbernen Schärpen, mit Tressen und Federhüten sind sie beim Aufzug einherstolzirt und haben die theure Zeit in Champagner und Burgunder hochleben lassen, derweil das Kerbholz geruhig daheim neben dem Backofen hing und ihnen nicht die mindeste Sorge machte. Und idem haben sich's die Metzger das letzte Mal auf dem Gutleuthof auch nicht sehr zu Herzen genommen, daß ihnen der Wetterauer und Spessarter Viehhändler das Horn vor den Nasen abbeißt, wenn sie ihm den Preis für den Mastochsen nicht baar vorlegen wollen. War da nicht ein Jubiliren, Stolziren und Depensiren, daß man schier vor lauter blanken Dukaten und doppelten Reichsthalern den sauerverdienten Weißpfennig nicht zu sehen kriegte, den der Kunde dreimal zwischen den Fingern herumdreht, bevor er ihn verausgabt! — Geht, macht doch Eurem alten Stadtschultheißen kein X für ein U vor. Euer Kerbholz ist Euch doch lieber, als alles Sandel- und Zimmetholz der Welt; denn so unscheinbar das Hölzlein auch ist, steckt's doch Keiner eher in den Ofen, als bis der Kunde seine Schul-

digkeit berichtigt hat, wie's auch von Gott und Rechtswegen sein soll. Dafür seid aber auch eingedenk, daß da Oben Einer gleichfalls ein Kerbholz hält, worin er Jeden anzeichnet, der seinen Eigenwillen über seinen Rathschluß setzt oder sich hartnäckig erzeigt gegen die Stimme des Christenthums. Aus den Cedern des heiligen Berges Libanon schnitzelt er sich sein Kerbholz, und wann er's revidirt, erläßt er Keinem den Ausstand. Fiat!

Wieder hielt er inne, doch keiner der Zunftmeister wagte ihm Anfangs zu widersprechen. Mit ernsten Mienen und festgeschlossenen Lippen standen sie vor ihm und es bedurfte einer wiederholten Aufforderung des Stadtschultheißen, bevor der Bäcker und Zunftmeister, Eberhard Ambrosius, von dem man wußte, daß er wöchentlich viermal die „Neuwieder Zeitung“ mit großer Aufmerksamkeit las, den Muth gewann und sich also beklommen gegen das Rathsoberhaupt vernehmen ließ:

Freilich heißt's in der heiligen Schrift, man solle Gott geben was Gottes, und dem Kaiser was des Kaisers ist; aber geht nicht die Meinung des Volks wie der Mächtigen stark auseinander, wem eigentlich die Kaiserwürde in Deutschland gebühre, da die ungarische Königin Maria Theresia kraft der Sangmattischen Praction, oder wie die von allen Potentaten Europa's ausgestellte Urkunde heißt, gleiche Erbansprüche an die deutsche Kaiserkrone erhebt, als der ehemalige Churfürst Karl Albert, jetziger Kaiser Karl der Siebente? Und ist nicht der Oesterreicher schon jetzt Herr vom ganzen Bayernland; ja, wer kann wissen, ob nicht auch eines Tags unser Frankfurt wieder gut österreichisch gesinnt wird wie vormals?

Dieser freimüthige Einwand des politischen Bäckers Ambrosius kam dem Stadtschultheißen, der selber im Herzen, wie alle Welt wußte, gut österreichisch gesinnt war, so unerwartet, daß er darüber augenscheinlich aus der Fassung gerieth und schon in heftigem Zorn aufbrausen wollte, als er sich noch rechtzeitig eines Besseren besann und bei sich dachte: Halt, so fängst du den Maulwurf nimmermehr! Er nahm daher alle seine Gelassenheit zusammen und erwiderte ausweichend:

Hör' Er mal, Meister Ambrosius, von solchen hochwichtigen Staatshändeln redet ein schlichter Bürgersmann nicht, davon rede selber ich, Eure Obrigkeit nicht, sondern lasse Gott den Herrn walten, der in seiner Weisheit und Gerechtigkeit schon den rechtmäßigen deutschen Kaiser herausfinden wird. Ihr aber, fuhr er nach einer Pause mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit fort, das seh' ich nun zu meiner großen Bekümmerniß, Ihr seid ganz und gar einmüthig entschlossen, dem Kaiser Karolus nicht fernerweit Credit zu geben, dem nämlichen Kaiser, dem Ihr doch bei seiner herrlichen Krönung vor kaum zwei Jahren und etlichen Monden so laut zugejubelt habt, daß manche Leute bis zum heutigen Tag davon taub geblieben sind. Damals freilich war ganz Frankfurt ein einziger Lustsaal, und das güldne Lavoir nebst Kanne, das eine Deputation der Bürgerschaft dem Kaiser gleich nach seinem Einzug überreichte, konnte nicht schwer und kostbar genug herbeigeschafft werden. Ja, der geringste Bürgersmann dünkte sich einem Ritter gleich und war ungemessen stolz darauf, daß der Kaiser Frankfurt vor allen andern Städten des Reichs zu seiner künftigen Residenz auserkoren hatte. Und nun, na nun? — O tempora, o mores! Zu Deutsch: O Bäcker- und Metzgerzunft! Da waren die Augsburger zur Zeit Kaiser Maximiliani glorreichen Andenkens doch andere Bürger! Die ließen den Kaiser nicht im Stiche, sondern halfen aus mit Geld und Gut, so oft er in Noth kam, während die andern Reichsstände die Hände müßig in den Schooß legten und engherzig bei sich dachten: Willst du Kaiser sein, so hilf dir selber. Da hätte mal eine Haderkatz dazwischen miaunen und sagen sollen: Was brauchen wir geringen Bürger von Augsburg einem Kaiser länger zu creditiren, der so und so viele Millionen Livres Subsidiengelder bezieht!

Bei diesen im Tone bitteren Unmuthes ausgesprochenen Worten des alten Herrn lauschten sämmtliche Zunftmeister hoch auf und deutlich war es in ihren Mienen zu lesen, wie sehr diese Vergleichung mit dem Patriotismus der Augsburger Bürger sie überraschte und beschämte. Erst nach einer längeren Pause nahm der alte Conrad Melchior Diehl wieder das Wort und sagte verlegen:

Die Frankfurter Bürgerschaft, das weiß unser hochedler Herr Stadtschultheiß selber am Besten, hat immerfort treulich zu Kaiser und Reich gehalten, auch kein Opfer an Geld und Gut gescheut, wo es galt, diese ihre Anhänglichkeit an das Reichsoberhaupt zu bethätigen. Käm's auf uns allein an — aber es sind halt andere Zeiten wie vordem.

Sagt das nicht, Meister Diehl, entgegnete der Stadtschultheiß mit Wärme. Sagt lieber, es sind andere Menschen wie vordem — der Fall hingegen, um den es sich anjetzo handelt, ist derselbe nämliche: Ein hartbedrängter Kaiser, von seinen meisten Freunden und Bundgenossen im Stiche gelassen; ein Kaiser — mag man auch von seinen politischen Actionen denken wie man will, aber doch so gut, so würdig, so fromm und — so unglücklich, wie nur je ein deutsches Reichsoberhaupt vor ihm gewesen — ach, bloß der Haderkatz, der Haderkatz hat Euch diesen schlimmen Widerspruchsgeist eingeblasen! — Aber wozu brauchen wir uns die reichen und stolzen Bürger von Augsburg zum Muster zu nehmen! Oder waren's etwa auch andere Zeiten, als die Bürger unserer Nachbarstadt Worms, auf die wir Frankfurter doch immer so vornehm herniederblicken, den verlassenen Kaiser Adolph von Nassau, der bei ihnen Schutz und Hülfe suchte, auslösten, da ihm sein Wirth die Rüstung sammt dem Schlachtroß zurückhalten wollte? Das thaten die Bürger derselben nämlichen Stadt, die alljährlich zur Zeit der Herbstmesse eigens Abgeordnete zum Pfeifergericht anhero senden und beim Rath um Zollfreiheit petitioniren muß. Ach, wer doch Stadtschultheiß einer solchen Stadt wär'! Freilich hat Worms keinen Römer, keine Wahltage, keine goldene Bulle, keine altehrwürdige Kaisergeschichte; hörte auch nimmermehr den ambrosianischen Lobgesang in seinen Mauern erschallen, noch sah es den mit dem Schwert Caroli magni gegürteten, mit der güldenen, vierzehnpfündigen Krone des heiligen römischen Reichs geschmückten Imperator der Welt im Kaiserornat und Glanz der höchsten irdischen Herrlichkeit, umgeben von des Reiches Kur- und Wahlfürsten, aus der Kirche über den Markt in das Rathhaus ziehen — aber — aber — aber — —

Der kluge alte Herr endete nicht seine bewegte Rede; den Blick kummervoll auf die Erde gerichtet, das ehrwürdige Haupt auf die Brust geneigt, stand er sinnend da, nur zuweilen zuckte es schmerzlich um seine schmalen Lippen und ein tiefgepreßtes Hm! Hm! war der einzige Ausdruck seiner ernsten Betrachtungen.

Die Zunftmeister sahen sich einander mit fragenden verlegenen Blicken an; Jeder las im Gesicht des Andern den nämlichen Eindruck, den die Rede des Stadtschultheißen auf ihn selber gemacht hatte, schon zwinkerten sie sich gegenseitig mit den Augenlidern zu, oder gaben durch Winke und Mienen zu verstehen, daß Einer im Sinne der Uebrigen das Wort nehmen und diese peinliche Pause enden möge; auch Johann Melchior Diehl, der wackere Metzgermeister, und der junge, bei seiner Zunft in großem Ansehen stehende Bäcker Andreas Schaub wechselten vielsagende Blicke miteinander, und endlich sprach Ersterer wie aus freier athmender Brust:

Hochedler Herr Stadtschultheiß! Ich schätz', was einstmals die Augsburger thun konnten, können wir Frankfurter noch heutzutag manteniren, und von den Wormsern lassen wir uns nun erst gar nicht überbieten. Nicht wahr, ihr Freunde und Zunftgenossen stimmt mir Alle bei, wenn ich sage, daß unser Herr Stadtschultheiß ein christlich und wahrhaftig Wort zu uns gesprochen hat, sowie daß wir allesammt uns verpflichten wollen, die Sache noch einmal vor die Zünfte zu bringen und unsere Fürsprach dazu zu geben, damit das seitherige Deputat an Fleisch und Gebäck auch fernerweit ordnungsmäßig an kaiserliche Hofhaltung abgeliefert und nothfalls die Zunftkasse zur Mitleidenschaft beigezogen werde?

Mit einem einstimmigen: Ja, so soll's sein, antworteten die Anderen auf diesen Vorschlag des wackeren Zunftmeisters Diehl; der alte Stadtschultheiß aber dachte bei sich vergnügten Sinnes: Hab' Dank, du blinder weiser Maulwurf, für die gute Lehre, die du mir vorhin gegeben hast, drückte jedem der Bürger die Hand und sagte dann frohbewegt:

Ja, Er hat Recht, Meister Diehl! Unser altes, schönes Frankfurt braucht die Vergleichung mit keiner deutschen Stadt zu scheuen, wo sich's um Biederkeit und echten Bürgersinn handelt. Mir aber nehmt Ihr mit dieser Eurer glücklichen Sinnesänderung einen schweren Stein vom Herzen; und damit Euch Eure Zusage nimmer gereut, so gebe ich Euch hiermit pro manu firma mein Wort als Euer Stadtschultheiß zum Pfand, welches Ihr auch an Eure Zunftgenossen vermelden mögt, daß die Lieferanten keinen Schaden bei dieser freiwilligen Leistung tragen sollen; vielmehr wird bis zum ersten Advent als Ultimatum des letzten Termins von kaiserlichem Cammerario jeglicher Rückstand in die rechte Richtigkeit gebracht sein, und von da ab sollen dann alle Lieferungen an kaiserliche Küche und Tafel in regelmäßigen Monatszielen vorausgelegt werden, bene vos, bene nos. Seid Ihr damit einverstanden?

Alle versicherten wiederholt, daß sie nicht nur für sich mit solchem Abkommen einverstanden wären, sondern auch die Sache noch einmal in diesem Sinne vor die Zünfte bringen wollten, indem sie sich zum Voraus für die Zustimmung ihrer Gewerbsgenossen verbürgten.

Darauf entließ sie der Stadtschultheiß mit seinem nochmaligen Dank und der Versicherung seiner fortdauernden, allen Zünften und Gewerben gewidmeten herzlichen Gunst und eifrigen Fürsorge. Als sich die Meister entfernt hatten, schob er vergnügt die Sammetmütze von einem Ohr auf's andere und sagte:

Gottlob, nun will ich gern meine schönen Nelken verschmerzen, sammt der Anfechtung und der Schuhschnalle, die mir die kluge „Prinzeß" vorhin so ernsthaft vor's Gewissen gehalten hat. Jetzo aber soll mir der Herr Licentiat Haderfaß in's Gebet genommen werden und seine Muse Bekanntschaft mit der Frankfurter Criminaljustiz machen. Denn eher will ich hundert Maulwürfe in meinem Garten dulden, als ein einziges Subject seiner Art länger den Stadtfrieden stören lassen. Noch heute Abend muß mir der Unruhstifter in den Thurn und ein Weilchen soll ihm dort der nämliche Schmalhansküchenmeister die Suppe kochen, den er in seinem boshaften Gereimsel auf den armen Kaiser geschildert hat:

Stolz wie der Güldhahn auf den Brucken,
Aber Nichts zu beißen und zu schlucken.

(Fortsetzung folgt.)

Dobruschki-Frank, der polnische Sektenhäuptling in Offenbach*).

Von J. W. Appell.

Die Stadt Offenbach am Main hat es zweimal betroffen, daß sie von Abenteurern zum Schauplatz ausersehen wurde, die in der Geschichte des geheimen Sektenwesens und unter den räthselhaften Menschen ihrer Zeit eine hervorragende Rolle spielen. Es ist dies ein Vorzug, den sie wohl hauptsächlich der Nähe Frankfurts verdankt. Noch in den Jahren 1822 bis 1826 trieb hier Bernhard Müller, genannt Proli, sein Unwesen. Eine merkwürdigere und einflußreichere Persönlichkeit als dieser Charlatan, der seine Anhänger zu eigennützigen Zwecken ausbeutete, war aber Baron Frank, oder der sogenannte „Polackenfürst", der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Offenbach auftauchte und über den wir hier eine nähere Mittheilung geben wollen.

*) Nach Peter Beer (Geschichte, Lehren und Meinungen aller religiösen Sekten der Juden Bd. II) und J. M. Jost (Geschichte der Israeliten Bd. VIII). Vergl. auch Geschichte der Stadt Offenbach von P. Heber S. 160—168.

Es war im Jahr 1788, als ein unbekannter Fremdling mit einem stattlichen Gefolge von fünfzig Personen in Offenbach einzog und im sogenannten fürstlichen Hause, das ihm Fürst Wolfgang Ernst vermiethet hatte, seine Wohnung nahm. Der Ankömmling errichtete einen förmlichen Hofstaat, sich mit einem Glanz und Prunk umgebend, wie ihn die Bewohner der fürstlich Ysenburgischen Residenz niemals erblickt hatten. Dabei war seine Person in geheimnißvolles Dunkel gehüllt und Alles, was die Offenbacher von den neuen Gästen sahen, mußte ihre Neugier nicht wenig aufregen. Abenteuerlich, wahrhaft unerhört war die ganze Erscheinung des fremden Mannes, man wußte eigentlich nichts von ihm, als daß er sammt seinen Begleitern aus Polen stammte und Baron Frank genannt wurde. Er war für Niemand zugänglich; man gewahrte ihn nur am Fenster oder im Wagen, und der Arzt allein hat während seines vierjährigen Aufenthalts Zutritt bei ihm erlangt. Kein anderes Auge konnte ins Innere des fürstlichen Hauses dringen; den Eingang hüteten stets zwei Schildwachen und ebenso standen zwei schwertbewaffnete Wächter vor der Zimmerthüre. Seine Umgebung zeigte sich ihm durchaus unterwürfig; ja, sie bewies ihm eine Ehrfurcht gleich einem Abgesandten des Himmels. In der Folge vermehrte sich dieselbe noch bedeutend und es entstand eine Colonie in Offenbach, welche bis tausend Seelen zählte: Männer, Weiber und Kinder, die ohne irgend ein Gewerbe zu treiben, aus des Barons Säckel reichlich unterhalten wurden, Alles baar bezahlten und somit viel Geld unter die Leute brachten. Drei bis vierhundert dieser Untergebenen wohnten mit ihrem Oberhaupt in demselben Hause; alle aber lebten untereinander stets in Eintracht, auch kamen sie niemals mit andern Einwohnern in Mißhelligkeit und es ist nie eine Klage bei der Obrigkeit wider sie eingelaufen. Uebrigens bestand unter ihnen noch eine besondere Leibwache des Unbekannten; dies waren Lanzenreiter, in grün und rother Uniform nach Uhlanenart, strotzend von Gold, an deren Lanzenspitzen vergoldete Adler und Hirsche oder Sonnen und Monde glänzten. Oft hielten die Fremden im Garten oder Keller Fechtübungen; sie hörten auch Vorlesungen über Chemie und nahmen bisweilen chemische Experimente vor, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie Versuche, Gold zu machen und den sogenannten Stein der Weisen zu entdecken, anstellten, wie denn der alchimystische Wahn zu jener Zeit noch in vielen Köpfen spukte und sich beinahe alle Wundermänner und Geheimnißkrämer damit abgaben. Wenigstens erzählte man sich in Offenbach von geheimen Adeptenkünsten Franks.

Täglich um vier Uhr sah man den „Polackenfürsten" in einem prachtvollen Wagen ausfahren, umgeben von seinen reichgeschmückten Leibwächtern. Er fuhr hinaus aufs freie Feld oder in den Wald, seine Andacht zu verrichten. Dem Wagen folgte jedesmal ein Reiter auf einem mit vielen Schellen behangenen Rosse, der einen mit Wasser gefüllten und mit einer Art von Gießkanne versehenen Schlauch mit sich führte, und nach dem Gebete goß dieser Reiter auf die Stelle, wo dasselbe verrichtet war, Wasser aus dem Schlauch; eine Ceremonie, deren Bedeutung unbekannt ist. Auch hatte man in der dunkeln Einsamkeit des Offenbacher Waldes für diese geheimnißvollen Andachtsübungen ein Hüttchen gebaut, das vor nicht langer Zeit noch zu sehen war.

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß sich Baron Frank zur katholischen Kirche bekannte. Jeden Sonntag fuhr er in pomphaftem Aufzuge mit seinem Gefolge nach dem Dorfe Bürgel oder Heusenstamm, um dort dem Hochamt beizuwohnen, denn zu Offenbach selbst war kein Gotteshaus der Katholiken und erst im Jahre 1798 wurde ihnen der untere Theil des alten am Main gelegenen fürstlichen Schlosses eingeräumt. In der Kirche betete er nicht stehend, sitzend oder knieend, sondern es ward ein kostbarer Teppich vor ihm ausgebreitet, worauf er sich, nach morgenländischer Art, der Länge nach hinstreckte, so in der Stille seiner Andacht pflegend; dazu nahm er beim Gottesdienst sein rothes Käppchen nie vom Haupte.

Diese von glaubwürdigen Zeugen uns überlieferten Thatsachen waren so ziemlich Alles, was sich von dem Leben und Treiben des Polenhäuptlings und seiner Getreuen in Offenbach wahrnehmen ließ; in den Gesellschaften der Honoratioren und in den Gevatterstuben der Kleinbürger kreisten aber, wie sich denken läßt, noch manche dunkle und dumpfe Sagen. Namentlich war Franks bildschöne Tochter, Eva, der Gegenstand wundersamer Gerüchte. Man sah sie nur im Wagen, bewacht von einem Gardisten mit blankem Schwert, der bei ihr saß, oder im Garten, wo gleichfalls ein Schwertträger ihren Schritten gefolgt sein soll. Man hielt sie für nichts Geringeres, als für eine in der Gefangenschaft trauernde nordische Prinzessin, den zarten Sproß eines Herrschergeschlechts, über deren Haupt ein düsteres Geschick verhängt sei und die hier, ein Opfer geheimer Cabinetspolitik, verborgen gehalten werde.

Wer war nun dieser geheimnißvolle Baron Frank eigentlich? Die Meisten vermochten sich damals das Räthsel nicht zu lösen, doch weiß man längst mit Bestimmtheit, daß er von Geburt ein Jude war und sich zum Haupt einer unter den polnischen Juden weit verbreiteten Sekte aufgeworfen hatte, indem er den Sabbathaismus oder das judaisirende Christenthum verkündigte. — Wir müßten uns zu tief in die dunkel verworrenen Irrgänge des jüdischen Sektenwesens und der jüdischen Geheimlehre verlieren, wollten wir unsern Lesern auch nur einen flüchtigen Umriß von der Geschichte und Bedeutung des Sabbathaismus geben; wir verweisen daher einfach auf die hinlänglich bekannten Werke von Peter Beer und J. M. Jost. Bloß einige Andeutungen mögen hier folgen.

Im Jahr 1648 stand unter den Juden zu Smyrna ein Mann auf, der sich öffentlich den Messias, einen Sohn David's und den verheißenen wahren Erlöser Israels nannte; ein Mann von hohen Gaben und außerordentlicher Gelehrsamkeit im Thalmud und in der Kabbalah, der in der jüdischen Religionsgeschichte Epoche machen sollte. Er hieß Sabbathai Zewy und war im Jahr 1625 zu Smyrna geboren. Bald erhielt der neue Messias unzählige Anhänger, sowohl unter den levantinischen Juden als unter ihren Brüdern in Holland, Deutschland, Italien und Polen. Der Schwindel von der Nähe des Messiasreiches ergriff die Gemüther; königliche Ehren wurden dem Sabbathai angethan, aus nahen und fernen Ländern kamen Gesandtschaften, ihn zu begrüßen und ihm Geschenke darzubringen. Endlich wurde die Aufmerksamkeit des Divans auf diese gährenden Bewegungen unter den Juden hingezogen und es stand eine Untersuchung bevor, als die Anhänger des Messias ihn aufforderten, sich nach Konstantinopel zu begeben und sich dem Sultan Muhamed IV. persönlich vorzustellen. Sabbathai schiffte sich auch im Winter 1666 ein. Als er aber in der Hauptstadt mit seinen Begleitern anlangte, war der Sultan in Adrianopel. Der Großvezier ließ den Sabbathai nun allerdings in Gewahrsam bringen, doch wurde er mit auffallender Auszeichnung behandelt, indem man ihm eine prächtige Wohnung einräumte und Jeglichem den freien Zutritt zu ihm gestattete. Dieses Verfahren, welches „ganz untürkisch erschien", steigerte nur sein Ansehen und die Erwartungen der Gläubigen; der Sabbathai lebte als Staatsgefangener in fürstlicher Pracht, empfing zahlreiche Besuche. So trieb er es, bis ihn Muhamed IV., bei welchem er durch den aus Polen kommenden Rabbi Nehemias als Betrüger und Volksaufwiegler verdächtigt worden, im Herbst dieses Jahres nach Adrianopel vor sich fordern ließ. Sabbathai trat nun vor den Großherrn. Dieser trieb aber den Messias hart in die Enge, indem er ihm sagte: „Ich werde dich dadurch prüfen, daß ich drei vergiftete Pfeile auf dich abschießen lasse. Tödten sie dich nicht, so halte ich dich selbst für einen Messias." Sabbathai erschrack. Da rieth ihm sein Dolmetsch, ein zum Islam übergetretener Jude, er möge, um sich vor einem grausamen Tode zu retten, vorgeben, daß er seine Glaubensgenossen habe zum Islam bekehren wollen und nur diesen Zeitpunkt abgewartet habe, sich zu erklären. Alsbald schleuderte Sabbathai seine Mütze vom Haupt, ergriff den Turban eines danebenstehenden Dieners, setzte ihn sich auf und ward ein Muselmann. Der Sultan zeigte sich darauf zufrieden, ließ ihn mit einem Ehrenpelz bekleiden, ernannte ihn zum Kapigi Bagi und verlieh ihm auch den Ehrentitel Effendi. So ward aus Sabbathai Zewy Mehmed Kapigi Bagi und er „aus einem Israeliten in einen Ismaeliten" verwandelt.

Das Merkwürdigste in der Geschichte dieses angeblichen Messias ist, daß damit seine Rolle noch keineswegs ausgespielt war. Er suchte sich vielmehr noch fortwährend im Glanz seiner Messiaswürde darzustellen und beobachtete noch im Stillen die Gebräuche seiner Väter. Er behauptete sogar, daß sein Uebertritt mit zu den Kennzeichen des wahren Messias gehöre und machte den Satz geltend: „Das Heilige, welches sich aus der jüdischen Religion in andere Religionen verbreitet habe, könne durch die Juden, welche die andern Religionen annähmen, an sich gezogen werden, und je mehr dies geschehe, desto näher sei die Ankunft des Messias". Viele Juden wurden durch ihn verführt, den Turban zu nehmen; sein Anhang wuchs von Neuem. Die Rabbinen, welche eine ernstliche Erschütterung ihres alten Glaubens befürchteten, klagten daher ihn und seine Jünger bei dem Sultan an, daß sie weder Juden noch Muhamedaner seien. Darauf wurde der Sabbathai abermals festgenommen und in ein Kastell der Hauptstadt gebracht, wo er indessen von der Wasserseite her häufig aufgesucht ward und nach wie vor die Kabbalah lehrte. Durch Aufbietung einer schweren Summe gelang es den Rabbinen endlich, den Großvezier zu bewegen, daß er den Verhaßten gänzlich entfernte. In aller Stille wurde Sabbathai plötzlich nach Bosnien, in eine kleine Festung unweit Belgrad abgeführt, und hier beschloß er seine Erdentage. Er starb an einer Kolik, in seinem ein und fünfzigsten Jahre am Versöhnungstage, d. h. am 10. December 1676, zehn Jahre nach seinem Abfall. Nach Andern wäre ihm jedoch heimlich der Kopf abgeschlagen worden.

„Selbst seine Feinde (sagt Jost) gestehen, daß er die seltensten Geistesgaben besessen habe. Er war nicht eigentlich Betrüger, sondern er scheint die Kräfte seiner Nation aus ihrer Menge und Sicherheit im türkischen Reiche sehr überschätzt zu haben, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß, wenn es ihm gelungen wäre, seine Glaubensgenossen für sein Unternehmen zu begeistern, sie eine Zeit lang einen Kampf mit den Türken hätten bestehen können, wenn sie gleich zuletzt wahrscheinlich unterdrückt worden wären, wie die Rabbinen aus ihrer Lage wohl merkten. Auch ist er muthmaßlich von dem Gedanken ausgegangen, daß der Sultan selbst für den Plan, die Juden gewissermaßen selbstständig zu machen, sich gewinnen lassen dürfte, sonst hätte er minder offen gehandelt. Es war ein Glück, daß Muhamed IV. einsichtsvoll genug war, um ihn zu verachten, andernfalls hätte sein Versuch sämmtlichen Juden des Reichs schreckliches Unheil gebracht. Sein Leben ist indeß nicht so interessant an sich, als durch seine Wirkungen. Denn so lange er lebte, verlautete nichts von seinen religiösen Grundsätzen und es handelte sich bloß um die Wahrheit seines Messiasthums. Nur seinen vertrautesten Freunden enthüllte er seine kabbalistischen Ansichten, die der Nichtgeweihete nicht versteht. Daß er aber hierin noch weit thätiger war, als in seinem irdischen Wirken, welches am Ende nur noch die Schale war, in welchem ein ganz verschiedenartiger Kern sich entwickelte, sieht man aus der Folge seines Todes, der, statt sein Messiasreich zu zertrümmern, es für seine Freunde noch stärker befestigte, und gleichsam ein neues Christenthum schaffen zu wollen schien." Jost fügt noch hinzu, daß das eigentliche Wesen des Sabbathaismus, so viele Anhänger er auch gezählt habe, nicht ganz enthüllt worden sei und wohl stets das Geheimniß der ihm zugethanen Gelehrten bleiben werde. Trotz aller Verfolgungen von Seiten der orthodoxeren Rabbinen hat sich die Lehre des Sabbathai bis in die neuere Zeit fortgepflanzt und kräftige Apostel gefunden.

(Die folgende Nummer bringt den Schluß.)

Die Geschichte der Erde.

Von E. A. Roßmäßler.

In seiner soeben erschienenen Schrift *), welche den obigen Titel führt, fragt Roßmäßler: Ist denn der Mensch im Augenblick seiner Geburt gleich ein Preuße, ein Oesterreicher, wenn sein Vater ein Preuße oder ein Oesterreicher ist? Nein, es dauert Jahre, ehe diese politisch heimathliche Seite an dem Kinde sich geltend macht. Vorher ist das kleine Wesen ein Mensch. Mit menschlichen Bedürfnissen und Schwächen und Kräften und Rechten liegt es an der Mutterbrust der Menschheit, verlangt und bedarf menschlicher Pflege. Die Mutter Erde mit ihrem warmen Sonnenschein, mit ihren süßen Früchten und tausenderlei andern Gaben, die sich für den Säugling in den labenden Quell der Mutterbrust auflösen, sie ist die Heimath des Menschen und auf diese Heimath muß bei der Erziehung und Bildung der Jugend zu allernächst das Lernen und Wissen gerichtet werden. Das ist jenes einigende und versöhnende Wissen, was ich meine. Ist in jedem Menschen dieses Wissen, für Alle im Wesentlichen dasselbe, als Grundlage gelegt, dann erst tritt die Kenntniß der politischen Heimath in ihr Recht; aber dann übt sie auch nicht die trennende Gewalt auf die Nationen, wie sie es ohne jene einigende Grundlage thut.

So gewiß aber als derjenige kein guter Bürger seines Vaterlandes werden kann, der dessen Geschichte und Gesetzgebung, dessen Hülfsquellen und Regierungsform nicht kennt, eben so gewiß wird auch der Mensch kein Bürger dieser Erde im höheren Sinne des Wortes sein können ohne Kenntniß ihrer Geschichte, ihrer Gesetze, ihrer Hülfsquellen, ihrer Regierungsform, welche letztere ihm zugleich das Verständniß seiner eignen Stellung erschließt. Und hierin liegt die hohe Bedeutung der Erdgeschichte, daß sie die Grundlage jeder Vaterlandskunde ist, und je weniger heutzutage unsere staatlichen Einrichtungen darnach angethan sind, unsern Scharfsinn über die engen Grenzen der nächsten Existenz zu erheben um so wichtiger ist es, daß in der Geologie der großartigste Spielraum für Uebung und Bethätigung unseres Scharfsinnes geboten ist.

Es ist gewiß ein großer Mangel zu nennen, daß im Volke noch so wenig eine klare Anschauung von der Einheit der Naturwissenschaften waltet. Man kennt meist nur eine Menge Naturwissenschaften; den nothwendigen Zusammenhang aller dieser Wissenschaften als Theile der einen großen allgemeinen Naturwissenschaft predigt mit überwältigender Ueberzeugungskraft das Studium der Erdgeschichte.

Von der tieferen Bedeutung der Geologie zu näher liegenden Gewinnsten übergehend, welche das Studium derselben bietet, so so ist es vorzugsweise das Reisen, welches durch sie erst wahren Reiz und Interesse gewinnt. Der mit Geologie Vertraute sieht in den Bergen und Ebenen nicht bloß Buckel der Erde und zinsentragende Aecker und Wälder, oder unfruchtbare Oeden, sondern die Zeugen einer gewaltigen Naturthätigkeit, welche unendlich ferne Zeiten an die Gegenwart knüpfen. Man wird bald im Fluge Geognosie lernen, d. h. die Lehre von der Beschaffenheit der Erde hinsichtlich ihrer stofflichen Zusammensetzung, jedoch mit Ausschluß der Thier- und Pflanzenwelt. Und sind nicht die zahllosen Einschnitte unserer Eisenbahnen praktische Vorlesungen über Geognosie, die jetzt meist noch tauben Ohren und blinden Augen gehalten werden? Wie für den umsichtigen Blick überall Alles zusammen, Eines in das Andere greift, Eines dem Andern dient, so hat der Eisenbahnbau der Geologie und im engeren Sinne der Geognosie schon große und wesentliche Dienste geleistet.

Aber auch von diesen und andern materiellen Vortheilen abgesehen, die diese Wissenschaft ihrem Jünger bietet (was verdankt ihr nicht der Bergbau!), so ist sie als eine sichere Grundlage der Menschenbildung nicht hoch genug anzuschlagen.

Herr Roßmäßler hat sein gedankenreiches Buch „dem häuslichen Heerde seines Volkes" gewidmet, „der in Liebe und Streben verbundenen Familie". Seine Schrift ist mithin auf einen großen Leserkreis, besonders den der Frauen berechnet, und demzufolge ist denn auch die Darstellung eine leicht verständliche und populäre. Er betrachtet die Geologie als die unmittelbare Vorgeschichte der gegenwärtigen Erdzustände, wodurch sie uns in vertrauliche Nähe rückt und das Sagenhafte ebensowohl verliert wie das den wissenschaftlichen Glauben allzusehr in Anspruch Nehmende. Die ganze erste Abtheilung des Buches (mehr liegt bis jetzt nicht vor) beschäftigt sich daher lediglich mit der Gegenwart, d. h. mit dem Zeitraume, von dessen erdgeschichtlichen Vorgängen wir unzweifelhafte Kunde haben. Freilich beruht dieses „unzweifelhaft" nicht auf beglaubigten Schriftstücken. Denn Auge und Ohr dringen weiter als bis zur Erfindung der bleibenden Mittheilungsmittel der Menschen. Erst wenn man weiß, welche und wie erhebliche Umgestaltungen der Erdoberfläche noch gegenwärtig und aus welchen Ursachen sie stattfinden, erst dann ist man einigermaßen im Stande, sich die Entstehungsart derjenigen Form- und Massenverhältnisse der Erdfeste zu erklären, welche aus Zeiten herstammen, so alt, daß man sie Urzeiten nennt.

Roßmäßler will seinen Lesern und Leserinnen die Ueberzeugung verschaffen, daß nicht bloß das Menschengeschlecht sammt seinen tiefer stehenden Thier- und Pflanzengeschwistern im ewigen Wandel begriffen ist, sondern daß dieser Wandel auch den Schauplatz des Lebens und Treibens jener trifft.

„Die Natur verstummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf redliche Frage ist: ja! ja! nein! nein! Alles Uebrige ist von Uebel." Dieses herrliche Wort Goethe's, das die Materialisten der Wissenschaft doch ja ein wenig beherzigen sollten, ehe sie mit ihrem Secirmesser die Seele aus den Gehirndecken schneiden zu wollen sich unterfangen, ohne deßhalb das animalische Leben zu zerstören, ist von Roßmäßler in seinem vollen Gewicht anerkannt und aufgefaßt worden. Er will dem Glauben so wenig Schranken gesetzt wissen als dem Forschen, und die Wissenschaft der Natur ist ihm ein lauterer Honig — kein ätzendes Scheidewasser — den die einzelnen Forscher in ihre Zellen heimtragen. —

Selbst die tiefsten Schachte des Bergbaues verhalten sich zu dem Durchmesser der Erde ähnlich, wie ein Nadelstich durch den Papierüberzug eines vier Fuß im Durchmesser haltenden Erdglobus. Deßhalb haben für die Geologie gleichen, wenn nicht höheren Werth die über die Ebene sich erhebenden Berge. In jenen Tiefen des Bergbaues wie an diesen Höhen finden wir vielfältig die steinerne Masse der Erdoberfläche deutlich geschichtet, und die Lagerung dieser Schichten ist die wichtigste und nächste Quelle der Geologie. Wie unser Leib aus Knochen, Muskeln, Bändern, Drüsen, Adern u. s. w. besteht, so besteht unsere Erdrinde, soweit wir sie kennen, aus Granit, Gneis, Sandstein- und Kalksteinschichten, Gebirgsarten, die wieder aus verschiedenen Steinarten zusammengesetzt sind.

Eine wesentliche Geschichtsquelle für den forschenden Geologen sind ferner die Versteinerungen. Man findet sie ohne Ausnahme bloß in den neptunischen Gesteinen, d. h. solche Gesteine, an deren Bildung der Wassergott Neptun ersichtlich Antheil hat; während uns das vulkanische Gestein, das der Feuergott Pluto aus den feuerspeienden Bergen schleudert, keine solche Versteinerungen der Thier- und Pflanzenwelt zeigt. Letztere sind aber auch in anderer Hinsicht sehr wichtig; sie lehren den Gang der zeitlichen Aufeinanderfolge der einzelnen Schichtenablagerung, lehren ferner, daß unsere gegenwärtige Thier- und Pflanzenwelt in den Urzeiten zum Theil aus anderen Formen bestand. Die Versteinerungen sind also die Mythen und dunklen Sagen, die „Denkmünzen" der Naturwissenschaft.

Wie das Menschengeschlecht namentlich in geistiger Beziehung in manchen Ländern im Verlauf der Zeiten bald einen Rückschritt, bald einen Fortschritt gemacht hat, so zeigt sich dieses auch bei dem

*) Bei Meidinger Sohn u. Comp. dahier.

Thier- und Pflanzenreiche. Während den Boden des einst hochgebildeten Griechenlands heute ein gesunkenes Geschlecht bewohnt, grünten einst, die Versteinerungen sagen uns dies, am südlichen Abhange des sächsisch-böhmischen Erzgebirges Palmen und Zimmetbäume.

So liegt denn die Oberfläche der Erde als ein Buch vor uns; mit Hammer- und Pulvergewalt wenden wir mühselig seine Blätter um und freuen uns an der veranschaulichenden Kraft der Versteinerungen, welche wir als Illustrationen auf jenen Blättern finden.

Sehr originell ist Roßmäßlers Anschauung von dem Aussehen der Erdoberfläche nach Hinwegdenkung des Meeres:

Wenn wir ein Hühner-Ei mit der hohlen Hand berühren, so fühlen wir kaum, daß seine Oberfläche nicht ganz glatt, sondern dicht mit feinen Rauhigkeiten bedeckt ist. Gäbe es eine Riesenhand, welche die Erdkugel, wie wir das Ei, umfassen könnte, sie würde die Kugel ebenfalls für glatt halten. Dies möge uns einen Maaßstab zur Beurtheilung unserer Berghöhen im Vergleich zur Gesammtoberfläche der Erde geben. Der Maaßstab würde noch treffender sein, wenn wir das Hühner-Ei polirten und nur einzelne schmale Streifen und Punkte unpolirt ließen; diese würden die mehr einzeln vertheilten Bergketten und die vereinzelten Berge sein.

Und wie würde uns der Meeresboden erscheinen? Man ist gewöhnlich geneigt, ihn sich eben vorzustellen; und gewiß, wir würden in großer Ausdehnung es auch so finden; aber keineswegs überall. Jetzt schwimmt das einsame kleine Felseneiland St. Helena im stillen Ocean wie ein vom Baume auf den Wasserspiegel eines See's gewehtes Blatt. Ständen wir unten auf trockenem Meeresgrunde davor, wir würden finden, daß Napoleon auf dem Gipfel eines Chimborazo gestorben ist; und dächten wir untenstehend uns das Meer wieder über uns, so würde ein nach dem Eilande steuerndes Schiff dem Geier gleichen, der um den himmelhohen Gipfel einer Alpe kreist. —

Wir haben das vorzügliche Buch in diesen kurzgedrängten Auszügen für sich selber reden lassen, die einzige Art von Selbstkritik, die wir gutheißen, und können die Lectüre desselben jedem gebildeten Leser, jeder gebildeten Leserin empfehlen. Zum Schlusse sei hier noch bemerkt, daß auch die äußere Ausstattung des Buches und die dem Text einverleibten Illustrationen seines reichen geistigen Gehaltes würdig sind. Zu der Zeichnung einer Landschaftsansicht aus der Steinkohlenzeit hat Herr von Kittlitz in Mainz den Entwurf geliefert, der berühmte Darsteller landschaftlicher Charaktere, der als Weltumsegler mit kundigem Auge jene Zonen durchdrang, wo die Pflanzenwelt den Steinkohlenlagern noch am meisten ähnlich ist. Schnitt und Druck des Blattes ehren die ausgezeichnete Kunstwerkstätte des Herrn Eduard Kretzschmar in Leipzig.

So ist dieses Buch nicht nur ein neuer Schmuck unserer reichen deutschen Literatur, sondern auch eine Zierde für jede elegante Privat-Bibliothek. Die thätige Verlags-Firma Meidinger Sohn u. Comp. verspricht die Nachfolge der zweiten Hälfte im Oktober, wo wir dann noch einmal auf das Werk zurückkommen werden.

Spanien.

In Spanien stehet meine Wiege,
Im Land der Liebe und der Siege,
Das mehr als hundert Maurenschlachten
Zum Friedhof seiner Größe machten,
Das einst der halben Welt geboten
Und doch nun gleichet einem Todten,
Von dem die Heldenlieder sagen,
Daß er sich tapfer stets geschlagen.
Und doch es ist das schönste Land;
Vollkommen kam's aus Gottes Hand,
Mit süßer Frucht, mit Feuerwein
Und Blütenduft und Sonnenschein,
Der ew'ge Frühling hat sein Zelt
In seinen Thälern aufgestellt,
Und unter immergrüne Aeste
Baut sich die Liebe Traumpaläste
Und wandelt selig durch die Auen
Am Arme feurig-schöner Frauen.
Ja! Frauen, deren Aug' verdunkelt
Den Abendstern, der droben funkelt,
Die Gott zur Liebe, zu den Waffen
Gleich schön und feurig hat erschaffen,
Die Untreu mit dem Tode rächen
Und nicht in stillen Thränenbächen
Der Liebe Leid und Gram versenken,
Um dennoch „seiner" zu gedenken.

Und schön und lieblich wie die Frauen
Sind seine Städte anzuschauen;
Von Thurm und Wall weht hell und licht
Der Freude Banner dir entgegen
Und der Genuß, ihr Herold, spricht
Am Thore über dich den Segen.
Du trittst mit zagendem Gefühl
In ihrer Straßen bunt Gewühl,
Dem jungen Schmetterlinge gleich,
Der noch nicht kennt sein blühend Reich;
Doch wirst du heimisch im Gedränge,
Im Meer der Lieder und Gesänge,
Kennst du den blütenreichen Garten,
Wo süße Kelche deiner warten:
Dann hebt die Schwinge sich zum Fluge,
Dem Falter gleich in einem Zuge
Willst du den ganzen Frühling trinken
Und todt in's Blütenmeer versinken.
Doch ruft das Vaterland zur Schlacht,
Dann wandelt sich mit Zaubermacht
Das Lustgezelt zum Lager um:
Die Freude flieht, der Heldenruhm
Der Vorzeit steigt aus seinem Grabe,
„Das Vaterland ist in Gefahr!"
Kampflustig ruft es schon der Knabe
Und reih't sich in die Heldenschaar;
Der Jüngling küßt entzückt die Braut,
Die ihm das Schwert legt um die Hüfte:
„Leb wohl im Kampf!" kein Klagelaut
Des Mißgeschicks durchtönt die Lüfte;
Die Spanierin theilt gern das Herz
Des Freundes mit dem Vaterlande.
Still duldet sie, der Trennung Schmerz
Knüpft fester nur die zarten Bande;
Und denkt sie auch in trüben Stunden
An ihren Freund in der Gefahr,
Dann steht er voller Blut und Wunden
Als Sieger in der Heldenschaar.
Und fällt das Glück im wilden Spiel
Des Kampfes in des Feindes Wage,
Dann kennt Begeisterung kein Ziel,
Verzweiflung wird die stumme Klage;
Den Freund, wenn er im Kampfe fiel,
Ersetzt die Freundin todesmutig,
Den Tod des Helden rächt sie blutig
Und wenn sie dann auch selber fällt,
Dann ruht sie würdig Held bei Held.

So ist das Volk, so treu und ächt,
Ein Held im Kampf und doch ein Knecht.
Nur für den König, seine Großen
Pflückt er des Kampfes blut'ge Rosen,
Als Sieger steht er in der Schlacht,
Der an sich selber nicht gedacht;
Denn keine Freiheitsblume blinkt
Aus seinem reichen Lorbeerkranze,
Der fremde Feind flieht oder sinkt —
Vor dem im Innern senkt's die Lanze!
So ist das Land, das mich geboren,
Wo ich den Himmel fand und auch verloren!

Friedrich Hornfeck.

Feuilleton.

— **Nachklänge der Bonifaciusfeier.** In Bunsens trefflicher Schrift „Zeichen der Zeit“ bezieht sich einer der interessantesten Abschnitte auf die kürzlich so geräuschvoll angestellte Bonifaciusfeier. Niemand wird dem gelehrten Verfasser des „Hippolytus“ die Sachkenntniß und christliche Gesinnung absprechen wollen, die zu einer gerechten Würdigung Winfrieds erforderlich sind. Auch erkennt Bunsen den thätigen Eifer, die Sittenstrenge und apostolische Hingebung des gefeierten Heiligen gebührend an. Nicht minder überzeugend zeigt er aber, auf Neanders und Rettbergs Forschungen gestützt, wie wenig darum der Name „Apostel der Deutschen“ gerechtfertigt sei. Das Christenthum war von Osten her den Deutschen weit eindringlicher und reiner zugebracht worden. Nicht das Christenthum, sondern das Kirchenthum hat uns Winfried gebracht. Ein engherziger, dumpfer Sinn leitete ihn nur zu häufig in seinen Lehren und Maßregeln; zur Rechtfertigung einer deutschen Nationalfeier reicht sein Verdienst bei Weitem nicht aus. — Fast gleichzeitig mit Bunsens Werk erscheint eine epische Dichtung: **Winfried**, von **Abraham Fröhlich**, deren Ertrag den Zwecken der Baseler Mission gewidmet ist. Wir haben von diesem ausgezeichneten Fabeldichter schon manches tüchtige und kernhafte Wort über die Kämpfe der Gegenwart vernommen. Wenn er den albernen Herwegh-Enthusiasmus züchtigte; wenn er unheilvolle Einwirkungen von Schule und Haus abwehrte: so konnte man mit ihm einverstanden sein. Auch wir sind seiner Ansicht:

„Zum Krüppel wird der Baum vom Jesuit erzogen,
Zu geilen Ruthen schießt er unterm Demagogen.“

Wir finden aber, daß die Weise, wie der heranwachsende Volksgeist durch Winfried erzogen wurde, auch keineswegs der heilsamste war. Fröhlichs Gedicht ist, wie man nicht anders erwarten konnte, sehr brav gearbeitet; sein kräftiger, ja rauher Vers — die moderne Nibelungenstrophe, durch die verlängerte letzte Zeile etwas abwechselnder gemacht, — liest sich besser als die matten und glatten Patentverse unserer Modedichter. Aber der von ihm gewählte Stoff ist sehr bedenklich. Der Dichter rühmt mit Recht seinen Helden, daß er Priester wie Aldebert und den ausschweifenden Bischof Gewilieb von Mainz abgesetzt habe. Aber Bonifacius bedrohte auch den Priester Virgilius mit Verfolgung und Absetzung, weil er behauptete, daß die Erde rund sei, und daß es auf der uns abgekehrten Seite Antipoden geben könne.

— **Der älteste Faustus.** Nachdem einige gelehrte **Goethologen** (der Ausdruck ist wohl gestattet, da man in Frankreich sogar von **Montaignologen** spricht) über den Namen Mephistopheles ihre Meinung ausgesprochen haben, wird nunmehr der Name Faust Gegenstand der Untersuchung. Daß der sogenannte Georgius Sabellicus, ein talentvoller Charlatan, sich auch Faustus den Jüngeren hieß, daß er als solcher von dem berühmten Abt Tritheminus im Jahr 1507 erwähnt wird, ist eine allbekannte Notiz. Er war Schullehrer in Kreuznach, wurde aber wegen unzüchtigen Benehmens entlassen. Wer aber war nun der ältere Faust? Diese Frage bespricht Gustav Schwetschke in der neuesten Nummer des deutschen Museums. Er glaubt denselben in dem Hofpoeten König Karls VIII. von Frankreich, dem Publius Faustus Andrelinus aus Forli, der 30 Jahre lang in Paris lebte und Lehrer der Poesie, Rhetorik und Sphärik war, entdeckt zu haben. Dieser, auch schlechtweg Faustus genannt, war beim Auftreten jenes Jüngeren schon ein berühmter Mann. Wir sind der Ansicht, daß die sagenhafte Person des Doctor Faust in ähnlicher Weise wie die Figuren alter Heldensage aus gleichartigen Motiven, deren jene Zeit viele gab, erwachsen ist. Wie noch in unseren Tagen Anekdoten vom verschiedensten Ursprung, aber von ähnlichem Charakter endlich an einer Person haften bleiben, die vorzugsweise zu ihrem Träger paßt: so bot der Name Faust einen passenden Anhaltspunkt für jede Schnurre, die von den zahlreichen gelehrten Vagabunden und fahrenden Scholasten der regsamen Epoche ausging. Sehr möglich, daß Georg Sabellicus hiezu als die geeignetste Persönlichkeit erschien, und daß er seinen Beinamen von dem, durch Schwetschke bezeichneten Faust zunächst entlehnte. Es war aber noch ein bei Weitem älteres Motiv vorhanden, dessen wir noch nirgend Erwähnung gefunden haben. Im Leben des **heiligen Augustinus** nämlich (den Confessionen) wird ein Manichäer Namens Faustus erwähnt, ebenfalls ein beredsamer, auf seine abstrakte Wissenschaft eingebildeter Charlatan, der durch Geist und glänzende Ausdrucksweise gar Viele zu bethören und den großen Kirchenvater in seinen Jünglingsjahren mächtig zu fesseln wußte. Augustinus beschäftigt sich wiederholt und ausführlich mit diesem gefährlichen Versucher und Abenteurer, der auf seinen Streifzügen so manche lockende Irrlehre ausstreute. Bei der ungemeinen Verbreitung und dem Ansehn, welches Sanct Augustins Schriften das ganze Mittelalter hindurch genossen, kann man nicht annehmen, es sei der Name des schwadronirenden Manichäers in den Kreisen, wo unsere Gelehrtensage entstand, unbekannt gewesen. Selbst bei ihm war die Bezeichnung Faustus, d. h. der Beglückte, vielleicht nur eine angenommene. Der Name Fust, den der Miterfinder der Buchdruckerei führte, ist nur die althochdeutsche Form des Wortes Faust und hat mit Faustus nichts zu thun. Die Vorstellung, daß der Bücherdruck durch Ausbreitung von Kenntnissen den Zweifelmuth und den Unglauben förderte, trägt ein etwas moderneres Gepräge; immerhin mag sie, bei der Aehnlichkeit der Laute, einiges sehr Geringe zur Sage beigesteuert haben, welches bald, dem Gesetz der Mythenbildung gemäß, in den Hauptstrom sich ergoß. — Auch einen älteren Sabellicus erwähnt Schwetschke; dieser Name erinnert an die Bedeutung, welche das Land der Sabiner in der Geschichte der Geheimwissenschaften hat.

— **Die Geschichte von Spanien, nach Aéragorta.** Den Verderb der deutschen Literatur befördert ganz besonders die Sucht der Buchhändler, große und dauernde Serien von Werken fabrikmäßig auf einander folgen zu lassen. Die Kritik befaßt sich wenig mit Büchern dieser Art; sie begnügt sich damit, ein ganzes Unternehmen in Bausch und Bogen anzupreisen, und so wird der Käufer oft schmählich betrogen. So ist es dem Schreiber dieses ergangen, als er kürzlich eine übersichtliche Geschichte von Spanien wünschte und, von dem großen, durch einzelne gute Leistungen auch gerechtfertigten Ruf der „Hausbibliothek“ von **Lorck** und **Bülau** verleitet, sich aus derselben das Buch von Aéraegorta anschaffte. Ein so elendes und gedankenloses Machwerk, wie diese Bearbeitung, sollte doch in einem Lande, wo Männer wie Aschbach und Heinrich Schäfer die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel behandelt haben, nicht verbreitet werden. Dasselbe ist in jenem unausstehlichen Styl geschrieben, der, als **blühend** bezeichnet, in romanischen Ländern noch hie und da beliebt ist, für Deutschland aber längst nicht mehr paßt. Von Kritik, von Pragmatismus, von ethnographischen Anschauungen ist keine Rede. Die Geschichte der Kämpfe unter den westgothischen Königen ist mit der lächerlichsten Parteilichkeit gegen den Arianismus, ohne alles Eingehen auf das Wesen des Streits, abgefaßt. Und wie steht es um das Einzelne? Dies darzuthun, beschränken wir uns auf die zweite Seite des Buches. Da steht denn, daß „die Rhodier, die Samier, die Phocenser und noch andere **Nationen**“ Colonien nach Spanien sandten. Die Phocenser oder Phocier aber, Bewohner einer hellenischen Berglandschaft, sandten niemals eine Colonie dorthin aus. Es sind die Bewohner von Phocäa, einer attischen Pflanzstadt in Asien, gemeint. Zehn Zeilen weiter heißt es: „im vierten Jahrhundert sahen sich die Carthager durch die Ereignisse des ersten punischen Kriegs gezwungen, ihre Mannschaften gegen die Römer zu verwenden“. So viel uns aus der Schule erinnerlich, fand der Krieg, den man den ersten punischen nennt, nicht im vierten, sondern im dritten Jahrhundert statt. Solche Arbeiten werden in dem gründlichen Deutschland zu populärer Belehrung bestimmt und empfohlen!

— **Voltaire als Beurtheiler Shakespeares.** Die Buchhändler veröffentlichen eine deutsche Literaturgeschichte nach der anderen, zu entschiedenem Nachtheil der Wissenschaft und der Bildung. Die Zahl derjenigen Verfasser, die, wie Julian Schmidt und Gottschall, die besprochenen Werke gelesen und Eindrücke von denselben empfangen haben, ist gering. Besonders die Darstellungen des 17. und 18. Jahrhunderts wimmeln von Fehlern; die Irrthümer wälzen sich, immer trivialer abgeplattet, aus einem Buch in das andere; ein literarhistorischer Jargon hat sich gebildet, der an anspruchsvollem Ton und innerer Leerheit seinen Collegen in anderen Gebieten völlig gleichsteht. — So finden wir in einigen neuen Handbüchern wieder die Angabe, daß die Deutschen, so lang Voltaires Einfluß dauerte, den Shakespeare nicht kannten; wobei denn salbungsvoll erklärt wird, wie Voltaire den großen Britten geschmäht oder vornehm weggeworfen habe, indem er nicht fähig gewesen, von dessen Tiefe und Bedeutung Etwas zu erfassen. Gerade das Gegentheil ist richtig. Erst seit Voltaire ist Shakespeare den Franzosen und (mittelbar durch Wieland) den Deutschen bekannt geworden. Voltaire widmete den Werken Shakespeares die größte Aufmerksamkeit; die französische Literaturgeschichte weist nach, welche Kühnheit er bewies, indem er, von diesem großen Vorbild angeregt, ein freieres Leben in das französische Drama zu bringen suchte. Er sah den Brutus auf der englischen Bühne mit Entzücken (avec ravissement sind seine eigenen Worte); er ahmte nicht nur den Julius Cäsar nach, sondern er übersetzte ihn vollständig in reimlosen Alexandrinern (vers blancs) und begleitete ihn mit Anmerkungen. Aus den letzteren sehen wir freilich, daß er fast nur die pathetischen Scenen, das Gespräch mit Portia, die Verschwörung und Aehnliches, völlig gewürdigt hat; die komischen Einstreuungen und die Volksscenen gingen ihm nicht auf. Er nahm aber in dieser Beziehung keine andere Stellung gegen Shakespeare an, als noch in unseren Tagen einige vorzugsweise correcte Geister, z. B. Platen. Auch ist die Form

bei ihm anstößig, wie wenn er schreibt: »Shakspere, le Corneille de Londres, grand fou d'ailleurs; mais il a des morceaux admirables.« Wer Voltaire kennt, der weiß, daß ein solcher Wechsel in seinen Aussprüchen gerade bei großen Erscheinungen vorkommt, die ihn lebhaft beschäftigten. Wie hat er Leibnitz in glänzenden Epigrammen gepriesen, und dessen System doch wieder mit boshaften Witzen verfolgt! Die Alltags-Literaturgeschichte bedarf aber der anekdotischen, banalen Aussprüche, die ebenso wenig auszumerzen sind, als Schwerpermanns Eier oder der „Tod der alten Garde“ aus der Weltgeschichte. Zudem ist es unverständig, die Urtheile jener Zeit nach unserem modernen Geschmacke zu bemäkeln. Es gehört heute keine besondere Kunst dazu, in unbegrenztes Lob Shakespeares auszubrechen; für den Zeitgenossen und Landsmann Boileau's aber war ein ganz außerordentliches Maß von Kühnheit, Verständniß und Geist erforderlich, um sich diejenige Anerkennung, ja Bewunderung abzugewinnen, die Voltaire für Shakespeare an den Tag legte. Es kostete einen Lessing keinen besonderen Opfermuth, sich den Anschauungen Gottscheds und Gellerts zu entwinden; wo man aber in der großartigen Sphäre Corneilles befangen war, mochte die Arbeit schwerer sein.

— Zur Geschichte der Journalanzeigen. Der Gebrauch, Anzeigen durch die Journale zu verbreiten, ist in England zuerst aufgekommen, und zwar durch Londoner Buchhändler. Man findet im Mercurius politicus von 1652 die Anzeige eines Heldengedichtes zu Ehren Oliver Cromwells. Bald bediente man sich auch der Zeitungen, um redliche Finder zum Wiederbringen verlorener Gegenstände aufzufordern. Als unter Cromwell die Postkutschen in England eingeführt wurden, machten die Zeitungen die Abfahrtstunden und Preise bekannt. Im Jahr 1658 brauchte der Personenwagen von London nach York vier Tage (jetzt eine Reise von fünf Stunden.) Merkwürdigerweise sind sich die Fahrpreise nominell gleichgeblieben; in Wirklichkeit aber sind sie jetzt wenigstens fünfmal billiger, bei dem um so viel geringeren Werth des Geldes. Milton machte um jene Zeit die Druckfehler seines Buches über die Republik durch ein Tagblatt bekannt. König Karl zeigte im Mercurius an, daß ihm sein Lieblingshündchen abhanden gekommen; diese Anzeige ist ein allerliebstes Epigramm und ohne Zweifel vom König selbst verfaßt. Sie lautet: „Wiederholt müssen wir den Verlust eines schwarzen Hündchens mit kurzem Schweif anzeigen. Es ist seiner Majestät höchsteigener Hund; ohne Zweifel hat ihn Jemand gestohlen; denn er ist in England weder geboren noch erzogen, und nie hätte er seinen Herrn verlassen. Wer ihn findet, kann ihn bei jeder beliebigen Person im Palast abgeben; denn das Hündchen ist bei Hofe bekannter als der Dieb. Wird man denn niemals aufhören, den König zu bestehlen? Ist es ihm verboten, einen Hund zu halten? Wahrlich, die Stelle dieses Hündchens (obwohl sie nicht so übel ist, als Mancher glaubt,) ist die einzige Stelle, für die es keinen Bewerber gibt!“ — Bald bedienten sich auch die Verfertiger von Geheimmitteln und Verschönerungswassern der Zeitungspresse; die damaligen de Barry's, Borchardts und Suin de Boutemards machten sich ebenso laut wie heutzutage. Die seltsamste Anzeige war aber unstreitig die folgende, mittelst deren Karl II. seinem Volke bekannt machte, zu welchen Zeiten er die Kröpfe heilen werde: „Whitehall, 14. Mai 1664. Seine geheiligte Majestät hat ihren königlichen Willen kundgegeben, auch noch ferner im Monat Mai sein Volk von der Krankheit zu heilen, und sodann bis zu Michaelis aufzuhören; demzufolge habe ich Befehl erhalten, dies öffentlich bekannt zu machen, damit in der Zwischenzeit Niemand in die Stadt komme und Zeit und Mühe vergeblich aufwende.“ Das Vorrecht, Kröpfe zu heilen, besaßen bekanntlich die Könige von Frankreich und England, aber nur die legitimen; die Dynastieen Hannover und Bonaparte haben sich niemals damit abgegeben. — Von solchen Anfängen entwickelte sich das Inseratenwesen zu seiner jetzigen Höhe. Die Matrazenhandlung Heal und Comp. gibt jährlich 72,000, die Kleiderhandlung Moses und Sohn gar 120,000 Gulden für Anzeigen aus. Die „Times“ füllen täglich vierzig ihrer ungeheuren Spalten mit theuer bezahlten Anzeigen. Sie geben jetzt jährlich 12,000 Pfund Sterling mehr für Papier aus, als in früheren Zeiten. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß stellenweise ein empfindlicher Lumpenmangel sich einstellt; bereits wird Stroh, Rindenbast, Aloefaser zum Papier verwendet, und die Unternehmer der „Times“, die täglich gegen 20000 Pfund dieses Materials verbrauchen, haben einen Preis von 1000 L. St. auf die Entdeckung eines neuen Ersatzmittels ausgeschrieben. gs.

— Anekdote. Die Geschichtchen von französischer Unwissenheit, die manchmal von deutschen Blättern angeführt werden, mögen nicht alle richtig sein; die folgende Anekdote aber wird von der ernsthaften und gewichtigen Revue des deux mondes selbst des Nacherzählens werth gefunden. Zum Behuf statistischer Aufnahmen wurde dem Maire eines kleinen Städtchens eine Liste zugeschickt, in welche er die Bevölkerung des Bezirks nach gewissen Kategorieen verzeichnen sollte. Eine Rubrik lautete: crétins, der gelehrte Maire schrieb ohne Weiteres darunter: „Alle Einwohner, außer zwei Juden“; er hatte statt des ihm unbekannten Worts chrétiens gelesen. y.

— Die Rehabilitation des Teufels. Die Frage über die persönliche Existenz des Teufels beginnt wieder in einigen deutschen Ländern wichtig zu werden. Ein sächsischer Dichter schrieb vor beinahe hundert Jahren, nachdem Semler die Lehre vom Besessensein kritisch betrachtet hatte:

Als Semler aus der Welt den Satanas vertrieb
Und jeder Orthodox dagegen schrie und schrieb,
Sprach Satanas, gestützt an seinem Wanderstabe:
Mich dau'rt das Land, wo ich so gute Freunde habe!

— Goethe's und Wieland's Weinverbrauch. Ein hiesiger Kunstfreund besitzt eine Reihe autographer Briefe von Wieland und Goethe, die vieles Interessante enthalten. Sie sind an Herrn Ramann, „angesehenen Weinhändler“, (so lautet die Adresse bei Goethe) gerichtet. Aus Wielands Bestellungen entnehmen wir, daß es um die Finanzen wie um den Feingeschmack des behaglichen Greises recht gut gestanden. Während Goethe sich mit sehr bescheidenen Sorten (rothem Elsasser und leichtem Würzburger) begnügt, verlangt Wieland Leistenwein mit fürstlichem Siegel zu 2 Rthlr. die Flasche, Tokayer Essenz, Chambertin und andere Lagen, die seitdem fast außer Gebrauch gekommen sind; namentlich Langueboker, Frontignac, auch einmal 40 Flaschen alten Malaga. Dem „Benecarlo“ schmeckt er gleich ab, daß in der Kelter muffigte Beeren gewesen; „Osner“ bestellt er ab, weil ihm Graf Esterhazy ein ganzes Anker davon zum Geschenk gemacht. Ein rasch hingeworfenes Billet vom 22. October 1806 (acht Tage nach der Schlacht bei Jena) schließt mit den Worten: „Weimar hat seit dem 15. October viel gelitten; mir ist in diesen Umständen der Schutz des großen Napoleon sehr zu statten gekommen. Leben Sie wohl! Bedienen Sie sich folgender Adresse an mich: à Monsieur Wieland, Associé de l'Academie Imperiale de Paris.«*)

— Schillerverein in Frankfurt. Die Vorarbeiten für die Gründung eines Frankfurter Filials zur Dresdener Schillerstiftung haben den besten Fortgang. Der provisorische Ausschuß, unter der Leitung des Herrn Jügel, wird demnächst eine Generalversammlung berufen, zu welcher eine große Anzahl hiesiger Einwohner, die ihre Theilnahme für geistige Interessen auch sonst bethätigt haben, eingeladen ist. Alles, was zu diesen Vorbemühungen erforderlich war, ist unentgeldlich gestellt worden; so Druck und Papier für den Aufruf (von Herrn Osterrieth) und die Einladungen (von Herrn Krebs-Schmitt); auch wird dem Vernehmen nach die Post-Direction das Porto erlassen und die Loge Sorrates ihren schönen Saal sammt Beleuchtung, in Berücksichtigung des edlen Zwecks, ohne Vergütung zu Gebote stellen.

— Ein alter würdiger Stadtpfarrer in der herzogl. Residenz B. legte vor einiger Zeit seiner Predigt folgenden von ihm selbst verfaßten Vers zu Grunde:

Zwar ist es schwer, doch geht es an
Daß auch der Kauf- und Handelsmann
Christ sein und selig werden kann.

— Ernst Willkomm's deutscher Sittenroman „die Familie Ammer“ ist von Paul Stein zu einem Drama bearbeitet worden, unter dem Titel „der Weber und seine Söhne“. Dasselbe wird nächstens in unserer Nachbarstadt Mainz zur Aufführung kommen. — Von Hermann Kurz, dem Verfasser des „Sonnenwirths“ erscheint demnächst in einer hiesigen Verlagshandlung ein Seelenbild aus dem schwäbischen Volksleben, betitelt „der Weihnachtsfund“. Der Verleger eröffnet damit ein größeres Weihnachtsunternehmen, welches unter dem Sammeltitel: „Unter dem Tannenbaum“ in eleganter Ausstattung alljährlich zu Weihnachten wiederkehrt. Das Unternehmen wird nur von den talentvollsten Dichtern der Gegenwart getragen werden. — Von dem in unserer Mitte lebenden jungen Schriftsteller Herm. Presber erscheint in der Meidinger'schen Verlagshandlung „Ideal und Kritik“, ein Genrebild aus der Gegenwart. Der talentvolle Verfasser, der schon Verdienstliches auf dem Gebiete der Kritik und Humoreske geleistet hat, tritt hier zum erstenmal mit einem größeren Werk in die Oeffentlichkeit. Das Genrebild spielt inmitten der vielfach verworrenen, sich widerstrebenden und bekämpfenden Geistesrichtungen unserer Zeit, deren Haupterscheinungen es scharf charakterisirt. — Joseph Schessel arbeitet an einem neuen historischen Roman „Georg Frundsberg“; ein echt deutscher Stoff, dessen wenige unserer heutigen Romanschriftsteller so sehr Meister sein dürften, wie der geschichtskundige Verfasser des „Ekkehard“. μ.

*) Den Besitzer dieser Briefe nennt die Redaction.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 4. Frankfurt a. M., den 27. October 1855.

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.

Dobruschki-Frank, der polnische Sektenhäuptling in Offenbach. Von J. W. Appell.

Aus Calderon's Festmahl des Belsazar. Von Dr. Ludw. Braunfels.

Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach: Frankfurter Gelehrte als akademische Docenten. — Stimmen über Preußen aus der Restaurationszeit. — Die unbekannte Republik. — Ein Reisebild von der Südostgränze Frankreichs. — Wie wurden Shakespeare und Milton vor hundert Jahren beurtheilt? u. s. w. u. s. w.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Es war am Abend des nämlichen Tages, die Uhr des Pfarrthurms hatte eben in neun vollgewichtigen Schlägen den Zeitpunkt verkündet, an welchem damals in allen Straßen Frankfurts bereits jene tiefe Ruhe herrschte, die allein der schwerfällige Schritt des Schaarwächters unterbrach, wenn er, die Partisane auf der Schulter, sein „Quartier“ durchwandelte, als ein einzelner Mann, der von den „neuen Krämen“ herkam, in eine der engen Seitengassen einbog, welche die Schnurgasse mit dem Markt und dem „Pfarreisen“ verbinden.

Vor einem alten Gebäude zur Rechten, das fast um eine ganze Haustiefe von der Gasse zurück in einem Winkel lag, stand er still und legte das Ohr lauschend wider den geschlossenen Fensterladen. Als er nach einer Weile das Durcheinanderreden mehrerer männlichen Stimmen in der Stube des Erdgeschosses vernahm, sagte er zähneknirschend vor sich hin:

Da sitzt das saubere Volk wirklich noch beisammen. Wartet, ihr feigen Spießbürger, heute sollt ihr von mir zum Letztenmal die Wahrheit hören, und wenn ich auch morgen in den Thurn muß, will ich doch noch zuvor den Judas entlarven, der mich an die Stadtobrigkeit verrathen hat!

Nach diesem klopfte er ziemlich vernehmbar mit dem Stock gegen den Fensterladen und augenblicklich verstummte drinnen das Gespräch. Er mußte jedoch sein Klopfen mehrmals wiederholen, bevor eine verdrießliche Frauenstimme von Innen fragte:

Wer ist draußen? Hier gibt's keine Wirthschaft mehr!

Gut Freund, Frau Oleyerin, mach' Sie nur auf, ich bin's, entgegnete Jener und seiner Aufforderung wurde auch sofort entsprochen. Von Innen schob die Wirthin den Riegel zurück, im Dunkeln that sich die Thüre auf und hinein schlüpfte der späte Gast der „blauen Henne“, ein damals von geringeren Bürgern und Handwerksleuten vielbesuchter Weinschank, wo man häufig noch bis Mitternacht Gäste antraf, trotz des strengen Mandates gegen das Offenhalten der Wirthschaften und das sogenannte „Nachtrinken“ über die gesetzliche Polizeistunde hinaus.

Die Stube, in welche der späte Ankömmling eintrat, war durch eine bretterne Wand in zwei ungleiche Abtheilungen geschieden, davon die vordere, nach der Straße zu gelegen, längst von ihrem letzten Gast verlassen war. Auch brannte hier kein Licht mehr, dagegen war die hintere Abtheilung, wo gewöhnlich die Stammgäste der „blauen Henne“ ihre Plätze hatten, noch hell erleuchtet und hierhin verfügte sich denn auch der zuletzt Angekommene.

An einer blankgebohnten Eichentafel saßen wohl zehn bis zwölf Gäste, in die dichten Wolken des beliebten „Veilchen- oder Virginiatabaks“ eingehüllt und tranken aus großen Gläsern „Hanauer Wein“, so genannt, weil er in der nach Hanau zu gelegenen städtischen Gemarkung gezogen wurde. Vor jedem Gast stand außerdem ein steinerner Deckelkrug, der auf seiner vorderen Seite eine blaugemalte Henne hatte. Es waren Zünftige und Unzünftige, den obersten Sitz nahm ein breitschultriger Bender ein, dessen narbige Nase aus demselben Metall gebildet schien wie der kupferne Leuchter, auf den die Wirthin kurz zuvor ein neues „Gutlicht“ gesteckt hatte; am untern Ende des Tisches spielten der Wirth mit dem Bader Emmerich „Schachzabel“, ein Spiel, das sich seit der Reformationsperiode erhalten und neben dem Brettspiel häufig geübt wurde.

Der vorhin erwähnte späte Gast war nicht sobald in die Hinterstube eingetreten, als ihn auch schon die ganze Art und Weise, wie ihn die Uebrigen bewillkommten, als denjenigen bezeichnete, der hier die erste Rolle spielte und der mit Sehnsucht erwartete rechte Mann für Alle war.

Ei, woher noch so spät des Weges, Herr Licentiat? redete ihn der dicke Bender vertraulich an. Hat Er wieder im Weidenhof gesessen oder sich im „rothen Männlein“ beim neuen Rauscher den alten Haarbeutel angefeuchtet?

Ja, ja, der Musje Haberkatz ist ein Nachtvöglein prima sorte, lachte höhnisch der ehemalige Geleitsschreiber Wenzel, ein verkommenes Subject, dem das Decretum in senatu: „Entlassen wegen gemeinen Unterschleifs“ deutlich im Gesicht geschrieben stand. Den Tag über wird man Seiner mit keinem Blicke ansichtig; aber kaum ist's duster in den Gassen, so fliegt Er mit Kauz und Eule aus seinem Dachkämmerlein heraus und krächzt der Bürgerschaft die Ohren voll.

Er sieht heute so sauer aus, als hätt' Er in der „Guldnen Gans“ auf Rechnung des kaiserlichen Cammerarius Liebfrauenmilch getrunken, lachte der Bader boshaft.

Gewiß hat er wieder ein Poem zu Ehren des Kaisers Habenichts in der Tasche! spottete Veit, der lockere Schriftgießer aus der Officin im „Alten Frosch“. So beichtet doch einmal, Licentiatchen, welcher Schalkerei Ihr wieder nachspintisirt? Macht ja ein Gesicht, als wolltet Ihr noch heute Nacht die Pfalz vergiften.

Der Angeredete, ein ältliches Männlein mit stechenden grauen Augen und einem dünnen Knebelbart, der sich lanzettartig nach Vornen zuspitzte, hatte sich, ohne anfangs die cordialen Stichelreden der Gäste zu beachten, auf die Klappbank am untersten Ende des Tisches niedergelassen, so daß er dem Bender gegenüberzusitzen kam.

Hier verharrte er eine Zeitlang, ohne eine Miene zu verziehen, in philosophischem Schweigen; den kleinen dreieckigen Hut tief in die Stirne gedrückt, stützte er beide Ellenbogen auf die Tafel, wobei die Fadenscheinigkeit seines vordem blau gewesenen Sammetrockes an Aermeln und Aufschlägen trotz des dichten Tabaksqualmes so deutlich sichtbar wurde, daß der ehemalige Geleitsschreiber sich nicht der boshaften Bemerkung enthalten konnte, der Herr Licentiat scheine heute nicht nur seine Gedanken, sondern auch seinen Rock nach Innen gewendet zu haben.

Aber hiermit hatte denn auch der Spaß sein schnelles Ende erreicht; denn der Licentiat schnalzte zuerst wie zum Signal, daß nun die Reihe des Spottes an ihn gekommen, mit beiden Daumen und sagte dann mit verächtlicher Miene:

Wendet Euch allesammt um und um, und was dann zum Vorschein kommt, wird dasselbe Nämliche sein, was Ihr anjetzo und alle Tage vorstellt: Hasenbälge nach Innen und Außen — Maulhelden, die hinterm Glas über Kaiser und Rath schimpfen, aber zu Kreuze kriechen, wenn der Rottmeister Krafft in der Ferne eine Priese zur Näse führt. Ja, schaut mich nur verwundert an! In Euren Köpfen sieht's so gottserbärmlich leer aus wie in des Kaisers Hofschatull; aber doch wollt' ich dem eher zehn Thaler auf sein ehrliches bayerisches Gesicht borgen, wie Einem von Euch einen Batzen; denn wenn er mir mein Geld nicht zurückgeben kann, so zahlt statt seiner der Rath; Ihr dagegen spielt die Malcontenten, die Widerspenstigen; wenn's Euch aber an die Kehle geht, dann habt Ihr nicht mal den Muth zu schreien, sondern duckt Euch, duckt Euch und füttert den Kaiser sammt dem Troß seiner Hofschranzen fort und fort mit Fasanen und Pasteten, die er sich auf Eure Kosten aus Paris und Böhmen verschreiben läßt. Oder meint Ihr etwa, ihm und seinen Cavalieren, Junkern, Kammerherren, Hoffourieren, Petits-Maitres, seinen französischen Marquis, seinen spanischen Dons und welschen Abbatis und wie der ganze unnütze Hoftroß heißen mag, munde der Malvasier und Tokayer, den Ihr bezahlen müßt, minder gut, weil Ihr ein saueres Gesicht dazu macht? Oder die Milch, die der Kaiser aus purem Aberglauben, weil's ihm seine Jesuiten so vorgeschwatzt haben, nur von einer pechschwarzen Kuh zur Chocolade trinken will, werde zu Molke gerinnen, weil Ihr ihm in Euern vier Wänden ein Donnerwetter nach dem andern auf den Hals wünschet? Prosit Mahlzeit! Ihr wischt Euch das Maul und er läßt sich's wohl schmecken; Ihr prahlt mit Eurer Bürgerfreiheit und Euren Privilegien, derweilen seine französischen Köche die Butter pfundweis ins Feuer schmeißen, damit dieses lustiger unter den Bratpfannen und Kasserollen aufflackere und sie sich zum Anblasen nicht den Athem anzustrengen brauchen.

Weiß Gott, unser Licentiat red't wieder mal wie ein Buch! rief Prachtlock, der Friseur ohne Kundschaft. Alles geht zu Grunde über der konstantinopolitanischen Heidenwirthschaft, als hätten wir an unsern siebenundvierzig Schöffen erster, zweiter und dritter Bank, und was an Zöllen, Sporteln und Abgaben drum und dran hängt, nicht schon genug, und müßten auch noch einen Kaiser sammt Hofstaat extra unterhalten.

Hört, Meister Prachtlock, wenn Er wieder mal zu Kundschaft kommt, so kann Er Seine Zunge statt des Brenneisens gebrauchen, sagte Sternwald, der Zwirnhändler, der nur noch selten in die „blaue Henne" kam, weil er keinen Gefallen an dem rohen und gereizten Tone fand, der hier neuerdings, Dank den Hetzereien des Licentiaten, herrschte.

Ein schallendes Gelächter der Andern belohnte den guten Einfall des Zwirnhändlers; nur der Licentiat nahm die Partei des Friseurs und rief mit steigender Hitze:

Ja, lachen könnt Ihr schon, wenn ein Anderer Euch einen guten oder schlechten Witz vormacht; müßt Ihr doch Eure Lustigkeit theuer genug bezahlen! Aber dessen seid versichert, Eins weiß ich, was Euch bald den Syrup in Essig verwandeln wird — und wenn Ihr dann noch lacht, — *dann* — aber die Zunge soll mir im Gaumen verdorren, red' ich noch ein Wort mit Euch von dem, was ich heute vernommen habe.

Der weiß wieder einmal accurat so viel wie ich selber, dachte der kluge Zwirnhändler bei sich, laut aber sagte er zum Licentiaten:

Ihr habt gewiß wieder eine geheime wichtige Depesche aus der Wiener Kanzlei erhalten? — Nun, was schreibt Euch denn Euer guter Freund, der österreichische Minister Kaunitz? Ach, thut nur nicht so geheimnißvoll, Licentiatchen! Weiß es doch die ganze Welt, daß Ihr am Kaiserhof zu Wien in großem Ansehen steht und die junge ungarische Königin Maria Theresia Euch schon längst als Hofpoet in ihre Dienste gezogen hätte, wäre ihr dermalen Euer diplomatisches Genie in Frankfurt nicht von größerem Nutzen als Eure Verse in Wien.

Der Zwirnhändler hatte damit den Licentiaten an seiner schwächsten Seite gepackt. Und in der That schmunzelte derselbe auch so geheimnißvoll wichtig, als hätte er das ganze österreichische Staatsarchiv in der Tasche und stände mit allen kaiserfeindlichen Cabinetten Europas in nächster Relation.

Hab' ich's Euch denn nicht schon längst vorausgesagt, hub er nach einer Pause an; und ist nicht Alles auf's Härlein eingetroffen, wie ich es prophezeite? Hat der Kaiser bis zur Stunde Etwas durchgesetzt? Ist nicht Alles lauter Lug und Trug gewesen, einzig und allein darauf berechnet, der Welt Sand in die Augen zu streuen. Trotz seiner Hoffart hat er sich zum Bettler erniedrigt, um auf Kosten unseres armen deutschen Vaterlandes bei Frankreich den Flitter und Goldschaum zur Kaiserwürde, sammt der Krone obendrein zu erbetteln. Ja, erniedrigt er sich nicht noch bis zum heutigen Tag, wo er doch endlich wissen sollte, welche jämmerliche Rolle er spielt, zum Schmeichler des Marschalls Belle-Isle, dieses übermüthigen Ambassadeurs und Maitressengünstlings, der den Hochmuth so weit trieb, daß er während der Kaiserkrönung beständig den Diamantknopf seines Stocks im Mund herumdrehte? Ja, ja, auf Bijouterien, Uhren, Karossen, englische Windspiele, Goldstickereien, Spieluhren, und was dergleichen Firlefanzerei mehr ist, versteht sich dieser Kaiser vortrefflich, und die Tressen auf den Livreien seiner Hofbedienten sind nach seiner eigenen Musterzeichnung in Paris angefertigt worden; aber die deutsche Kaiserkrone, die er sich durch alle mögliche Niedertracht erschlichen und erbettelt hat, würdig und kraftvoll, wie sich's ziemt, zu tragen, das vermag er so wenig, daß er sich nicht mal in seinem Stammland Bayern behaupten konnte, wo Panduren, Kroaten, Slavonier und Morlacken in Ueberfluß schwelgen, während er nicht das Geld hat, um sich einen sauren Rindsbraten zu kaufen. Ach, du liebe Zeit! Hat man jemals eine so erbärmliche Kaiserwirthschaft gesehen wie die ist, auf die sich unsere Frankfurter Patrizier, unsere vornehmen Geschlechter jetzt so Viel einbilden! Aber ihnen ist dieser Schattenkaiser noch immer gut genug und sie hofiren ihm, scharwenzeln um ihn herum, spielen die Allergetreuesten, Allerunterthänigsten, nur um irgend ein Titelchen, ein Gnadenkettlein oder Adelsdiplom zu erhalten, während sie der Bürgerschaft vorspiegeln, daß es eine Ehrenpflicht sei, diesem Kaiser das Leben und den Aufenthalt in unserer schönen Stadt so angenehm und — *wohlfeil* wie möglich zu machen!

Aha, nun paßt auf, jetzt kommt er auf sein Kapitel, sagte der dicke Bender und that, wie um sich für den eigentlichen Kern von des Licentiaten Rede zu stärken, einen mächtigen Zug aus dem Weinglas. Jener fuhr fort:

Ihr Alle wißt's, wie theuer Frankfurt schon die Ehre zu stehen gekommen ist, die Residenz eines Kaisers zu sein, der seine eigene Hauptstadt München schon zweimal landesflüchtig hat verlassen müssen. Ich will nicht reden von den kostbaren Präsentern an goldenem und silbernem Geschirr, an Kleinodien und Baarem, was ihm, sowie der Kaiserin und dem Erbprinzen der Magistrat schon

verehrt hat. Aber fragen will ich, wohin der Wohlstand und der Verdienst des kleinen Gewerbsmannes und Bürgers gekommen ist, seitdem Alles auf französischen Fuß gesetzt wurde und unsere vornehmen Leute das inländische Gewerbe verächtlich bei Seite liegen lassen, um sich aus Paris ihre Kleider, ihre Schuhe, ihre Wagen, kurz alles dasjenige zu verschreiben, was zum Luxus gehört; seitdem überall französische Windbeutel und hergelaufene Aventüriers die ersten Kunden der Stadt an sich gezogen haben, als da sind Friseurs, Conditors, Patissiers, Marchandes und Marchandises de Modes, Tailleurs, und wie das Heer von ausländischen Concurrenten heißt, die unsere einheimischen Geschäfte ruiniren, weil alle Welt ihnen zuläuft und sie sogar von der Obrigkeit auf jede mögliche Weise protegirt werden? Und das wollen Väter der Stadt, wollen Frankfurter Patrizier und Geschlechter sein! Parliren französisch, speisen französisch, kleiden sich französisch, tanzen, fahren, reiten französisch und sogar, wenn sie den guten alten deutschen Herrgott anrufen, geschieht's mit einem mon Dieu! Was aber thut unser hochweiser Rath, dem der Kaiser neulich erst aus ganz besonderer Huld und Wohlgewogenheit das Prädikat „Edel und Ehrsam" aus der Reichskammer-Kanzlei ausgestellt hat, so wie er schon früher den Stadtschultheißen, seinen guten Freund, nebst den sieben ältesten Schöffen zu wirklichen kaiserlichen Räthen ernannte, was thut dieser neubetitelte, graduirte „edel ehrsame" Rath? Ganze Sitzungen hindurch berathen sie, wie man dem Kaiser Dies und Das zu seiner standesgemäßen Repräsentation herbeischaffen wolle; wo dann bald über eine neue Staatscarosse, bald über einige Fuder Wein, oder über einen neuen Betschemel mit Sammetkissen und Goldtroddeln, bald über ein feines Silberservice mit Ciselierarbeit debattirt wird; lauter hochwichtige Staatsgeschäfte, die es ihnen schlechterdings unmöglich machen, auch noch der Stadt gemeines Beste und der Bürgerschaft Wohlfahrt und Gedeihen zu bedenken. Und wie auf dem Römer in den Rathssitzungen, so geht's auch daheim und in ihren Zirkeln: Kaiser vorn, Kaiser hinten! Ja, in einigen unseren ersten Häusern wird sogar die Abgötterei so weit getrieben, daß sie sein Bildniß auf einer Art von Hausaltar aufstellen, wovor Jedes, das vorübergeht, eine tiefe Reverenz macht. Auch im Hause des Stadtschultheißen schwärmt Alles für den Allergnädigsten, weil er dort eine Visite gemacht und die Herablassung so weit getrieben hat, der Frau Stadtschultheißin die Hand zu küssen. Dafür hat ihm denn die älteste Tochter neulich am Vorabend von seinem Geburtstag mit andern grade so überspannten feinen Jüngferleins die Hausthüre mit Rosenguirlanden bekränzt und des Stadtschultheißen Schwager, der Herr Hofrath von Loen, hat dazu ein großes Gratulationspoem in französischen Versen anfertigen müssen.

Unser Freund Haderkatz hat zwar einen langen Athem, sagte der Zwirnhändler ironisch; demungeachtet aber fürcht' ich, er werd' ihm, wenn er so fort redet, vor lauter Abschweifung zuletzt doch ausgehen, und wir erfahren am Ende nicht einmal die große Neuigkeit, die er uns hat auftischen wollen.

Allons, Licentiatchen, ausgepackt mit der funkelnagelneuen Geschichte! rief der halbtrunkene ehemalige Geleitsschreiber. Denn daß Ihr dem Kaiser nicht hold seid und unsere vornehmen Geschlechter und die Herren vom Rathe seit Jahr und Tag seinetwegen bei der Bürgerschaft anschwärzet, das ist doch wahrlich keine Neuigkeit für uns!

Der Licentiat warf zuerst dem Zwirnhändler und dann dem ehemaligen Geleitsschreiber einen giftigen Blick zu und selbst dem festgedrehten Knebelbart schien sich der stille Grimm seines Inneren mitzutheilen; denn die Spitze desselben zuckte beweglich wie ein Wespenstachel hin und her, während sich sein Gesicht zu einem boshaften katzenartigen Grinzen verzog.

Hol' Euch allesammt der Geier lothweis! rief er und schoß bei diesem christlichen Liebeswunsch grüne Blitze voll Wuth und Tücke aus den stechenden Augen über die Tafel. Einer unter Euch ist an mir zum Verräther geworden, zum elenden Judas Ischarioth, und wenn ich seinen Namen anjetzt nochverschweige, — hier schien er den ehemaligen Geleitsschreiber mit seinen Blicken durchbohren zu wollen, — so geschieht es einzig und allein, weil ihn auch ohne das die Welt als einen erbärmliche Maleficanten kennt, dem ich später einen Geleitszettel anhängen will, davor sich alle Thoren der Hölle sperrweit von selbsten aufthun sollen!

Nach dieser schrecklichen, mit wuthzitternder Stimme ausgesprochenen Drohung that er einen raschen Zug aus dem Glase, starrte eine Weile unverwandt vor sich hin und murmelte dann mehr wie aus Zerstreutheit, als daß er seine Worte an die einander groß und verwundert sich anblickenden Gäste gerichtet hätte, in feierlich gedämpftem Tone:

Nur Geduld! Malifus Cazenus, der große arabische Fürst und unvergleichliche Magier ist schon auf dem Wege von Cöln hierher; der wird meinen geheimen Feind und Ankläger schon entlarven, auch sonsten Manchem, der sich heute noch nichts davon träumen läßt, sein Horoskop stellen, daß den alten Weibern im „Englischen Haus" vor Schrecken die letzten Zähne ausfallen und mancher vornehmen Standesperson, die anjetzo noch im Amtsornat und steifer Halskrause nach dem Römer schreitet, der Hochmuth für immer gelegt wird. — Wartet nur! Wartet nur! rief er und richtete seine Blicke wieder unheildrohend auf die Gäste: Ehe ein paar Tage vergehen, wird der große Magier aus Arabien in dieser alten Stadt, wo so viele ungehenkte Diebe des Galgens spotten, seinen Einzug halten und eine Stimme erheben, die Manchem zeitlebens Ohrensausen verursachen soll; eine Josuastimme, die der falschen Sonne dieser eitlen Kaiserpuppe, die sich nennt Carolus septimus, für immer ein „Steh still!" zuruft und allen seinen Creaturen und Augendienern wie glühiger Odemdampf in's Gewissen fährt, daß eine Zerknirschung und Geängste folgen soll, wie's selbst beim jüngsten Tag nicht so schauerlich erlebt wird, da der große erstaunliche Zauberfürst Malifus Cazenus, aus dem heiligen Stamm der Himjariten, die da herrschen über Jemen — —

Ein heftiges Klopfen gegen den Fensterladen unterbrach hier plötzlich die Rede des Unglücksprophesten und erschrecken fuhren der Wirth, die Wirthin und die Gäste von ihren Sitzen auf, nicht anders, als wenn der schreckliche Matifus Cazenus selber einen Jeden von ihnen mit seinem Zauberstab berührt hätte.

Im Namen eines edel ehrsamen hohen Rathes, aufgemacht! rief die Allen wohlbekannte Stimme des Rottmeisters Krafft von der Straße aus und zugleich klirrten die Flintenkolben der Patrouille auf das Pflaster nieder.

Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand bei dieser Aufforderung des gefürchteten Polizeimannes in der Hinterstube, jeder griff nach Hut und Stock, als sei überhaupt noch an ein Entkommen zu denken, Einer taumelte dahin, ein Anderer dorthin. — Das kostet achttägige Schanzarbeit! stöhnte der dicke Bender, während schon Frau Oleyerin durch's geöffnete Fenster mit dem Rottmeister eine Capitulation auf Gnade und Ungnade abschloß und einem dritten und letzten „Aufgemacht!" sofort ohne Widerspruch Folge leistete. Einen Augenblick später trat der Rottmeister, von sechs Stadtsoldaten gefolgt, in die hintere Trinkstube, eine kurzbeinige, corpulente Kriegergestalt mit einem mächtigen, weißbebuschten Dreimaster auf dem Kopf und einem großen Pallasch an der Seite.

Mit der ganzen Gravität eines Repräsentanten der freireichsstädtischen Straßen- und Sittenpolizei schritt der Schirmherr der öffentlichen Ruhe und Sicherheit der kaiserlichen Residenz unter die Gäste der „blauen Henne", die sich wie furchtsame Küchlein beim Anblick des Stoßweihes duckten und zusammendrückten, mit alleiniger Ausnahme des ehemaligen Geleitsschreibers, der sonderbarerweise trotzig hinter seinem Glas sitzen geblieben war und eine Miene annahm, als ginge ihn der ganze schlimme Handel nicht das Mindeste an.

Respectirt man so die Verordnung einer hohen Obrigkeit? schnarrte der Rottmeister die Anwesenden in seinem rauhesten Amts-

accent an. Wißt Ihr nicht, Ihr Schlemmer und Taugenichtse, daß allen Bürgern, Beisassen und Einwohnern bei unausbleiblicher Geld-, Schanzen- und Leibespön das Zechen bei später Nacht strengstens verboten ist? — Oleyer, wann hat Er das Letztemal in den Thurn gemußt von wegen der Uebertretung des Polizeimandats? Und Sie, Oleyerin, wann hat Sie die letzte Geldbuße erlegt von wegen des nächtlichen Ausschenkens von Getränk? Aha! Ihr habt ein schwaches Gedächtniß, merk' ich, aber morgen Punkt neun Uhr, wo Ihr Euch in der Kanzleistube Nr. 4 einzustellen habt, wird man Euch schon den Gehirnkasten aufräumen! Und Ihr — so wandte er sich jetzt von dem Wirth und dessen Frau ab zu den Gästen — ihr Volleulen und immerdurstigen Kohlfinken! Heraus aus den Ecken und Winkeln, alle kenn' ich Euch schon, braucht sich keiner einzubilden, daß seine werthe Person incognito bleibe — ei, bon soir, Herr Bartkratzer Emmerich! Thät' Er nicht so vielen saueren Hanauer trinken, wären auch Seine Rasiermesser nicht immer so schartig; und Er, Monsieur Veit, meint Er, weil Er ein Schriftgießer sei, brauche Er auch den Wein nur so maasweis in die Gurgel zu gießen? Aber alle Wetter, wo steckt denn der eigentliche Mann, den ich hier suchen soll, der schändliche Reimschmied, der Allerweltsaufhetzer und geheime Wiener Agent Haderkatz? Habt Ihr ihm aus den Flicken geholfen, so sollen Euch allesammt neunzig Mord Millionen Donnerwetter in die Leber fahren, ihr Rebellen und Majestätsverbrecher! Oder wißt Ihr etwa nicht, daß seit heute Abend Bürger-Acht über ihn verhängt ist, und im Betretungsfall criminell, d. h. nach der peinlichen Halsgerichtsordnung, gegen ihn verfahren werden soll? Pestilenz und Türkennoth! Wo steckt das Affenschand, der Schnackenhans, das Giftgesicht? Hab' ich doch den Verhaftsbefehl in der Tasche, so kann auch der Arrestant nicht weit sein!

Aber trotz dieser beweiskräftigen Polizeilogik, trotz der Angst des Wirthes, der Wirthin und der Gäste, die einstimmig betheuerten, daß der Licentiat noch vor wenigen Minuten leibhaft und sichtbar in ihrer Mitte gewesen sei, blieb derselbe spurlos verschwunden, der Rottmeister und seine Leute mochten suchen und fluchen, soviel sie wollten. Die Trinkstube hatte keinen andern Ausgang als die von den Stadtsoldaten „Gewehr in Arm" besetzt gehaltene Thüre. Die beiden Fenster, welche nach einer Seitengasse hinausgingen, waren mit Riegeln und Läden fest verschlossen, mithin konnte der Licentiat nicht auf natürlichem Wege entkommen sein! — Den Rottmeister allein ausgenommen, den die Wuth über seine vereitelte nächtliche Excursion zu jeder ruhigen Ueberlegung unfähig machte, kam Allen diese Flucht so unheimlich und räthselhaft vor, daß Jeder überzeugt war, es sei hier ein Spuk, eine Hexerei im Spiele und der Licentiat Haderkatz habe vorhin nicht umsonst den großen ägyptischen Zauberfürsten Malifus Cazenus angerufen.

Erst als der Rottmeister mit jenem Instinct, der gewöhnlich Leuten seines Amtes den Glauben an übernatürliche Dinge erspart, noch einmal beide Fenster genauer untersuchte, deren Verschluß durch Riegel und Bretterladen man von vornherein als sichere Thatsache angenommen hatte, fand er zu seinem grimmen Aerger, daß das eine derselben nur scheinbar verschlossen war. Denn der Riegel des Ladens war zurückgeschoben und dieser selbst von der Gasse aus wieder angelehnt worden.

Damit hatte man denn nach halbstündigem Suchen zugleich die einzige aber gewisse Masche gefunden, durch welche das gefangene Vöglein noch rechtzeitig entschlüpft war, als das Netz bereits nach des Rottmeisters Meinung über seinem Kopfe zugeschlagen; und mit einem gewissen stolzen Selbstgefühl trocknete sich Letzterer den Schweiß, den ihm diese schwierige Entdeckung gekostet hatte, von der breiten Stirne.

Aber noch lange war er darum nicht gewillt, das Nest der „blauen Henne", weil ihm der Hahn entschlüpft, mit leeren Händen zu verlassen. Keine Bitten, keine reuevollen Betheuerungen der Gäste erweichten sein Prätorianerherz, selbst das vernehmliche Klingen harter Thaler in der Tasche des dicken Benders fand kein Echo in seiner stolzen „Römer"-Seele. — „Allesammt mit auf die Constablerwache!" lautete der Befehl des unerbittlichen Organs der öffentlichen Sicherheit; und mit der stummen Resignation, die dem Menschen dann am Schwersten fällt, wenn er selbander oder mit guten Freunden zwischen sechs Stadtsoldaten dahin wandeln muß, wohin ihn weder sein Herz noch seine freie Entschließung zieht, traten die Gäste der „blauen Henne" jenen schweren Gang an, von dem uns ältere und neuere Geschichtschreiber berichten, daß, wer ihn auch nur einmal gewandelt, oft viele Tage und Wochen nachher sitzen und Wasser und Brod jeder andern Leibesnahrung vorziehen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Dobruschki-Frank, der polnische Sektenhäuptling in Offenbach.

Von J. W. Appell.

(Schluß.)

Ein Haupt der bedeutenden sabbathaischen Sekte war nun der in Offenbach lebende seltsame Fremdling: Jakob Joseph Frank. Er hieß eigentlich Dobruschki*), hatte 1712 in Polen das Licht erblickt und sich in jüngern Jahren mit dem unheiligen Geschäft der Brandweinbrennerei befaßt. Später wanderte er nach der Krim und den angrenzenden türkischen Landen und kehrte endlich in seinem achtunddreißigsten Jahre mit dem Rufe eines Kabbalisten nach Polen zurück. In Podolien ließ er sich nieder, wußte sich bald in den Geruch der Heiligkeit zu bringen und sammelte einen großen Anhang unter den polnischen Juden, so daß einige der angesehensten Rabbinen und ganze Gemeinden ihm zufielen. Er verbreitete die Lehre des Sabbathai Zewy, doch wie es scheint mit einigen Veränderungen, und schrieb zu diesem Behuf ein hebräisches Buch, das er in der Handschrift herumgehen ließ. Indeß wird ihm nachgerühmt, daß er sich nicht durch Gaukelspiele angekündigt habe, wie seine Vorgänger, sondern er soll sich allein Eingang verschafft haben durch die ihm verliehene Gabe der Beredsamkeit und durch ein gebietendes Wesen, eine gewisse Virtuosität in der Kunst, den Schwachen zu imponiren, die ja das erste Erforderniß zu einem Seelenfischer und Sektenhaupt ist.

Die eifersüchtigen Rabbinen ergrimmten heiß und heftig über den neuen Meister. Als Frank einst mit Mehren eine Wallfahrt nach Salonichi antrat, wo damals das Haupt der Sekte, Berachiah, weilte, gaben die Rabbinen sie bei der polnischen Regierung an und auf ihre Vorstellung wurden die Pilgrime auf der Grenze festgehalten und in den Kerker geworfen. Die Verfolgten wandten sich hierauf an den Bischof von Podolien; dieser verschaffte ihnen einen königlichen Schutzbrief, wodurch ihnen gestattet wurde, in Polen nach ihren eignen Satzungen zu leben und eine besondere Sekte zu bilden. Sie nannten sich Schariten, weil sie das kabbalistische Buch, den Sohar, annahmen und den Talmud verwarfen. Da in ihrem Glaubensbekenntnisse, welches zu Lemberg in polnischer und rabbinischer Sprache gedruckt erschien, sich Sätze fanden, die eine entschiedene Annäherung an das Christenthum zeigten, so nahm sie der Bischof in seinen besondern Schutz, und sie brachten es nun ihrerseits dahin, daß er in seinem Sprengel den Talmud geradezu verfolgte. Einer ihrer Leute ritt sogar in seinem Uebermuth an einem Sabbath in eine Judengasse hinein, zündete vor des Rabbiners Hause ein Feuer an und verbrannte darauf ein Exemplar des Talmud.

Hierdurch ganz in Wuth gebracht, suchten die Rabbinen den weltlichen und geistlichen Arm wider die neue Glaubenszunft zu bewaffnen. Sie bewirkten bei der Regierung und bei dem päbstlichen Nuntius zu Warschau eine Untersuchung gegen die Schariten oder Kabbalisten (wie sie gleichfalls genannt wurden). Inzwischen starb auch

*) Den Namen Frank (Abendländer) erhielt er in der Türkei.

deren Beschützer, der Bischof, und so erhielten die Altgläubigen die Oberhand und bitere Verfolgungen kamen über die Sektirer. Viele wollten nach der Moldau auswandern und sich in und um Chozim niederlassen. Allein der Vortrab wurde von den Türken ausgeplündert, denn die dortigen Rabbinen hatten verrathen, daß sie keine ächten Juden seien, daher auch nicht unter dem Oberrabbinen zu Konstantinopel ständen und sich bei der Pforte niemand ihrer annehmen würde. Nun beschloß ein großer Theil zum Christenthum überzutreten und sich äußerlich zur katholischen Kirche zu bekennen, wie ihre Brüder in der Türkei sich zum Islam bekannten. Sie ließen sich also taufen, in der Meinung, daß sie alsdann unter den Christen heimlich nach ihren Grundsätzen leben könnten. Aber die Katholiken zeigten sich weniger nachsichtig als die Muselmänner. Sobald die Neubekehrten überführt wurden, daß sie sich noch insgeheim versammelten und Anhänger warben, wurden sie zur Rechenschaft gezogen. Alle Genossen der Sekte, die man herausfand, wurden zur Festungsarbeit verurtheilt; dazu schor man ihnen den halben Bart bis aufs Kinn ab, während die andere Hälfte stehen blieb, zum Zeichen, daß die also Beschimpften weder Juden noch Christen seien.

Auch unser Dobruschki-Frank hatte sich taufen lassen, trieb aber sein Wesen noch eifrig fort. Er wurde deßhalb, gleich jenen übrigen Halbchristen, auf die Festung Czenstochow an der Warthe geschleppt. Hier blieb er mehre Jahre eingesperrt; erst nachdem die Russen 1773 die Festung genommen hatten, ging er wieder aus ihren Mauern hervor. Sein Anhang hatte sich während dieser Zeit noch vermehrt; er wurde nur noch kühner in seinen Schritten. In Polen, Böhmen und Mähren zog er umher, überall seinen Samen ausstreuend, und wußte von seinen Leuten große Summen aufzutreiben.

Im Jahre 1778 sehen wir ihn plötzlich in Wien, gleich einem Fürsten auftretend, mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolg, das vom Geheimschreiber bis zum Stallknecht aus getauften Juden besteht und worunter sich auch mehre gelehrte Rabbinen befinden. Sein übermäßiger Aufwand erregte jedoch den Argwohn der Behörden, da man nicht wußte, woher ihm das Geld zufloß; er wurde deßhalb aus der Kaiserstadt fortgewiesen, ohne daß man ihm übrigens sonst etwas in den Weg gelegt hätte. Er ersah sich Brünn zu seinem Aufenthalt, denn in Mähren zählte er fast in jeder Gemeinde einige Anhänger. Von hier aus beherrschte er seine Gläubigen. Sein Gefolge wuchs oft auf mehre Hunderte und die „Brüder" bedachten ihn so reichlich, daß ihm mehrmals im Jahre ganze Fässer voll Geldes unter Bedeckung seiner Leute zugeführt wurden, die aus verschiedenen Gegenden, namentlich aber aus Polen, kamen.

Einige Jahre darauf machte Frank einen neuen Versuch, sich in Wien niederzulassen; die Polizei nahm abermals Anstoß an seiner auffallenden Lebensweise, worauf er vorgab, von einer großen nordischen Fürstin (wohl niemand anders als die Kaiserin Katharina II.) unterstützt zu werden. Dies konnte er jedoch nicht erweisen und man war so unhöflich, ihn zum zweitenmal aus Wien zu entfernen. — Nun wandte er sich an den Fürsten von Isenburg, der ihm gestattete, in Offenbach seinen Sitz aufzuschlagen und ihm das fürstliche Haus überließ. Hierher wallfahrteten viele seiner Anhänger aus Böhmen, Mähren und Polen, brachten ihm Geschenke und kehrten oft ganz entblößt zurück. Peter Beer berichtet, er habe mehre davon gekannt, die Männer von sittlichem Wandel und auch von Kopf gewesen seien. „Viele vermögliche Leute von dieser Sekte (fährt er fort) versetzten sich und ihre Familien durch öftere Reisen nach Offenbach, durch langen Aufenthalt daselbst, besonders aber durch ihr Vermögen übersteigende Geldbeiträge zur Unterstützung Franks in sehr elende Umstände. Mehre schickten ihre erwachsenen Söhne und Töchter dahin, von denen seit dieser Zeit, so viel Referent bekannt ist, außer zweien, die sich selbst rauzionirt hatten und mit Gefahr ihres Lebens aus dem Frank'schen Hause entsprungen sind, keiner zurückgekommen, ohne daß man bis jezt noch weiß, was aus ihnen geworden ist."

Franks Anhänger hielten ihn für unsterblich; als ihn aber dennoch das Loos aller Staubgebornen ereilte, indem er, in einem Alter von achtundsiebzig Jahren, am 10. December 1791 plötzlich am Schlagfluß starb, überraschte sie dieser Todesfall bis zur Betäubung. Achthundert Menschen sahen sich ihres Schutzherrn und Wohlthäters, dem sie fast göttliche Ehrfurcht erwiesen, von dem sie wähnten, daß er stets unter ihnen bleiben werde, mit einem Mal beraubt, und der Tod brach alle ihre Hoffnungen. Der letzte glanzvolle Aufzug war das Leichenbegängniß, das am 12. December Nachmittags um drei Uhr stattfand. Alle damals in Offenbach anwesenden Anhänger, deren Zahl sich auf mehr denn achthundert belief, geleiteten ihren Herrn und Meister zu Grabe. Todtenstille herrschte in den Straßen, obgleich man vom Gewühl fortgedrängt wurde. Voran etwa zweihundert Frauen und Jungfrauen, weiß gekleidet, das Haar durchflochten mit weißen Bändern, brennende Wachskerzen in der Hand. Ihnen folgte die Leiche, gehüllt in einen rothseidnen, mit Hermelin besetzten Talar, den er gewöhnlich zu tragen pflegte; den offnen Sarg, der mit weißem Atlas ausgeschlagen, mit Goldfranzen und Quasten reich verziert war, trug die Dienerschaft. Hinter dem Sarge gingen seine drei Kinder, Rochus, Joseph und Eva, sichtlich von tiefem Schmerz ergriffen, und an sie schlossen sich die siebzig Mann starke Leibwache und alle übrigen männlichen Anhänger. Diese trugen, gleich den Frauen, brennende Fackeln; ihre Haare waren mit weißen Bändern gebunden und ihre Arme mit weißem Flor umwunden. So bewegte sich der feierliche Trauerzug nach dem allgemeinen Friedhof. Hier angelangt, bedeckte man den Sarg und ließ ihn hinab in die Gruft, wozu statt der Stricke weißes Tuch gebraucht wurde.

Nun aber erhob das ganze, aus achthundert Menschen bestehende Geleit, Männer, Weiber und Kinder — denn auch diese wurden auf den Armen ihrer Mütter der Leiche nachgetragen — ein Jammergeschrei, daß die Luft erbebte, und Thränen entströmten Aller Augen. Zuletzt warf jeder Anwesende eine Handvoll Erde ins Grab. Dabei sah man noch einen rührenden Auftritt. Einer von der Leibwache des Geschiedenen hatte seit mehren Wochen das Gesicht verloren, wollte aber doch nicht der einzige Fehlende unter den Leichenbegleitern sein. Auch dieser wurde von zwei Freunden an das Grab geführt und bewies unter heißen Thränen seinem Herrn die letzte Ehrerbietung, daß auch er ihm eine Handvoll Erde nachwarf. Die äußere Trauer wurde von dem ganzen Gefolg ein Jahr hindurch beibehalten, indem Jeder ein weißes Band in den Haaren oder einen weißen Flor um den Arm trug.

Nachdem Frank von dem Schauplatz hinweggenommen war, zerrann auch bald die ganze Herrlichkeit seines Offenbacher Hofhalts und die Sekte verlor ihren Halt in Deutschland. Allmälig versiegten die Geldzuflüsse, sei es (so bemerkt Peter Beer), daß mit dem Akteur die Täuschung verschwand, sei es, daß seine Stellvertreter ihre Rollen nicht gut einstudirt hatten und ihr Spiel weniger Eindruck machte. Die Hoffnungen der drei hinterbliebenen Kinder gingen nicht in Erfüllung; sie geriethen bald in arge Geldnoth, waren genöthigt, Schulden zu machen und nahmen später sogar zu Schwindeleien ihre Zuflucht. Noch versuchte man eine letzte Anstrengung, indem man im Jahr 1800 ein Rundschreiben an alle jüdischen Gemeinden in Deutschland und Polen ergehen ließ, unterzeichnet von drei Anhängern Franks: Franzischek Wolowsky, vorher genannt Salomon, Michael Wolowsky, vorher genannt Nathan, beide Söhne des Elischa Schor aus Rohatin, und Jemerdoly Dembowsky, vorher genannt Jerucham, Sohn des Lippmann aus Czartkow. Dieser mit rother Tinte in rabbinisch-hebräischer Sprache geschriebene Brief, welchen Beer in seinem Werke vollständig mittheilt, enthält einen von Frank 1767 aus der Feste Czenstochow erlassenen Aufruf, zur heiligen edomitischen d. i. christlichen Religion überzugehen, sowie eine 1768 abermals von ihm ausgesandte Mahn- und Warnungsepistel an die „Schlummernden", die mit Drohungen hereinbrechender Strafgerichte

erfüllt war. Den Worten ihres „heiligen Herrn" hatten die Unterzeichneten noch bewegliche Mahnrufe beigefügt. „Als er (Frank) im Jahr 1773 aus Czenstochow abzog, sagten sie, schickte er uns Endesgefertigte nach Lublin, Lemberg und Brody und in mehre andere Städte, um allen Gottesfürchtigen bekannt zu machen, daß eine Zeit heran nahet, wo alle Juden nothgedrungen sein werden, die Taufe anzunehmen, weil es so von Gott bestimmt ist ... Wer nun in den Schatten des Hauses Jakobs (Franks) eingehet, in dessen Hülfe wird auch der Gott Jakobs sein, daß er nicht beide Welten, die gegenwärtige und zukünftige, verliere. Denn in seinem Schatten leben wir unter den Völkern. Spottet nicht, auf daß ihr nicht das Uebel vergrößert. Wir machen Euch also hiemit bekannt, was Gott uns mitgetheilt hat, nämlich, daß in eben diesem Jahre (1800) eine leidige Zeit für die Juden eintreten wird, wo sodann alle Drangsale eintreffen werden, welche er (Frank) in seinem heiligen Briefe beschrieben hat ...... Es liegt daher uns ob, Euch die letzte Warnung zukommen zu lassen, damit ihr ja alles befolgt, was er in seinem heiligen Schreiben Euch zu thun befohlen hat, weil dann noch Hoffnung für die Zukunft übrig wäre." Ferner heißt es: „Dieser Jakob ist wahrlich nicht gestorben. Er ist es, der uns in die heilige Religion der Edomiter eingeführt und uns gelehrt hat, daß jeder von den Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs verpflichtet sei, diesen Weg zu wandeln" ...... Der treffliche Geschichtschreiber der Israeliten, J. M. Jost, erinnert sich aus seiner Knabenzeit, wie dieser rothe Brief, der sich in mehren jüdischen Gemeinde-Archiven befindet, auch in seiner Vaterstadt Bernburg anlangte und wie sich seine Glaubensgenossen auf der Straße über die seltsame Epistel unterhielten. Niemand wußte damals unter der bernburger Judenschaft, woher dieselbe eigentlich kam. Dieser Umstand beweist, daß man selbst kleinere Gemeinden damit behelligte.

Es wollte nicht gelingen, mit dem Sendschreiben neue Gläubige heranzuziehen. Nach und nach verloren sich die Sektirer aus Offenbach. Die Wenigen, die noch blieben, waren gezwungen, in Fabriken zu arbeiten, um ihr Leben zu fristen, was ihnen, die keiner Arbeit gewohnt, sauer ankam. Eine eigne Rolle spielte noch Franks Tochter, die als Jüdin ursprünglich Rachel hieß und nach ihrer Taufe Eva genannt wurde. Sie erklärte sich, sagt man, selbst für eine russische Prinzessin und soll auch beim Durchzug der Verbündeten eine persönliche Unterredung mit dem Czaaren Alexander erlangt haben. Tief in Schulden verstrickt, starb sie zu Offenbach im Jahr 1815; doch gingen auch über ihren Tod dunkle und seltsame Gerüchte, als ob sie nicht wirklich verschieden sei. Von den Schicksalen der beiden Söhne Franks, Rochus und Joseph, weiß man nichts Näheres. Einer derselben diente im russischen Heer und kam im Jahr 1814 auf dem Marsche durch Prag, wo er seines Vaters alte Freunde und Anhänger besuchte und bei ihnen warme Aufnahme und Unterstützung fand.

Ueberhaupt ist die Sekte mit ihrem Oberhaupt keineswegs ausgestorben; unter dem Namen Frankisten oder christliche Israeliten (wie ein kaiserlicher Ukas vom 25. März 1817 sie nannte) besteht sie noch in Polen, namentlich in Warschau, und war mindestens zu Ende der dreißiger Jahre dort noch sehr verbreitet. Wie Peter Beer berichtet, stammten mehre dieser Halbchristen bereits in dritter Generation von Juden ab, sie bekleideten zum Theil Staatsämter, hielten aber noch immer an einzelnen jüdischen Gebräuchen fest und verheiratheten sich bloß untereinander. Vor den Augen Profaner halten die Gläubigen ihre Lehre tief verschleiert; auch sind dem Anschein nach nicht alle Glieder der Sekte darin gleich unterrichtet, sondern sie haben verschiedene Grade der Einweihung, wie es bei allen Geheimbünden von jeher der Fall war. —

Noch heute wohnen zu Offenbach einige betagte Anhänger Franks in einem besondern, ihnen zugehörigen Hause in der „Geleitsstraße", friedfertige, durchaus unbescholtene Männer, die auf einem anständigen, wiewohl bescheidenen Fuß leben, übrigens stets über ihre Verhältnisse und Grundsätze tiefes Schweigen beobachteten. Sie scheinen Wächter des heilig geachteten Grabes. Mehr und mehr sterben sie jedoch hinweg und kaum weiß noch das heutige Geschlecht, daß diese greisen Häupter einst zu dem zahlreichen Gefolg des „Polackenfürsten" gehörten.

Aus Calderon's Festmahl des Belsazar.

Der Tod spricht zum Propheten Daniel:

Ich bin, o Prophet, das Ende alles dessen, was geboren;
Sohn des Neides und der Sünde, von der Schlang' heraufbeschworen,
Fand ich allererst durch Abel Eingang zu des Daseins Thoren.
Die erschloß mir Kain so völlig, daß die Welt ihr Heil verloren,
Und Jehova mich zum furchtbar'n Diener seines Zorns erkoren.

Sünd' und Neid sind meine Eltern; so in meiner Brust vermählen
Sich zwei Furien: — mit dem Neide weiß ich All' ins Grab zu quälen,
Die das Licht sehn: — mit der Sünde in die Seele mich zu stehlen; —
Denn es soll der ew'gen Seele auch der ew'ge Tod nicht fehlen.
Sterben ist der Tod des Leibes; Sünde ist der Tod der Seelen.

Heißest du das Urtheil Gottes *), ich der Blitz, der die Gerichte
Gottes übt (denn was da wächset, fühlt und denkt, schlag ich zunichte,)
Warum denn vor mir erschrickst du, und vor meinem Angesichte
Bebt dein sterblich Theil zusammen? Heb die Augen frisch zum Lichte;
Auf, daß du von Gottes Urtheil, ich von Gottes Macht berichte.

Zwar wohl darfst du vor mir beben, wärest du auch Gottes Gleichen:
Denn wenn einst der Rosen Rose blühn wird in Judäas Reichen,
Gottes sterblich Theil wird selber dann vor meinem Grimm erbleichen;
Und wenn er sich mir dahingibt, Gott als Leiche unter Leichen,
Wird der Sterne Schein, des Mondes Licht, der Sonne Glanz entweichen.

Das unsel'ge Weltgebäu wird beben, und der Berge Flanken
Werden schüttern, und in Ohnmacht wird der Erde Hirn erkranken;
Fels wird gegen Fels sich neigen, Blume gegen Blume schwanken,
Und der Tag als Jüngling sterben, eh des Abends Schleier sanken,
Und die Nacht im Trauermantel hinter seiner Bahre wanken.

Doch heut soll ich nur gehorchen, hohe Weisheit deinen Zwecken.
Sprich! denn nicht zu tödten fürchtet, wem nie droht des Todes Schrecken.
Mein der Arm nur, dein die Stärke, dein der Spruch, mein das Vollstrecken!
Sättige mit vollstem Leben diesen Durst, den Sünden wecken,
Den nicht Meere stillen, wenn sie strafend eine Welt bedecken.

Stolze Burgen, die der Stürme Ehrgeiz stacheln und ergetzen,
Breite Wälle, die den Kugeln Trotz, doch keine Schranke setzen,
Sind mir leichten Siegs Trophäen, meiner Hände Grimm zu letzen,
Sind mir Bronnen der Erquickung, meiner Füße Gluth zu netzen.
Und wenn zittern Wall und Burg, wie mag die Hütte sich entsetzen!

Schönheit, Geist und Kraft vermögen meinen Spruch nicht abzuwenden;
Was ins Leben tritt, zum Sterben muß es gleich sich mir verpfänden.
Und all diese Pfandurkunden, hier sind sie in meinen Händen;
Welche einzufordern willst du, Gottes Urtheil, mich entsenden?
Ich führ's aus, eh' der Gedanke sein geformtes Wort kann enden.

Da des Lebens Athemzüge noch von Herz zu Lippe schleichen,
Muß die Triebkraft, die Bewegung aus dem Kunstwerk plötzlich weichen,
Das bisher ein Seufzer aufzog; stürzen mit gebrochnen Speichen
Muß das Herz; — ein Grab der Thron jetzt, drauf es in des Lebens Reichen
Saß als König! — denn Gott hieß es aus dem Buch der Gnade streichen.

Nimrod's Flur werd' ich verbrennen, Babels Volk mit Schrecken schlagen,
Israel mit Pest und mit des Behemot **) Traumbildern plagen;
Naboth's Weinberg wird die blut'ge Frucht der Königssünden tragen;
Hunde werden jener stolzen Jesabel Gebeine nagen,
Ammnon's Blut die Purpurdecke sein bei Absalon's Gelagen.

Achab's Majestät im goldnen Wagen werd' ich niederstrecken,
Und mit Moab's wüsten Töchtern jenes Simri Zelt beflecken,
Joab's Spieße werd' ich werfen, und das Klaglied David's wecken;
Und willst du den höchsten Hochmuth zittern seh'n vor meinem Schrecken,
Werd' ich Sinear's Gefilde mit Belsazar's Blut bedecken.

(Aus „Dramen aus und nach dem Spanischen" von Ludwig Braunfels. Soeben bei J. D. Sauerländer erschienen.)

---

*) Eine etwas freie Deutung des Wortes Daniel.

**) Hiob, Kapitel 40, Vers 10 ff.

Feuilleton.

— Frankfurter Gelehrte als akademische Docenten. Die Zahl unserer gelehrten Landsleute, die gegenwärtig an deutschen und auswärtigen Universitäten Lehrämter bekleiden, ist auffallend groß. Der älteste unter ihnen ist Savigny; er gehört Frankfurt fast nur durch die Geburt an und übt seit dem Jahre 1848 keine öffentliche Wirksamkeit. Ihm zunächst steht Bethmann-Hollweg, der in seiner Vaterstadt auch herangebildet wurde und zwar unter der Leitung des großen Geographen Ritter, der am Anfang des Jahrhunderts im Bethmann'schen Haus als Erzieher lebte, also um dieselbe Zeit wo auch Hegel (in der Gogel'schen Familie), Hölderlin (in der Andreä'schen), Sinclair und andere nachmals berühmte Männer hier als Hofmeister beschäftigt waren. Uebrigens hält Herr v. Bethmann-Hollweg bekanntlich seit 1842 keine Vorlesungen mehr und hat drei Jahre später auch das Curatorium der Universität niedergelegt. Von solchen Männern, die noch im Anbeginn oder in voller Kraft ihrer Lehrthätigkeit sind, nennen wir Prof. Frey in Zürich, Lehrer der Zoologie und vergleichenden Anatomie; Dr. Meyer ebendort, Professor der Anatomie und Prosektor. Der anerkannt tüchtige Lehrer der Botanik, Prof. Mettenius, ist, wenn wir nicht irren, kürzlich von Freiburg nach Leipzig berufen worden. Sein Nachfolger in Freiburg wird ebenfalls ein Frankfurter, der noch sehr junge Dr. de Bary, sein, der an seinem neuen Wohnort auch die Direction des botanischen Gartens übernimmt. In Besançon lehrt Dr. Heinrich Weil, ein eben so gründlicher als geschmackvoller Philologe. In Heidelberg ist Dr. Adolf Cornill, durch seine Schrift über Feuerbach zuerst bekannt, Privatdocent der Philosophie. In Göttingen aber ist Frankfurt durch vier ausgezeichnete Männer vertreten; dort wirken der berühmte Chemiker Wöhler, Sohn des Gründers unserer vielverzweigten polytechnischen Gesellschaft, geboren 1800 in Eschersheim und auf dem hiesigen Gymnasium erzogen; ferner der Philologe und Archäologe K. F. Hermann, seit 1842 als „Professor der Eloquenz" Otfried Müllers Nachfolger; der Mathematiker Stern und der Astronom Listing. Eine hanseatische Universität, wie sie zur Zeit einmal projectirt war, könnte mit einheimischen Lehrkräften so reich ausgestattet sein, als manche Akademien größerer Staaten. Von der anderen Seite hat sich auch Frankfurt bei Besetzung wissenschaftlicher Fächer nie engherzig gezeigt; namentlich am Gymnasium befanden sich Männer aus allen Theilen Deutschlands, die hier einen europäischen Ruf gewannen; so Ritter, Schlosser, Grotefend u. A.

— Stimmen über Preußen aus der Restaurationszeit. Ein glänzendes Zeugniß für die Hoffnungen, welche die constitutionelle Partei in Deutschland seit einem Menschenalter hegt, liegt in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung" vom Anfang des Jahres 1828 vor, worin der erste westphälische Landtag besprochen und die Perspective auf einen preußischen Reichstag in lebhaften Zügen aufgethan wird. Dieser Artikel war, wie sich aus Mittheilungen in „Steins Leben" herausstellt, von Heinrich v. Gagern verfaßt. Sein Vater fand jene Andeutung wohl zu kühn, erfuhr aber, „wie schwer es sei, dreißigjährige Söhnchen im Zaum zu halten". Heinrich v. Gagern sagt darüber selbst in einem Brief an den Vater: „Ganz die Schwingen einziehen konnte ich nicht. Der preußische Reichstag spielt eine zu große Rolle in meinen politischen Phantasieen; und ich meine immer, die Geschichtschreiber der Nachwelt würden von dem ersten preußischen Reichstage eine neue Zeitrechnung der deutschen Geschichte beginnen müssen." Und weiter, nachdem von der Periode der „Umtriebe" die Rede gewesen: „Die einzigen vernünftigen Umtriebe bestehen meines Erachtens darin, die Bewohner der kleineren deutschen Staaten mit der Krone Preußen und mit der Idee auszusöhnen, daß dieses Haus — might rule on Germany's soil. — Es ist dies selbst bei den Verständigeren nicht leicht, denn wo bei uns der Einfluß Preußens in officieller Weise laudbar wird, da ist es durch Kränkung und Anfeindung politischer Rechte und bürgerlicher Freiheiten." — „In dieser Weise hat Preußen in der öffentlichen Meinung sich sehr geschadet, und es kostet Mühe, durch so stinkenden Nebel hindurch die schöne Aussicht in Preußens Zukunft zu eröffnen, die für jeden Unbefangenen in einzelnen herrlichen Punkten jetzt schon hervorleuchtet: ein heldenreiches Fürstenhaus, ein ächter, unabhängiger Adel, ein ruhmgekröntes Heer, Freiheit im Gebiet der Wissenschaften, herrliche Unterrichtsanstalten und stets größere Verbreitung derselben, ein tüchtiges Volk und ein vernünftiges Streben desselben nach bürgerlichen Freiheiten. In solchen Elementen bewegt man sich mit Vergnügen, Lust und Hoffnung." — Hiermit stellen wir eine Aeußerung Börne's aus der schönen ersten Periode seines Schriftstellerlebens zusammen, in welcher man noch aus jedem Aufsatze den Zögling eines Fichte, Wolf und Schleiermacher erkannte. Börne sagt: „Nicht seiner Größe und seinem Gewichte, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat Preußen die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme im Rathe der mächtigsten Fürsten gegeben wird. Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund. Dieses Bewußtsein, die Dankbarkeit des deutschen Volkes zu verdienen, kann allein Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges bei seinen ausgedehnten Grenzen dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der preußischen Macht jene hohe Bedeutung zugesteht, kann man zwar nicht leugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschlands Geist ist in Preußen, und der ist's, der den Körper regiert." Etwas später ruft Platen dem preußischen Staate zu, er solle den mächtig gährenden, aber die Seele stärkenden Trank der Freiheit nicht scheuen:

> Und wenn du diesen Trieb erstickst
> (Du wirst es nicht, ich weiß),
> Dann steh'st du nackt und waffenlos,
> Wie ein entnervter Greis.
>
> Wirf endlich diese Stelzen weg
> Vornehmer Gleißnerei;
> Wahr sei der Mensch, er krieche nicht;
> Sonst braucht es kein Gebet.
>
> Wenn deiner Söhne jeglicher
> Sein Bürgerthum erkennt,
> Dann sinkt vor dir Europa's Stolz
> Und Asiens Henkerbeil!

— Die unbekannte Republik. Als im Jahre 1816 die Gränze zwischen den Niederlanden und Preußen bestimmt werden sollte, konnten sich die Beauftragten beider Staaten nicht einigen, ob ein Stück Land von 270 Hektaren (etwa 1000 preußische Morgen) zu der belgischen Gemeinde Moresnet oder zu dem gleichnamigen preußischen Dorfe zu ziehen sei. Auf dem streitigen Gebiete befanden sich reiche Galmeiwerke, die jetzt der Gesellschaft de la Vieille-Montagne angehören; und eben wegen des Reichthums dieser Gruben legte man beiderseits so hohen Werth auf diesen kleinen Fleck Erde, daß kein Theil ihn dem andern überlassen wollte. So entstand ein drittes, ein neutrales Moresnet, das keine Steuern bezahlt, keinen Oberherrn hat, dessen Einwohner keine Kriegsdienste thun, und Keinem gehorchen als ihrem Bürgermeister. Aus den benachbarten belgischen Gemeinden ist die Auswanderung nach der glückseligen Festland-Insel beständig im Schwange; wer nicht Soldat werden will und mit seiner ganzen Familie übersiedeln kann, wird Bürger im neutralen Moresnet. In Prozeßsachen haben die Einwohner, deren Zahl jetzt tausend übersteigt, die Wahl, ob sie sich an die belgischen oder deutschen Gerichte wenden wollen; sie ziehen aber in der Regel die deutschen vor, nicht als gerechter, sondern als billiger, weil die Gerichtssporteln in Belgien sehr hoch sind. Verbrechen, ja sogar Vergehen, sind seit dem vierzigjährigen Bestande der Neutral-Moresnet-Nation nicht vorgekommen. Mit Ausnahme der Rechtspflege besitzt der Bürgermeister alle Gewalten; er ist Gesetzgeber und vollziehende Gewalt, König und Minister. Aber nie hat ein Bürgermeister von Neutral-Moresnet seine Macht mißbraucht. Freiwillig beruft er zur Entscheidung aller wichtigen Sachen die angesehenen Männer des Ortes, die Häupter der Nation. Und die Würde seines Staates hat er stets zu behaupten gewußt. Manche Beweise davon werden uns von der Geschichte aufbewahrt. Die Civilstandesbücher des Ortes befinden sich seit Jahrhunderten zu Aachen, und diesen Gebrauch läßt der Bürgermeister bestehen: er spart dabei Geld, das Geld des Volkes. Nun verlangte die belgische Regierung einmal vollständige Abschriften der Standesbücher; aber wie Leonidas den Persern, als sie die Auslieferung seiner Waffen forderten, die Antwort gab: „Kommt und holet sie!" so antwortete der Bürgermeister: „Kommt und schreibt sie ab!" Und die belgische Regierung begnügte sich. Ein andermal wollten die Belgier die alten Gränzpfähle erneuern, nicht in böslicher Absicht, sondern weil selbige alt und faul geworden, und verlangten von Neutral-Moresnet die Hälfte der Kosten. Jedoch der Herr Bürgermeister schrieb zurück: „Moresnet braucht und verlangt gar keine Gränzen!" und die Belgier, von solcher Würde und Festigkeit betroffen, gaben wieder nach, und zahlten selbst. Als einst ein Verbrecher sich auf das Gebiet des Freistaates geflüchtet hatte, lieferte ihn der Bürgermeister nicht eher aus, bis man ihm die Akten vorgelegt; mittlerweilen

freilich war der Sträfling über die Gränze geflüchtet, wozu man dort zu Lande nur fünf Minuten braucht. Der Verbrecher war zwar fort; aber die Unabhängigkeit des Landes blieb unverletzt. — Der Verbrecher wird schon anderswo wieder eingefangen worden sein! ra.

— Ein Reisebild von der Südostgränze Frankreichs. Eine Kulturkarte von Deutschland ist, soviel uns bekannt, noch nicht entworfen worden; für Frankreich hat Dühin eine solche angefertigt, auf welcher die verschiedenen Grade der Bildung und des Wohlstandes in den einzelnen Landschaften durch hellere oder dunklere Farben angedeutet sind. Den schwärzesten Punkt auf derselben bildet das Departement der Hautes Alpes. Daß diese Angabe richtig ist, ersehen wir aus einer Notiz in dem vortrefflichen Buch: „Volkswirthschaftslehre; eine populäre Darstellung dieser Wissenschaft, herausgegeben vom schulwissenschaftlichen Bildungsverein in Hamburg. Hoffmann und Campe, 1855." Im Jahr 1843 bereiste Blanqui, der im vorigen Jahr verstorbene bekannte Nationalökonom, im Auftrag der Akademie der Wissenschaften die Departements, welche die Gränze gegen Piemont bilden. Landstraßen fand er nicht vor; die Lage der Bergbewohner ist so elend, daß er sie mit dem Zustande der Wilden fast gleichstellen mußte. Gegen Piemont schließt sie die Zollgränze ab, gegen das schöne Südfrankreich die Unwegsamkeit. Als Brennmaterial zum Brodbacken wird von vielen Bewohnern gedörrter Mist angewandt. Das Brod, aus schlechtem Korn und Wurzeln bereitet, wird auf einmal für Jahresfrist gebacken; Blanqui war selbst Zeuge, wie solches Brod mit der Art zum Verspeisen in Stücke gehauen wurde. Einen Schiebkarren, sagt er, würden diese Elenden wie ein Wunder anstaunen. In den höheren Gegenden stockt das gesellige Leben ganz und gar, mehrere Monate lang besuchen die Priester keine Kirche, die Kinder keine Schule; ganze Gemeinden hatten kein Salz, andere kein Licht; sie waren buchstäblich in eine Schneedecke viele Fuß tief gehüllt. Seit zehn Jahren hat sich hier auch kaum Etwas verändert. Das Licht, das von der Hauptstadt ausstrahlt, wirft in die Winkel des Landes starke Schatten. k.

— Wie wurden Shakespeare und Milton vor hundert Jahren beurtheilt? Eine belustigende Antwort auf diese Frage gibt Gottschedens Handlexikon (1760). Der Artikel über Shakespeare lautet:

„Die Engländer machen viel Wesens aus seinen theatralischen Gedichten, die an der Zahl sehr groß sind. Doch hat sich in neuester Zeit eine gewisse Frau Lenox gefunden, die vielen seiner berühmtesten Stücke die Fehler nachgewiesen hat. Man hat noch andere Gedichte von ihm, als: Venus und Adonis, ein Werk, welches zu seiner Zeit sehr bewundert worden; verliebtes Schreiben des Paris an die Helena; ebendesgleichen der Helena an den Paris; Tarquin und Lucretia; Mars und Venus; Erzählung vom Cephalus und der Prokris; Achillens Verbergung seines Geschlechts am Hofe des Lykomedes. — Unter seinen verliebten Gedichten sind verschiedene sehr glücklich gerathene Sinngedichte." Weit besser äußert sich das „compendiöse Gelehrtenlexicon," das fast fünfzig Jahre früher (im Jahr 1715) mit einer Vorrede Dr. Joh. Burchard Menckens in Leipzig erschien; ein dickes Werk, aus dessen Vorrede wir ersehen, daß damals die „historia literaria insgemein zur Mode-Wissenschaft worden". Hier heißt es: „Shakespear, ein Engl. Dramatikus, war schlecht auferzogen und verstund kein Latein, jedoch brachte er's in der Poesie sehr hoch. Er hatte ein scherzhaftes Gemüthe, kunte aber doch auch sehr ernsthaft sein und excellirte in Tragödien. Er hatte viel sinnreiche und subtile Streitigkeiten mit Ben-Johnson, wiewohl keiner von beyden viel damit gewann. Seine Schau- und Trauerspiele sind 1709 zu Londen zusammengedruckt und werden sehr hoch gehalten." Ueber Ben Johnson selbst lesen wir: „Er soll vom König 100 Pfund, von der Stadt Londen und den größten vom Adel gleichfals eine Pension gehabt haben, theils aus Gewogenheit, theils, damit er sie in seinen Schriften menagiren möchte." Dasselbe Lexicon gibt über Milton einen ziemlich weitläuftigen Artikel, in welchem dessen lateinische Tractate aufgezählt, sein Paradies aber und seine dramatischen Dichtungen mit keinem Wort erwähnt sind. Folgender Satz ist interessant: „Milton war sonderlich ein großer Vertheidiger der Freyheit und der Ehescheidung, wie er sich denn von 6 Weibern hinter einander scheiden lassen; wie auch des Königs-Mordes, welchen die Widerspenstigen an Carolo I. begangen, weshalben er als Secretarius bei dem Parlament und hernach bey Cromwellen, eine doppelte defensionem pro populo Anglicano verfertiget, weswegen er von Gott mit Blindheit soll sein gestrafet worden, wie er denn bei der ersten Defension das eine, und bei der anderen das andere Auge soll verlohren haben." — Gottsched, in seinem Artikel über Milton, hat vorzugsweise die Absicht, Klopstock und den seraphischen Dichtern wehe zu thun, daher er sich nur herbeiläßt, ein hartes Urtheil Voltaire's zu citiren.

— A. Holtzmann in Heidelberg, dessen Forschungen sich durch geistvolle Kühnheit auszeichnen, hat schon in mehrere stockende Gebiete der deutschen Wissenschaft neuen Fluß gebracht. Seine tief eindringenden Untersuchungen über das Nibelungenlied vermochten zwar nicht, wie er hoffte, einen Dichter Conrad als Verfasser herauszustellen; doch ist durch sie ein lebhafter Kampf entfacht und das Ansehen der alleinseligmachenden Lachmannischen Kritik sehr gefährdet worden. Dafür hat ihm Friedrich v. d. Hagen, der Mitbegründer der altdeutschen Literaturforschung, sein neuerdings herausgegebenes Heldenbuch gewidmet und ihn in der Zueignung als „Trost des Nibelungenhortes" begrüßt. Auch durch Holtzmanns zweite Schrift „Kelten und Germanen" entstand ein für ihn harter literarischer Streit. Er will erweisen 1) daß Kelten und Germanen an Nationalität und Sprache nicht verschieden seien und 2) daß die britischen Stämme nicht zu den Kelten gehören. Letzteres wird auch bereits von entschiedenen Autoritäten, man sagt sogar von Diez in Bonn, anerkannt. Wir fürchten, der dritte Strauß, in welchen Holtzmann sich einzulassen gedenkt, dürfte für ihn der bedenklichste werden. Er hat nämlich über Lessing Ansichten aufgestellt, die, wenn man sie erweisen könnte, eine klassische Größe sehr beeinträchtigen würden. Schon von Riemer ist Lessing als ein literarischer Klopffechter bezeichnet worden; nun aber soll, wie wir vernehmen, durch Holtzmann nachgewiesen werden, er sei bei seinen meisten Händeln, namentlich mit Klotz, im Unrecht gewesen, habe auch als Dramaturg durch Streitsucht und unzeitige Härte manchen Schaden verschuldet.

— Geologisches Jubiläum. Die Freunde von Zweckessen sind oft wegen eines passenden Jubiläums in Verlegenheit. Wir nennen ihnen den bevorstehenden 1. November als den Jahrhunderttag des Erdbebens von Lissabon. Die furchtbare Erscheinung ist in ihren Ursachen und ihrem Verlauf bei Roßmäßler (die Geschichte der Erde, S. 144 ff.) dargestellt. Die sittliche Einwirkung der Katastrophe ist nirgendwo so tief und wahr entwickelt, als im ersten Buch von Goethe's Leben.

— Ungefähr um dieselbe Zeit, wo das Ministerium Hassenpflug die Nauheimer Spielbank privilegirte, schritt es auch gegen solche Schullehrer ein, die sich für ihren Unterricht, auch für den philologischen und mathematischen, nicht auf die symbolischen Bücher verpflichten wollten. Damals ist aus der Seele eines der am schwersten Betroffenen folgender Stoßseufzer gedichtet worden:

Da nach langen Lehrerplagen,
Statt Belohnung oder Gold,
Ich nur eins davongetragen:
Abgesetzt mit halbem Sold, —
Sollst du meinem kranken Leben,
Gutes Nauheim, Heilung geben.
Edler Sprudel, warm und hell,
Sei auch mir ein Segensquell.

Doch wie ich zum Thälchen walle
Ist es zu erkennen kaum;
Durch den Saal und in der Halle
Flimmert's wie ein Märchentraum.
Spiegel glänzen aus den Nischen
Und von grün behängten Tischen
Schallt es emsig hin und her:
Rien ne va plus! manque impair! —

Mir ist Luther nicht gewogen,
Weil nicht Jedes mir erhellt,
Was zu Augsburg Theologen
Vor dem Reichstag aufgestellt;
Möcht' in seinen Erdentagen
Ihm wohl dieses Spiel behagen?
Rief er wohl von Wartburgs Höh':
Rien ne va plus! Faites vos jeux!?

Gleichviel! Besser werd' ich lungern
In der Säle buntem Braus,
Als wo Weib und Kinder hungern,
In dem arg gestörten Haus!
Klage tönt mir dort zum Ohre;
Hier erschallt's im Doppelchore:
Ehre sei Gott in der Höh'!
Rien ne va plus! Faites vos jeux!

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 5. Frankfurt a. M., den 3. November 1855.

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.

Die Macht der öffentlichen Nachrede.

Dramatische Poesie. Kaiser und Kanzler. Trauerspiel in fünf Akten, von Adolph Widmann.

Brief aus Wien. Von C. M. S.

Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach: Braunfels' Dramen aus und nach dem Spanischen. — Goethe's Schriften, erste Ausgabe. — Weigant's deutsches Wörterbuch. — Novelle von Paul Heyse. — Der erste Rang in Stadt und Theater. — Ein deutsches und ein englisches Kinderlied. — Verse von Nicht-Dichtern.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Nicht immer war es im Textor'schen Hause so bewegt und lebhaft zugegangen, wie in den beiden letzten Jahren, in welche die Krönung und der mit wenigen Unterbrechungen schon fünfzehn Monate dauernde Aufenthalt Kaiser Karls des Siebenten zu Frankfurt fiel; wo das Haus des Stadtschultheißen oft von den vornehmsten Personen, selbst von Fürsten und hohen Prälaten besucht wurde, und sowohl der alte Herr wie seine würdige Ehegattin, Frau Anna Margaretha, genöthigt wurden, häufiger als ihnen lieb war den einfachen Gewohnheiten und der für einen Frankfurter Schultheißen fast allzu schlichten Lebensart früherer Zeit zu entsagen und Theil zu nehmen an den glanzvollen Festlichkeiten, welche die Anwesenheit des Kaisers und so vieler vornehmer Herrschaften hervorrief.

Vier Töchter und ein Sohn, Johann Jost, zur Zeit unserer Erzählung erst fünf Jahre alt, waren von neun Kindern, welche ihnen der Himmel geschenkt hatte, noch am Leben; davon die Aelteste, Katharina Elisabeth, ein Mädchen von weichem Herzen und einer ungemein lebhaften Einbildungskraft, für der Mutter vollkommenes Ebenbild galt; denn nicht nur hatte sie von dieser die großen bedeutenden Augen, den stolz ernsten Blick und die hohe Stirne geerbt; auch sonst war sie in ihrem ganzen kernhaften und geistig angeregten Wesen dieser so ähnlich, daß der Vater, wenn er bei guter Laune war, sie seine kleine Frau Stadtschultheißin nannte. Wiewohl kaum vierzehn Jahre alt, stand sie doch schon in der vollen Blüthe jungfräulicher Anmuth und war allen ihren gleichalterigen Freundinnen an Bildung des Herzens und Verstandes überlegen. Sie war der Stolz der Eltern und das Muster für ihre jüngeren Geschwister, auf die sie einen großen Einfluß ausübte, da diese in ihr mehr eine freundliche Erzieherin als eine ihnen gleichgestellte Schwester und Gespielin erblickten. Wie aber in ihrer körperlichen Ausbildung, so war Elisabeth auch an Geist und Gefühl weit ihren jungen Jahren voraus; ihr für alles Gute und Schöne empfänglicher Sinn, ihr schwärmerisches Gefühl verliehen ihrem ganzen Wesen einen ungemein seelenvollen und eigenthümlichen Ausdruck, zu dem sich die natürliche Anmuth ihrer äußeren Erscheinung in reizendem Vereine gesellten, um ein Bild der Unschuld und Jugendschöne zu schaffen, an dem alle guten Menschen ihre Freude hatten.

Was die würdige Frau Stadtschultheißin anbelangt, so war sie im wahren Sinne des Wortes ihres Mannes andere Hälfte, und diesem in Kern und Schale so ähnlich, daß man sich unmöglich zwei Menschen denken konnte, die mehr gleichgeartet und in einem langen glücklichen Zusammenleben Eins mit dem Andern inniger verwachsen gewesen wären, wie der alte Herr Johann Wolfgang und seine wackere Hausehre, Frau Anna Margaretha, gleich ihrem Herrn und Ehegemahl aus streng juristischem Holze geschnitzt; denn ihr Vater, Dr. Kornelius Lindheimer, war Procurator am Kammergericht zu Wetzlar gewesen; und die Textors galten von Alters her für bewährte und in der römischen Jurisprudenz gründlich gelehrte rechtskundige Praktiker, denen das Corpus juris und das gemeine deutsche Recht eben so geläufig war, wie der Frau Stadtschultheißin der von ihrem gelehrten Schwager, dem königlich preußischen Hofrath von Loen, verfaßte „Sylvander von Edelleben", nebenbei gesagt das einzige Buch, welches sie neben der heiligen Schrift und dem lutherischen Gesangbuch jemals gelesen hatte.

In vollkommener Uebereinstimmung mit den Grundsätzen ihres Mannes gab sie ihren Kindern diejenige bürgerlich einfache, auf das praktische Leben gerichtete Erziehung, welche sie selbst von ihren Eltern erhalten hatte. Früh gewöhnte sie ihre Mädchen an Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Pflichttreue, als die vornehmsten Eigenschaften einer guten deutschen Hausfrau; für die Ausbildung ihres Geistes dagegen ward so gut wie Nichts gethan, einen dürftigen Schulunterricht ausgenommen. Denn die neumodische Erziehung durch französische Gouvernanten und Tanzmeister war der Frau Stadtschultheißin in den Tod zuwider; und jemehr die Nachahmung des französischen Tones in den vornehmeren Familien überhand nahm, um so strenger wachte sie bei ihren Töchtern darüber, daß diese bei des Hauses bewährter Zucht und einfacher Sitte verblieben und sich frei erhielten von der Ziererei und „Zippheit", die ihr so sehr verhaßt war. Auch trug ihr gesunder Mutterwitz, womit sie sich über diese neumodische Erziehung lustig machte, nicht wenig dazu bei, ihre eigenen Grundsätze und Lebensanschauungen in den Herzen ihrer Kinder zu befestigen, die sie schon frühe an Einfachheit der Kleidung, Anspruchlosigkeit und Natürlichkeit des Benehmens gewöhnte, so daß es Niemand auffallend war, wenn die Töchter der ersten Magistratsperson der Stadt, besonders die beiden älteren, Sonnabends mit den Mägden um die Wette am Hofbrunnen die Züber und das hölzerne Küchengeräth blank scheuerten oder zur Frühlingszeit draußen auf der Bleiche aus zierlichen Gießkannen die lang ausgespannten Leinwandstücke mit Wasser begossen, welche die Frau Stadtschultheißin und ihr Gesinde an den langen Winterabenden gesponnen hatte.

Das Grundübel der Zeit begriff und erfaßte diese schlichte deutsche Mutter sehr richtig in dem Ueberhandnehmen jener ver-

zuckerten frivolen Romanlectüre, womit damals Deutschland von Paris aus überschwemmt wurde. Wer sich bei ihr ein für alle Mal in Gunst setzen wollte, brauchte nur gegen den neuesten französischen Moderoman tüchtig loszuziehen und er hatte das Herz der Frau Stadtschultheißin für immer gewonnen.

Dabei war sie gleich ihrem würdigen Eheherrn nicht frei von Aberglauben, hielt wie dieser viel auf Träume und Vorahnungen und das „Stechbüchlein" kam niemals aus ihrem Nähkorb heraus. Es gab keinen Zweifel, kein Bedenken, keinen nur irgend bemerkenswerthen Vorfall, wofür die sibyllinische Weisheit dieses Büchleins nicht Rath und Auskunft gewußt hätte. Ebenso waren Petersilienblätter ihre stets treuen Orakel; und so oft sie bei dieser oder jener wichtigen Sache schwankte, brauchte sie nur solch ein grünes Blatt vorm Schlafengehen aufs Gradewohl in die alte Erbbibel ihrer seligen Mutter zu legen und auf den Deckel derselben den Schlüssel zu ihrem Kirchenstuhl, und am folgenden Morgen lag gewiß das Petersilienblatt auf dem rechten trostreichen Vers, der aller Ungewißheit ein Ende machte und stets für Thun oder Lassen den weisen „Wink" enthielt.

Auch auf das Gesangbuch hielt die fromme Frau große Stücke und gewissen Melodieen schrieb sie sogar wunderthätige Kräfte zu. Wenn die Kinder und Hausgenossen sie in der obern Stube singen hörten, so konnte man Eins gegen Hundert wetten, daß sie vor einem ihrer großen Linnenschränke auf dem „Schawell" stand und während des andächtigen Absingens eines Paul Gerhard'schen oder Spengler'schen Verses ihr „Geräth" zählte und musterte. Dann fehlte gewiß kein Stück und der fromme Sang zog wie ein frischer Wiesenhauch durch alle die feinen Damastgebilde, daß sie niemals „sporig" wurden, sondern stets blüthenweiß blieben, wie das gute Gewissen selber.

Auch wenn Eins der Kinder erkrankte, war bald dieser, bald jener Kirchenvers oder Psalm ihr Trost und sympathetischer Beistand; sie hatte bestimmte heilsame Verse, sogenannte „Solatien", für's Zahnen, andere für Masern, für Keuchhusten, die sie dann, so oft ein solcher Fall eintrat, leise vor sich hinsang, was zwar nicht allemal helfen wollte, aber doch, wär's auch nur einziges Mal unterblieben, ihr treues Mutterherz Zeitlebens belastet hätte. —

Dergestalt hatte das Leben im Textor'schen Hause durch trübe und frohe Tage seinen einfachen friedlichen Verlauf genommen und selbst die Kriegsunruhen der letzten Jahre, wozu noch eine allgemeine Krankheit und manches andere Ungemach der Zeit hinzukam, trübten weder bei den Alten noch bei den Jungen die stille Zufriedenheit der Herzen und den heiter ruhigen Glauben, daß das Leben so wie es kommt, in Leid und Freude vom rechten Menschen stets als eine Schickung Gottes hingenommen werden soll; als in Folge der großen politischen Verhältnisse Deutschlands jene völlige Umgestaltung des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens in Frankfurt eintrat, die zwar zunächst nur die hohe amtliche Stellung des Stadtschultheißen berührte, bald aber auch auf sein Privatleben und seinen häuslichen Kreis störenden Einfluß ausübte und manchen so lange für bewährt und wohlthätig gehaltenen Zustand auf immer beseitigte.

Als oberste Magistratsperson der Stadt war er nicht nur bei jeder wichtigen Gelegenheit deren erster Repräsentant; sein Amt als Stadtschultheiß brachte ihn auch fast täglich in persönlichen Verkehr mit dem Kaiser und verwickelte den alten ordnungsliebenden Mann, der sich sein ganzes Leben hindurch stets in den sichersten und gemessensten Verhältnissen bewegt hatte, in alle jene Sorgen und Bedrängnisse, welche die Kaiserzeit des länderlosen Karl Alberts zu einer einzigen fortdauernden Calamität machten, die aller äußere Pomp, aller erborgte Glanz der Majestät nicht zu verbergen vermochten. — Ach! das waren saure Tage für den würdigen Stadtschultheißen, als die französischen Subsidiengelder ausblieben und er nun mit seinem schlichten Denken und seiner in Geldsachen fast pedantischen Pünktlichkeit in den Strudel jener tollen Hofhaltung im Barkhausischen Hause hineinblickte, wo es oft der Hauptperson am Nöthigsten fehlte, während die frivolen Hofleute und das Heer der Schranzen und Glücksjunker rücksichtslos darauf loswirthschafteten und durch unerhörte Verschwendung das letzte Ansehen des armen Kaisers bei jedem soliden und vernünftig denkenden Manne vernichteten.

Vergebens suchte der Stadtschultheiß dem Unwesen zu steuern und den kaiserlichen Kämmerern Sparsamkeit und Einschränkung zu predigen; alle seine wohlgemeinten weisen Rathschläge, alle seine oft bitter genug klingenden Sarkasmen halfen zu nichts; die unverantwortliche Verschwendung dauerte fort und die Finanz-Angelegenheiten des Kaisers verwickelten sich mehr und mehr; kurz, es gehörte die ganze sichere Persönlichkeit und einfache Gediegenheit eines solchen Charakters dazu, um bei dieser unreellen Wirthschaft nicht den Kopf zu verlieren und durch eine stets sich gleichbleibende Pflichttreue jene Ruhe des Gemüthes zu behaupten, ohne die es für unsern alten Herrn weder ein rechtes „Thaten", noch ein rechtes „Rathen" gab. Er verlor darum den Muth nicht, und die seiner Einsicht und Redlichkeit anvertrauten Interessen der Stadt fanden an ihm trotz der vielfach verwickelten Lage, in die ihn seine Doppelstellung als Vertrauter und Rathgeber des Kaisers und als Magistratsperson versetzte, stets ihren eifrigen Fürsorger und Vertreter.

Daß alle diese Verhältnisse ihren rückwirkenden Einfluß auf das Leben im Textor'schen Hause ausübten, haben wir bereits angedeutet und nicht die kleinste Sorge der Frau Stadtschultheißin war es daher, in dieser bewegten Zeit, wo so manchmal die düstern Wolken des Unmuths gar nicht von der Stirne ihres lieben Eheherrn weichen wollten und sein oft tagelanges Schweigen wie ein Alp auf der ganzen Familie lastete; wir sagen, nicht die kleinste Sorge der Frau Stadtschultheißin war es da, wenigstens die Erziehung der Kinder im gleichmäßigen Gange zu erhalten und alles Störende, Fremdartige und Ungehörige aus dem Kreis ihrer Gewohnheiten und Anschauungen zu entfernen.

Bei diesem treu gemeinten mütterlichen Bestreben bleibt es gewiß ein bezeichnender Zug, der uns den einfachen Sinn und das harmlose Gemüth dieser würdigen Frau besser als Alles sonst charakterisirt, daß sie sich schlechterdings nicht hineinfinden konnte, als sie eines Tages an ihrer ältesten Tochter Elisabeth die merkwürdige Entdeckung machte, daß das schöne Mädchen, das noch eben ein Kind gewesen wie die andern Kinder — auf Einmal kein Kind mehr war, sondern plötzlich gleich einer verzauberten Prinzeß in voller Frauenzier und „Artigkeit" vor ihr stand; ja, die Ueberraschung der Mutter bei dieser wundersamen Verwandlung war so groß, daß sich Frau Anna Margaretha nicht enthalten konnte auszurufen: Ei, sollt' man nicht meinen, die Jungfer wär' durch ein Bohnenfeld gegangen, so stolz und grade trägt sie mit Einmal den Kopf in der Höhe! —

Und mit dieser Entdeckung der Frau Stadtschultheißin an ihrer ältesten Tochter sind wir zugleich bei dem Punkte angelangt, an welchem unsere Familiengeschichte anhebt, indem sie von dem reizenden Geheimniß eines jungen Mädchenherzens Kunde geben will, das so rasch aus der Knospe in die Blüthe trat, daß selbst das wachsame Mutterauge diesen plötzlichen Uebergang aus der Welt der unschuldigen Kindheit in die der reinen Ideale und der schwärmerischen Jugendbegeisterung nicht wahrnahm, jene Welt, über deren Pforte ein neuerer Dichter so schön als sinnig den Weihespruch geschrieben hat: still und bewegt.

Ja, still und bewegt, das war der Zustand ihres jungen Herzens seit jenem Sonntag, an welchem Elisabeth Textor mit ihrer um mehrere Jahre älteren Freundin Susanna Klettenberg den katholischen Gottesdienst in der Domkirche besucht hatte, da Beide, in der protestantischen Lehre erzogen, noch niemals ein Hochamt gesehen hatten. Schüchtern hatten sie sich fern von der übrigen Schaar der Andächtigen auf der hintersten Bank im Kreuzgang niedergesetzt

und beobachteten von hier aus diese ihnen völlig neue Art der Gottesverehrung, welche durch ihre feierliche Pracht und die herrliche Gesangsbegleitung einen tiefen Eindruck auf sie machte.

Nur ein einzelner Mann kniete zur Seite auf jener Bank, die gewöhnlich blos von armen und geringen Leuten eingenommen wurde, welche nach dem Schluß des Gottesdienstes draußen unterm Portale von den reicheren und vermögenden Kirchenbesuchern ein Almosen zu erhalten pflegten.

Elisabeth war es, die zuerst die Freundin auf die eigenthümliche, in Mitten einer zahlreichen Versammlung fast vereinsamte Erscheinung eines betenden Mannes aufmerksam machte, der das Antlitz mit beiden Händen bedeckt und die Stirne auf den Betpult gelegt hatte, so daß man von seinem Gesichte nichts als einen Theil des gelockten Bartes sehen konnte; doch verriethen seine feinen Hände und der edle einfache Schnitt der schwarzen Gewandung, dazu ein blauer Stahldegengriff, der unter dem faltigen Mantel hervorschaute, daß er den vornehmeren Ständen angehörte. Vielleicht, dachte Elisabeth bei sich, ist's ein Unglücklicher, den tiefer Gram niederbeugt, und der wohl gar sein Antlitz nur darum so fest mit den Händen bedeckt, damit man die Thränen nicht sehen soll, von denen seine Augen überströmen.

Unwillkührlich mußte sie immer wieder nach ihm hinüberblicken, denn jede Minute glaubte sie, jetzt werde sich die hohe Gestalt des Betenden aufrichten; aber ihre Erwartung täuschte sie jedesmal, denn der Unbekannte verharrte in seiner regungslosen Stellung, rührte sich nicht und nur einmal glaubte sie zu hören, wie er tief aufseufzte; kurz, sie hatte bald nur noch Augen und Theilnahme für ihn, dessen Antlitz sie nicht einmal sehen konnte und der doch ihre Einbildungskraft so lebhaft beschäftigte, daß sie sich sogar seine Physiognomie auszumalen suchte, wie er etwa aussehen und welches der Ausdruck seiner Gesichtszüge sein möge.

Jetzt endlich war das Hochamt zu Ende, der Pfarrer und die Ministranten verließen den Altar und die Menge der Andächtigen strömte dem Ausgang zu. Elisabeth blickte in steigender Spannung nach dem Manne im schwarzen Kleid, der sich noch immer nicht von der Stelle rührte; die Freundin drängte zum Fortgehen, denn schon waren sie fast die letzten im Dome und der alte Kirchendiener löschte bereits die Kerzen des Hochaltares aus. Zögernd erhob sich Elisabeth von ihrem Sitze und in demselben Augenblick richtete auch der Unbekannte sein Haupt empor. Beide Mädchen schauten zu ihrem höchsten Erstaunen in das Antlitz Kaiser Karls des Siebenten.

Elisabeth stand nur wenige Schritte entfernt vor ihm, sie sah noch die Spuren von Thränen in seinem schönen, von einer leisen Röthe angehauchten Gesicht; ja, er hatte wirklich geweint, ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen; aber daß es der Kaiser war, mit dessen unbekanntem Leid sich noch eben ihre Einbildungskraft so lebhaft beschäftigt hatte, dieser Gedanke bewegte und rührte sie so mächtig, daß sie, ohne zu wissen wie, am Arme der Freundin aus der Kirche kam, wo das Schicksal des Menschenlebens zum Erstenmal in einem seiner erschütterndsten Momenten vor ihre junge Seele getreten war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht der öffentlichen Nachrede.

Kurz vor der ersten französischen Revolution lebte zu Bordeaux ein reicher Kaufmann, Herr von Belmont, der einem der angesehensten dortigen Handlungshäuser als Chef vorstand. Er hatte von seinem Vater nicht nur ein unermeßliches Vermögen geerbt, sondern auch, was diesem Besitz erst den wahren Werth verlieh, einen allgemein geachteten Namen, der Nachwelt unvergeßlich um der großen patriotischen Dienste willen, die der Vater in schweren verhängnißvollen Tagen seinen Mitbürgern geleistet; Dienste, welche dem Namen Belmont für alle Zeit einen Ehrenplatz in der Geschichte der Stadt Bordeaux sicherten.

Der einzige Sohn und Erbe dieses edlen bürgerfreundlichen Vaters war ein Cavalier von der besten Façon, weltmännisch gebildet, dabei von großer Herzensgüte und ungemein freigebig. Er liebte den Glanz, sein Haus blieb, was es zu seines Vaters Lebzeiten gewesen, der Sammelplatz der vornehmen Welt, ein der Gastfreundschaft geweihter Tempel. Aber auch der Milde und Barmherzigkeit waren wie sonst alle Pforten geöffnet und nie hatte noch ein Nothleidender vergebens an dieselben angeklopft. Denn Herr von Belmont und seine treffliche Gemahlin vergaßen nicht, daß, um einen solchen Namen würdig zu vertreten, die äußere Repräsentation nicht ausreicht, sondern daß die Tugenden und tugendhaften Handlungen der Vorfahren mit in das Erbe fallen müssen, wenn der rechte volle Anspruch an dieses vor Gott und der Welt Geltung finden soll.

Sie übten daher diese Tugenden mit jener Uneigennützigkeit, jener Unbefangenheit des Gefühls, die stets das Kennzeichen der echten Humanität, der angeborenen Menschenliebe sind; mitten in den Glanz ihres Lebens fielen täglich die edelsten Handlungen der Großmuth, der Nächstenliebe, und vieles ungekannte Leid, in der Hütte der Armuth und Noth großgewachsen, ward in diesen strahlenden Räumen beschwichtigt, seine Thräne für immer getrocknet.

Auch erhörte Gott die Segenswünsche, welche die leidende Menschheit für dieses edle Haus zum Himmel sandte; Herr von Belmont und seine Gemahlin erfreuten sich ihres Reichthums im Besitze dreier schöner Kinder, denen sie eine vortreffliche Erziehung geben ließen, und das Glück begünstigte außerdem jede Unternehmung der weithin berühmten Handelsfirma.

Da kam jene große Theuerung über Frankreich, die man dem Wetterleuchten vergleichen kann, welches dem Ausbruch der furchtbaren Revolution voranging, die einige Jahre später die ganze Welt in Schrecken und Bewegung versetzte. Alle Lebensmittel stiegen bis zu einem unerhörten Preise und immer tiefer sanken die unteren Volksklassen in namenloses Elend. Kaum reichten die vereinten Anstrengungen der durch den Wohlthätigkeitssinn ihrer vermögenden Einwohner noch heute berühmten Stadt hin, der drückendsten Noth zu steuern und Hunderte und Tausende ihrer ärmeren Mitbürger vor dem Hungertod zu schützen.

Daß Herr von Belmont und seine Gemahlin dabei die Hände nicht müßig in den Schooß legten, sondern auch in dieser drangsalvollen Zeit jenen Geist der thätigen Menschenliebe bewährten, der seit mehren Geschlechtern von dem Namen Belmont unzertrennlich war, sei hier nur um deßwillen bemerkt, als wir sogleich erzählen wollen, in welcher Weise ihnen ihre Wohlthaten vergolten wurden.

Um diese Zeit kam nämlich ein Anverwandter der Frau von Belmont, ein gewisser Herr de la Tour, den man längst verschollen und verkommen wähnte, aus den Colonien nach Bordeaux, seiner Vaterstadt zurück, die er vor länger als zwanzig Jahren verlassen, nachdem er durch mancherlei Speculationen und Verwicklungen, die eben kein günstiges Licht auf seinen Character warfen, ein großes Vermögen eingebüßt hatte.

Sein Auftreten nach seiner Rückkehr war jedoch in Allem das eines Mannes von brillanten Vermögensverhältnissen; er machte ein großes Haus und sah öfters glänzende Gesellschaften bei sich.

Dem Herrn von Belmont und dessen Gemahlin näherte sich de la Tour mit größter Zuvorkommenheit; die Spannung, welche früher zwischen ihm und diesen seinen nächsten Anverwandten geherrscht hatte, war vergessen; und auch Herr von Belmont, obwohl er dem Character des Cousins, der die Artigkeit und Freundlichkeit selber war, noch immer nicht traute, beobachtete seinerseits alle Formen der Höflichkeit. Erst als de la Tour den Wunsch und das Verlangen aussprach, mit großen Kapitaleinlagen als Compagnon des Herrn von Belmont in dessen Geschäft eintreten zu wollen, änderte sich das gute Verhältniß wieder; Letzterer lehnte das Anerbieten zwar freundlich aber entschieden ab und Jener zog sich mehr und mehr von ihm und seiner Gemahlin zurück, ohne darum seine

Verbindung mit dem Hause Belmont ganz abzubrechen. — Unterdessen hatte die Theuerung ihren Höhepunkt erreicht, und die Spannung, womit man in der Provinz der zu Paris und Versailles sich entwickelnden gewaltsamen Lösung der politischen Dinge entgegensah, trug nicht wenig dazu bei, die Aufregung und Gereiztheit der Gemüther von Tag zu Tag zu vermehren.

Die Nähe von Weltkatastrophen übt auf die meisten Menschen den nämlichen Einfluß aus, den wir in den Tropenländern beobachten, so oft ein gewaltsames Phänomen, ein Orkan oder Erdbeben bevorsteht. Je mehr die Gemüther in der Erwartung eines außerordentlichen Ereignisses leben, um so empfänglicher werden sie für jeden äußeren Eindruck, Geister und Nerven der Menschen spannen sich in der Schwüle banger Vorahnung immer höher an und lange vor dem Eintritt der in fieberhafter Angst erwarteten Katastrophe reicht ein kleines zufälliges Ereigniß, das im gewöhnlichen Verlauf der Dinge kaum beobachtet worden wäre, hin, die öffentliche Meinung auf sich zu lenken, das Urtheil selbst der Besonnensten zu verwirren und die Lüge eines einzigen Menschen, wenn freilich nur für kurze Zeit, zur allein gültigen Wahrheit für Alle zu machen. In solchen Zeiten der nahenden Erschütterung gewinnt die Welt mit Einmal ein anderes Ansehen; die Weisheit schweigt, weil sie nichts Gescheidtes zu sagen weiß, und der Narr redet auf offnem Markte, weil ihm Jeder gerne das Wort gönnt und Alle ihm lauschen.

Die Menschen sind in solchen Zeiten fast durchschnittlich geneigt, das Unglaublichste für wahr und das Einfachste für unglaublich zu halten.

Und in einer solchen Zeit geschah es, daß sich eines Tages im Verlauf weniger Stunden durch ganz Bordeaux wie ein Lauffeuer die Nachricht verbreitete, der Millionär Belmont habe durch den heimlich betriebenen Ankauf ungeheuerer Fruchtvorräthe die gegenwärtige schreckliche Hungersnoth verursacht, mit unmenschlichem Raffinement treibe er die kaum noch zu erschwingenden Fruchtpreise mehr und mehr in die Höhe und sein grausamer Wucher bedrohe die Existenz von tausenden und aber tausenden Familien mit unausbleiblichem Untergang!

Nichts glich der Aufregung, der Bestürzung und Erbitterung, welche diese Nachricht unter allen Klassen der Bordeaurer Bevölkerung hervorrief; Niemand wußte, woher sie stammte und auf welchen Grund sich die Behauptung stützte; Wenige fragten überhaupt nach der Quelle derselben; wie ein unsichtbarer Dämon wandelte sie von Straße zu Straße, von Haus zu Haus und bald war sie in den fernsten Quartieren der Armuth ebenso einheimisch als in den belebtesten und reichsten Stadttheilen. — Je mehr man es besprach, je ausschließlicher es das Thema der Unterhaltung wurde, um so mehr verdichtete sich das unheimliche Gerücht zur entsetzensvollen Thatsache, bald war schon der Zweifel daran ein halbes Verbrechen und der schüchtern gewagte Widerspruch ein ganzes. Das Ungeheuerliche fand sich zum Ungeheueren; der Name Belmont, noch jüngst von Tausenden verehrt, gesegnet, ging plötzlich wie ein Fluch über die Lippen von Hunderttausenden; es war, als hätte sein Besitzer sämmtliche Harpyien des Hungers in seinen Sold genommen, um sie auf die leidende Menschheit loszulassen und diese kämpfe nun in ihrer Verzweiflung mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln gegen den allgemeinen furchtbaren Feind. —

Bald hatte Belmont durch sein Wuchergeschäft nicht allein die Hungersnoth verursacht und dadurch sein Vermögen um das Zehn-, ach nein, um das Hundertfache verdoppelt — es gab ja Menschen genug, die ihn im Stillen um seinen enormen Gewinn beneideten und die sich ärgerten, daß sie nicht auch auf diese Speculation verfallen — nein, der Mann trieb sogar die Unmenschlichkeit so weit, daß er noch über das Elend seiner Mitmenschen spottete, daß er Aeußerungen des Hohns und der Verachtung fallen ließ, die ihn zum vollkommenen indischen Nabob stempelten.

Was aber in den Herzen von Tausenden als vermeintlich gerechte Erbitterung kochte, wurde dadurch schnell bei einzelnen Ruchlosen zur wahnsinnigen Wuth gesteigert; jene Volksstimme, die schon lange aufgehört hat, Gottes Stimme zu sein, nahm ja beinahe offenbar das Verbrechen oder wenigstens den Plan dazu unter ihren geheiligten Schutz, schon hörte man auf offner Straße Reden fallen und las Plakate, die auf nichts Geringeres hindeuteten als: Tod dem Belmont! Tod dem Tod!

Gebt den Namen eines Ehrenmannes, gestraft oder ungestraft, der öffentlichen Verachtung preis und es finden sich sicher einige schlechte Subjecte in der Gesellschaft, die bereit sind, die mangelhafte Criminal-Justiz mit dem Prügel in der Hand zu corrigiren. Der Abscheu, den gewöhnlich solche Menschen aus triftigen, meist ihnen nur allein bekannten Gründen vor dem Gesetz und dessen Folgen hegen, nimmt dann die Miene der gerechten Entrüstung, des empörten Rechtsgefühles an und das roheste, gewissenloseste und verhärtetste Individuum der Bevölkerung ist dann gewiß dasjenige, das am lautesten nach Rache und Vergeltung schreit.

Hätte der bessere und gebildetere Theil der Bordeaurer Bevölkerung geahnt, was er sich selber für eine Kränkung bereitete, als er die Ehre und den guten Ruf eines seiner Mitbürger ohne Vertheidigung, ohne Urtheil, ja selbst ohne eine sichere Anklage auf offener Straße hinmorden ließ; hätte nur ein Einziger unter Tausenden den Muth gehabt, sich dem wahnsinnigen Taumel der öffentlichen Meinung mit dem Rufe entgegen zu stellen: „Belmont ist ein Ehrenmann! Ich vertrete ihn mit meiner Ehre!" — die Sache hätte nicht diesen tragischen Verlauf genommen.

Die Wahrheit, wenn sie nicht einen einzigen muthigen und entschlossenen Vertreter findet, verkehrt sich schnell in ihr entsetzliches Gegentheil, und der Glaube an ihre Kraft vertrocknet und verflüchtigt sich in den Gemüthern, wie der Wein im Schlauche, den man dem heißen Sonnenbrand aussetzt.

Noch ein Tag, und Belmont hatte nicht nur durch den von seinen geheimen Agenten betriebenen Ankauf enormer Fruchtvorräthe die Hungersnoth verursacht, hatte nicht nur in frevlem Uebermuth des Elendes seiner leidenden Mitmenschen gespottet — Belmont, der feine Speculant hatte sogar durch italienische Matrosen ganze Schiffslasten der von ihm angekauften Fruchtvorräthe zur Nachtzeit in die Garonne schütten lassen!

Biete während einer herrschenden Volksaufregung dem gewöhnlichen Menschenschlag die abgeschmackteste Erdichtung; ja, biete ihm unter Umständen sogar in einer nur einigermaßen kleidsamen Redeform die bitterste Satyre auf seine eigene Leichtgläubigkeit, und du kannst viel wagen und sagen, bevor Einer dich fragt: Seitwann das Wasser bergan fließe oder Schwarz Weiß geworden sei? — —

Die Behörden nahmen ihre Maßregeln zum Schutze eines Mannes, der in der ganzen Stadt Bordeaux vielleicht der Einzige war, der nicht wußte, der nicht einmal ahnte, — welcher Unmensch dieser Belmont war! — Erst am späten Abend des dritten Tages erhielt er von dem Polizeipräfecten, der sich persönlich bei ihm eingefunden, die Nachricht von der gegen ihn herrschenden Erbitterung, von den beispiellosen Verleumdungen, die man gegen ihn ausgestreut hatte.

Hätte der Polizeipräfect Herrn von Belmont benachrichtigt, er habe in einem Anfall von Raserei Frau und Kinder ermordet, der arme Mann hätte von dieser Kunde nicht furchtbarer berührt werden können.

Menschen! Menschen! war Alles, was er hervorzustammeln vermochte.

Und damit hatte er freilich auch Alles gesagt. —

Vergebens suchte ihn der Polizeipräfect zu beruhigen. Herr von Belmont, ganz außer sich, griff nach Hut und Stock: Ich gehe, ich gehe, wandele Schritt vor Schritt durch die Straßen meiner Vaterstadt und rufe vor jedem Hause, jedem Palast, jeder Hütte:

Hier steht Belmont, der Wucherer, der Verhöhner der Armuth, tödtet ihn, schlagt ihn todt wie einen tollen Hund und werft ihn dann zu seiner verfluchten Kornspeculation in die Garonne! —

Die Ankunft des Herrn de la Tour, der in diesem Augenblick bleich und verstört in's Hotel gestürzt kam, zwang Herrn von Belmont eine äußere Fassung auf. Seinen und des würdigen Polizeipräfecten Vorstellungen gelang es endlich, ihn von dem Vorsatze abzubringen, sich allein in eine Stadt zu wagen, der er den „Stab des Lebens", das Brod geraubt hatte.

Beruhigen Sie sich doch, bester Cousin! sagte Herr de la Tour, indem er seine goldene Tabatière hervorzog; so viel mir bekannt, haben Sie ja niemals Fruchthandel getrieben, und das wird und muß in drei Tagen alle Welt wissen.

Sei es nun, daß dieses verletzende: „So viel mir bekannt", oder sei es, daß die Person des unberufenen Trösters ihn auf's Neue und Heftigste erbitterte, genug, Herr von Belmont trat rasch auf de la Tour zu, maß ihn mit einem Blick unaussprechlicher Verachtung vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann trocken:

Und so viel mir bekannt, mein Herr, habe ich niemals Menschenhandel getrieben!

De la Tour verfärbte sich, er versuchte stammelnd um nähere Erklärung zu bitten, da plötzlich packte ihn Belmont am Kragen und rief, indem er ihn aus der Thüre schleuderte: Du allein hast mir das gethan!

Unter dem Portale hielt der Wagen des Herrn de la Tour; als er einstieg, um nach Hause zu fahren, ertönte in der Nähe des Belmont'schen Hauses ein schriller Pfiff, aus weiter Ferne antwortete diesem ein zweiter durch die nächtliche Stille, — — und in der Frühe des andern Morgens ward Bordeaux durch die Schreckenskunde alarmirt, daß Herr de la Tour, den man wahrscheinlich für Herrn von Belmont gehalten, als er am Abend zuvor aus dem Hotel seines Verwandten nach seiner Wohnung zurückgefahren, in einer engen Seitengasse von mehren vermummten Männern überfallen und durch unzählige Messerstiche ermordet worden sei. —

Und hiermit ist unsere Geschichte zu Ende. Das schreckliche Ereigniß gab der „öffentlichen Meinung" schnell eine Wendung zu Gunsten des Herrn von Belmont, die sich dieser und seine Freunde kaum hätten träumen lassen; und die am folgenden Tage mit großen Lettern in allen Zeitungen von Bordeaux durch das Handlungshaus Belmont u. Comp. verkündete Prämie: „Zehntausend Francs dem, der uns *unsern* Verleumder, hunderttausend Francs dem, der uns *die* Mörder des Herrn de la Tour entdeckt", entsprach so ganz der richtigen Auffassung des Publikums von diesem verhängnißvollen Vorfall, daß selbst mitten in den blutigen Gräueln der Revolution, in der so viele unschuldige Feinde und schuldige Freunde des Volkes auf dem Schaffot bluteten, Herr von Belmont unangetastet blieb und keine Natter der Verleumdung ferner mehr gegen ihn und seinen guten Namen zu züngeln wagte.

Die *Moral* aber zu dieser Geschichte soll uns ein anderer, ein besserer Kenner der Menschen, ihrer Tugenden und Verirrungen, ihrer schönen und bösen Leidenschaften liefern: *Justus Möser*, der berühmte Verfasser der „Patriotischen Phantasien", in seiner lehrreichen Erzählung *von der Eule*, die einstmals auf einem Baume gesessen, aber schon längst wieder fortgeflogen war, als noch Hunderte von Menschen den Baum umstanden, viel durcheinander redeten, ohne daß Einer recht wußte was der Andere sagte, und hinaufgafften nach der Stelle, wo einmal eine Eule gesessen hatte:

„So wird der Faden der mehrsten Erzählungen ausgesponnen, so die Erwartung gemartert und so — betrogen. Wahrlich, ein grausames Verfahren, da nichts aufrichtiger ist, als die menschliche Begierde, etwas Neues und Wunderbares zu hören und es in der That eine Sünde ist, diesen edlen und gutherzigen Trieb in einem kalten Schauer zu ersticken. — Zwar leidet der Erzähler dafür seine Strafe, wenn die ganze Gesellschaft, deren Ohren er mit der Witterung seiner Geschichte an sich gezogen hat, auf einmal durch ihr kaltsinniges Schweigen ihren Ekel zu erkennen gibt. Allein man kommt ja nicht zusammen, um ein verdrießliches Strafamt auszuüben."

Dramatische Poesie.

Kaiser und Kanzler. Trauerspiel in fünf Akten, von **Adolph Widmann.**

(Als Manuscript gedruckt.)

Unsere heutige dramatische Poesie steht leider, was die Productivität anbelangt, auf dem nämlichen Standpunkt, den die ausübende dramatische Kunst, mit wenigen Ausnahmen, selber einnimmt; das Mittelmäßige schickt sich eben zum Mittelmäßigen, und es ist schon eine geraume Weile her, daß das Theaterpublikum sich gegen jede neue Erscheinung mißtrauisch zeigt und seine messianischen Hoffnungen auf eine wirkliche productive Dichterkraft immer mehr herabstimmt. Die meisten unserer dramatischen Schriftsteller arbeiten für den laufenden Tag, für das Theaterbedürfniß; ihr Ziel ist das Repertoire, ihr Lohn die Tantième, gewöhnlich steht die Direction für den Erfolg ein und der Lorbeerkranz wird zum Voraus in dem Contract ausbedungen; aber den alten Spruch: „Wer den Besten seiner Zeit genügt, der hat gelebt für alle Zeiten", ihn beherzigen sie nicht, vielleicht weil ein dunkles Vorgefühl ihnen sagt, daß, um den Besten seiner Zeit zu genügen, vor Allem nöthig ist, daß man selbst auf der Höhe dieser Zeit stehe, nicht aber sich zu ihrem Knecht erniedrige und Handlangerdienst verrichte, während die Zeit selber mit Riesenhand an dem großen Tempel der Menschheit weiterbaut, in welchem diese dem Genius Altäre errichtet.

In einer solchen Zeit innerer Leere und äußerlichen Tandes mag es wohl dem Freunde der dramatischen Poesie vergönnt sein, daß er bei einem soeben erschienenen neuen Drama, welches obigen Titel führt, eine lebhafte Freude schon allein darüber empfindet, daß sein Dichter die beliebte Schablone der heutigen Coulissenstücke verschmähte und *um der Poesie willen* ein Werk schuf, zu welchem ihm die Geschichte einen ihrer großartigsten tragischen Momente lieh. Es ist der herrliche Hohenstaufe, Friedrich II., ist sein berühmter treuloser Freund und Kanzler, Petrus von Vineis, und ist der furchtbare Papst Innocenz IV., deren Gestalten, deren Kampf und Verrath uns A. Widmann in seinem Trauerspiel „Kaiser und Kanzler" vorführt; Gestalten, die sich längst in der Vorstellung der Menschen zu dramatischen Prototypen verdichtet haben, wie wenn sie schon einmal vor langer, langer Zeit als Heldenfiguren einer alten gewaltigen Tragödie im Bilde der Dichtung an uns vorüber gewandelt wären. Und diese Grundformen der Geschichte festzuhalten, sie mit dem Kitt der dramatischen Wahrheit zu verbinden und dann das edle Erz der Poesie in sie hineinzugießen, ist, dünkt uns, die Aufgabe des historischen Dramas; wogegen unsere heutigen geschichtlichen Dramen- und Tragödienschreiber sich damit begnügen, diesen und jenen berühmten Namen der Geschichte aufzugreifen, seinem Träger einen langen, mit den beliebten Tendenzen und Stichwörtern der Gegenwart beschriebenen Zettel in den Mund zu stecken und diese also herausstaffirten, mit dem Costüme ihrer Zeit umkleideten Marionetten für dramatische Charactere mit treu historischem Gepräge auszugeben.

Das Trauerspiel „Kaiser und Kanzler" von A. Widmann weiß nichts von diesen traurigen Behelfen des heutigen historischen Dramas, welches die unmittelbare Gegenwart zur Mitleidenschaft herbeiziehen und sie für die Armuth ihrer Poeten verantwortlich machen möchte.

Seine Gestalten, seine Charactere handeln, denken und reden nicht anders wie eben die Menschen jener Zeit gehandelt, gedacht und geredet haben; ihre Anschauungen, ihre Reflexionen und Gefühle schreiten fast durchgehends nicht über die Grenzlinie der historischen Wahrheit, über das Maß jener Treue hinaus, die der Drama-

tiker nun einmal dem historischen Stoffe schuldet; und selbst eine reiche Dichterphantasie erlaubt sich hier keine andere Zuthat als die, welche eben das Werk der dramatischen Kunst von dem des Geschichtsschreibers unterscheidet. —

Schon mehre Versuche sind gemacht worden, diesen gewaltigen Stoff dichterisch zu behandeln; aber das noli me tangere, welches die Hohenstaufengeschichte bis jetzt für die Dichter an der Stirne trug, scheint auch dem Petrus von Vineis zu gelten; denn von allen Versuchen ist kein einziger als gelungen zu betrachten, und das vorliegende Drama, wenn es auch der Lösung dieser Aufgabe am Nächsten kommt, leidet doch an einem nambaften Fehler, daß es nämlich nicht Petrus von Vineis ist, der die Hauptfigur bildet, sondern daß sich das Interesse auf drei, ja vier neben einander stehende, gleich bedeutsam und entscheidend in die Handlung des Stückes eingreifende Personen vertheilt: Kaiser Friedrich, König Heinrich, Don Juan und Petrus, wodurch die Gestalt des Letzteren nicht zur vollen dramatischen Wirksamkeit gelangen kann. Hätte unser hochbegabter Dichter die ganze tragische Kraft des Stoffes gleichmäßig zwischen Kaiser und Kanzler vertheilt, ja hätte er selbst letzteren auf Kosten des Kaisers mehr in den Vordergrund gestellt, die Wirkung, weil mit einfacheren Mitteln und concentrirterer Psychologie erreicht, wäre eine ungleich größere geworden. Dieser gewaltige Kanzler Petrus kann so wenig wie der Schiller'sche Wallenstein als ein moderner Charakter gedacht und aufgefaßt werden; schon seine ganze Erscheinung in der Geschichte, und noch mehr seine Persönlichkeit und sein wirkliches historisches Schicksal geben ihm ein vollkommen antikes Gepräge und Alles an ihm deutet auf einen Menschen hin, der in einer Tragödie keine andere ebenbürtige Größe neben sich duldet. Dieser Kanzler ist nicht bloß, wie ihn A. Widmann auffaßt, ein bedeutender Staatsmann, er ist zugleich ein schöpferischer Gesetzgeber, mithin ein Philosoph, ist, was ihn zur vollendeten dramatischen Figur macht, der philosophische und juristische Repräsentant der Hohenstaufenpolitik in einer ihrer mächtigsten Perioden. Widmann aber faßt ihn lediglich als Staatsmann, ja er läßt selbst den Staatshämorrhoidarius durchschimmern; der gewaltige Kanzler leidet am Zipperlein, umwickelt sich seine Füße bis hinauf zu den Knieen mit Federdecken, ach, und leidet selbst an der niedrigsten Krankheit des moralischen Menschen, am Geize! Von dem herrlichen Freundschaftsenthusiasmus, wie er so lange Jahre hindurch zwischen ihm und dem Kaiser bestand, hören wir nur nebenbei und eben so unterläßt der Dichter, was doch selbst die Geschichte nicht thut, den Charakter des Kanzlers durch die Verklärung hellenischer Bildung zu heben. Statt daß Petrus der Macht des eignen Geistes unterliegt, jener Macht, in der die höchsten Geschicke der Tragödie stets ihren ersten Grund wie ihre letzte Lösung finden, geht Petrus elend und jämmerlich an einem — Mißverständniß unter, leidet und stirbt unschuldig, während ihn die Geschichte, dieser andere große Dichter, durch eigne ungeheure Schuld, die zugleich das Verhängniß seines Jahrhunderts ist, durch den Verrath, den der religiöse Fanatismus übt, zu Grunde gehen läßt. Petrus vertheidigt bekanntlich auf dem Concil zu Lyon vor Papst Innocenz IV. seinen kaiserlichen Herrn und Freund; und erst hier, angestrahlt und niedergedonnert von der furchtbaren Majestät der Kirche, erliegt sein so lange freier, schöner Geist dem Dämon des Zweifels, der den Verrath erzeugt, — welch' ein Moment voll hoher echt tragischer Wirkung war hier dem Dichter geboten! Aber daß er ihn zu benutzen unterließ, daß er überhaupt den Papst Innocenz in Person redend und handelnd einführte, statt ihn und den ganzen gewaltigen Kampf zwischen Kirche und Kaiserthum nur als dunklen Hintergrund mit einzelnen wetterleuchtenden Blitzen zu gebrauchen, dieser Mißgriff thut der sonst so vortrefflichen Dichtung Abbruch, indem dadurch nicht allein der Charakter des Kanzlers, sondern auch derjenige des Kaisers nicht in das gehörige Licht gestellt werden. Die Hauptfigur des Dramas ist von vornherein der gefangene König Heinrich von Deutschland, unstreitig die gelungenste Gestalt; auf ihn und die Bestrebungen seiner Anhänger zu seiner Befreiung concentrirt sich das vornehmste Interesse des Lesers und der Dichter knüpft auch an ihn und seinen tragischen Untergang die Katastrophe des Ganzen. Der verrätherische Don Juan, Graf von Messina, ein natürlicher Sohn des Kaisers, ist ein mit Meisterschaft angelegter und durchgeführter Charakter; ebenso derjenige des alten Erlachs und Otto von Neuffens, zwei echt deutsche biedere Rittergestalten, die einen sehr wirksamen Contrast zu dem Partei- und Intriguengewebe an dem in orientalischem Glanz strahlenden kaiserlichen Hofe von Neapel bilden. Dahingegen ist die Gräfin von Caserta, des Kanzlers Nichte, eine Erscheinung, an der wir nach dem, was der frivole Don Juan über sie und sein Verhältniß zu ihr äußert, unmöglich ein lebendiges Interesse nehmen können; selbst ihre wunderliche Liebe zu Otto von Neuffen kann uns nicht für den Ausfall an schöner Weiblichkeit entschädigen. Es ist eine vollkommene Romanfigur, kein dramatisches Charakterbild; die Gräfin Hahn-Hahn könnte allenfalls auf diese Sophia stolz sein. Dasjenige, was Bedeutsames und Treffendes über Kaiser Friedrich gesagt wird, läßt mehr erwarten, als die eigentliche Charakteristik desselben erfüllt.

Als politisches Zeitgemälde, als geschichtlich dramatische Studie ist das Widmann'sche Trauerspiel eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer Tage auf diesem Gebiete zu nennen, voll echter Poesie und lebendiger Geschichtsanschauung. Als Drama mit künstlerisch geschlossenem Organismus fehlt den einzelnen Scenen, die sich durch einen ungemein lebendigen geistvollen und pointirten Dialog auszeichnen, sowie den einzelnen Characteren die gemessene Proportion, der einheitliche Zusammenhang.

Daß der Aufführung des Stückes eine scenische Bearbeitung von kundiger Bühnenhand vorangehen muß, ist eine schon um deßwillen gebotene Nothwendigkeit, als der Dichter sein Drama zunächst für den Leser und nicht für den Zuschauer geschrieben hat; vor Allem muß dann darauf Bedacht genommen werden, daß die in der Scene auftretenden Personen auch wirklich auftreten, nicht, wie dies mehrmals geschieht, bei Verwandlungen in der Scene durch das Aufziehen eines Vorhanges schon in dieser und jener bestimmten Situation sichtbar werden.

Jedenfalls begrüßen wir in A. Widmann ein dramatisches Dichtertalent, das selbst in den Fehlern seines Erstlingswerkes noch ungleich größere Vorzüge zeigt, als manche dramatische Mittelmäßigkeit in ihren vielbelobten Leistungen.

Mit vollster Ueberzeugung schreiben wir darum hinter den Namen Adolph Widmann ein freudiges: Verus adest poeta!

Brief aus Wien.

Ein reizender Spätherbst scheint uns für den diesjährigen, launenhaften Sommer entschädigen zu wollen. Nichts destoweniger entsendet jeder Tag aus allen Richtungen der Windrose nach dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte hochbepackte Möbelwagen, welche dem Auge des Neugierigen mitunter nicht uninteressante Perspektiven in die mystères du ménage mancher heimkehrenden „Sommerpartei" eröffnen. Althergebrachte, unantastbare Gesetze des guten Tons schreiben hier jeder nur einigermaßen bemittelten Familie alljährlich eine fünf- bis sechsmonatliche Villeggiatur vor. In den ersten Tagen des Monats Mai beginnt die Völkerwanderung nach Döbling, Hietzing, St. Veit, Mödling, Baden, Vöslau rc. Man athmet in vollen Zügen die Landluft, unsere städtischen Landschönen machen decimal des Tages gewissenhaft Toilette, man promenirt, spielt Klavier, läßt die Erinnerungen des letzten Faschings Revue passiren und ist herzlich froh, wenn der erste Herbstnebel das ersehnte Signal zur Rückkehr in die Stadt gibt.

Der endliche Abzug der Cholera trägt nicht wenig dazu bei, unserer guten Stadt eine freundlichere Physiognomie zu verleihen. Seit Ende Mai machte sie ihre unheimliche Runde von einem Stadttheile in den andern; die zahlreichsten Opfer jedoch suchte sie sich in der sonst so gesunden Vorstadt Wieden aus. Ob die Ausdünstungen der Wien, wie man behauptet, die Hauptursache dieser auffallenden Erscheinung waren, lasse ich als Laie dahin gestellt. Soviel ist indeß sicher, daß die Seuche beständig dem Laufe des Flüßchens folgte, und zuletzt sogar zum Heerde ihres ersten Ausbruches zurückkehrte.

Mit dem Verschwinden der Epidemie wächst auch der Fremdenzug. Ausländische Uniformen in reicher Auswahl zeigen sich in den Ranglogen unseres Hofopernthеaters; besonders sind es Offiziere der Krimarmee, welche auf ihren taurischen Lorbeeren ruhend, hier eine kurze Rast halten, ehe sie nach Frankreich oder Albions weißen Gestaden zurückkehren. Die letzten, folgeschweren Ereignisse auf der taurischen Halbinsel haben unsern im Allgemeinen gut westmächtlich gesinnten Wienern die anglo-französischen Gäste besonders interessant gemacht.

Gestern (25. October) ging Alfred Meißner's „Prätendent von York" zum ersten Male in Scene. Der Erfolg der Tragödie war ein getheilter, — getheilter noch ist das heutige Urtheil unserer Koteriekritik. Ich für mein Theil bin der Ansicht, daß Meißner in keinem früheren dramatischen Werke seine dichterische Begabung in solcher Weise dargethan habe als gerade in dem Prätendenten. Freilich gibt's da keinen aufgeputzten Dialog, keine auf die Menge berechneten Tiraden; — ist's daher zu verwundern, wenn manches Auge, das Madame Birch-Pfeiffers Trauschein eine schöne Thräne zollte, bei dem Prätendenten trocken blieb?

Da ich schon über das Theater plaudere, kann ich nicht umhin, einen kurzen Rückblick auf Laube's Thätigkeit an der Hofbühne zu werfen. Die Verhältnisse, unter denen er die artistische Leitung des Burgtheaters übernahm, waren nicht die günstigsten, wenigstens nicht für eines der Häupter des ehemaligen jungen Deutschlands. Mit mancher Tradition mußte gebrochen, viel Altehrwürdiges, wackelig geworden im Laufe der Jahre, mußte über Bord geworfen werden. — Laube verstand es niederzureißen, aber auch aufzubauen. Kein Kopfschütteln der alten Garde, kein Gezeter der Kreuzerpresse hielt ihn auf in seinem Reformwerke. Jüngere Kräfte fanden Raum zu freierem Flügelschlage, darunter der geniale, aber wie Reichenbach sagen würde, hochsensitive Dawison, und nach dessen Abgang Gabillon, unter allen jüngeren Schauspielern der Burg meines Erachtens der begabteste, dessen ernstes Streben unbedingte Aufmunterung verdient. Sogar der Geschmack des Publikums ward ganz unvermerkt in neue Bahnen geleitet, man fing an Shakespeare zu goutiren, während man sich sonst vor dem großen Britten in ehrerbietig bewundernder Ferne hielt. Freilich bedurfte es dazu auch solcher Kräfte, wie sie der Burg zu Gebot stehen. Da sind die Altmeister La Roche, Anschütz, Löwe, Fichtner, das Schoßkind des Humors, Beckmann, die Damen Haizinger, Rettig, Hebbel, Peche und von den Jüngeren die vortreffliche Seebach.

Das Hofoperntheater laborirt noch etwas an der Saison entre chien et loup. Ich kann Ihnen daher über Novitäten nichts berichten. Dagegen hat man Isouard's liebliche Oper Joconde, diesen melodiösen Romanzenstrauß, wieder an's Licht der Rampe gebracht und zwar unter allgemeinem Beifall. Es muß eine schöne Zeit gewesen sein, als man noch nichts wußte von Bombardon, Tamtam, gigantischen accords cuivrés und all dem Teufelsspektakel, den maestro Verdi und seine noch lärmenderen Satelliten zum Ruine jeder Stimme und zur Marter jedes in das Bereich der großen Trommel postirten Menschenkindes in's Orchester gebracht haben. — Joconde hatte einen vollständigen Erfolg. Die Aufführung von Meyerbeers Nordstern steht bevor. C. M. S.

Feuilleton.

— Braunfels' Dramen aus und nach dem Spanischen. Dieses Werk, aus welchem wir ein Bruchstück mitgetheilt haben, wird sich den berühmten Leistungen von Schack und den ähnlichen Arbeiten von Dohrn würdig zur Seite stellen, ja in Bezug auf Wohllaut der poetischen Form und auf gewandte Einkleidung den Vorrang gewinnen. Es ist nach langer Zeit die erste metrische Arbeit, mit der L. Braunfels wieder vor dem Publikum erscheint, nachdem er vor mehr als zwanzig Jahren, zur Zeit des Musenalmanachs von Schwab und Chamisso, als Lyriker ein bedeutendes Ansehen gewonnen hat und zwar durch wenige Jugendgedichte, die seitdem selbst von den sprödesten Sammlern, z. B. Karl Roßlieb Wackernagel (Roßlieb heißt auf Deutsch Philipp) als mustergiltig aufgenommen wurden. — Das Mysterium „das Fest des Belsazer" von Calderon, das in der Braunfels'schen Sammlung vorkommt, hat auch Eichendorf übersetzt.

— Goethe's Schriften, erste Ausgabe. In neuerer Zeit ist uns die erste Original-Gesammt-Ausgabe von „Goethe's Schriften", Leipzig bei Göschen 1787, mehrmals antiquarisch vorgekommen. Der weitläufige Druck, die veraltete Orthographie, die Chodowieckischen Zeichnungen geben diesen acht Bänden ein ganz eigenthümliches Zeitgepräge. Dem ersten und vierten Band sind Verzeichnisse der Subscribenten beigefügt, unter welchen Frankfurt auffallend gering vertreten ist. Neben den Buchhandlungen Eichenberg, Fleischer, Steeng, Eßlinger finden wir von Privatpersonen nur die Herren F. Gontard, Graf Schönborn-Wiesenhardt, Canonicus Weinzärl, Thurneyßen, Willemer, sowie die Frauen Elisa Bethmann, Susanna Meßler und Räthin Goethe. Die berühmtesten Unterzeichner sind Alxinger, der humoristische Leipziger Studienfreund Behrisch, Dalberg in Mannheim, Fürstenberg in Münster, F. H. Jacobi, Christian von Stolberg, Thümmel, Herder, Knebel, Kapellmeister Reichardt und Schlosser in Carlsruhe, Goethe's Schwager, später Frankfurter Syndicus. Der Faust erscheint hier sehr fragmentarisch; das Trauerspiel Stella ist noch ein Schauspiel, indem Cäcilie Sommer die Erzählung vom Grafen von Gleichen praktisch anwendet und den Besitz des Geliebten mit der Heldin des Stückes theilt: „Nimm die Hälfte deß, der ganz Dein ist!" Mit den Worten „Wir sind Dein" endigt das Drama, dem bekanntlich Goethe erst später, auf Schillers Veranlassung, den tragischen Schluß gegeben hat.

— Weigands deutsches Wörterbuch. Das „deutsche Wörterbuch" der Brüder Grimm ist jetzt unter Wilhelms Leitung bis in das D, nämlich bis zu dem Worte Dampfkugel vorgerückt. Die Zeit bis zur Vollendung dieses Nationalwerks ist noch nach Jahren zu bemessen, und das Bedürfniß nach einem kürzeren, handlichen Wörterbuch wird auch nach Vollendung der Grimm'schen Riesenarbeit noch bleiben. In dieser Hinsicht kann allen Freunden der deutschen Sprache, namentlich Lehrern, Weigands „kurzes deutsches Wörterbuch" nicht dringend genug empfohlen werden. Die dritte Auflage desselben erscheint bei Ricker in Gießen in Lieferungen und ist bereits an die Mitte des Alphabets angelangt. In ihm findet man die Wörter deutschen wie fremden Ursprungs, dazu die meisten Eigennamen nach Aussprache, Betonung, Begriffsbestimmung und Etymologie klar und präcis erklärt; auf das Mittel- und Althochdeutsche ist durchgängig, auf die Mundarten überall, wo es eine Aufklärung geben kann, Rücksicht genommen. Unter den Schriftstellern wird, mit richtiger Auffassung, Goethe mehr als alle anderen citirt; auch finden wir viele Nachweisungen aus Luther und Hans Sachs, sowie aus der für die entwickelte Triebkraft unserer Sprache so wichtigen Sturm- und Drangperiode; Bürger, Voß, Klinger werden häufig angeführt. In den leider so häufigen orthographischen Streitfragen kann Weigand als Autorität gelten. Dieser gründliche und gewissenhafte Forscher ist schon Manchem, dessen Name berühmter wurde, durch treue Beihülfe nützlich geworden, während er selbst im Hintergrunde blieb. Bei dem vorliegenden Unternehmen scheint er uns aber in der Bescheidenheit und Pietät zu weit gegangen zu sein, indem er das Werk betitelt: „Friedrich Schmitthenners kurzes deutsches Wörterbuch, völlig umgearbeitet von Dr. Friedrich Ludwig Karl Weigand." Schmitthenner war ein geistvoller, flüchtiger Dilettant; der Herausgeber dagegen ist ein Mann, der seit vielen Jahren der deutschen Wissenschaft die äußerste Hingebung widmet. Möge denn im vorliegenden Falle einmal das ächte Verdienst anerkannt werden und „Weigands Wörterbuch" bald in jeder Schul- und Hausbibliothek seine Stelle finden.

— Novellen von Paul Heyse. Paul Heyse, der Dichter der „Urika", der „Hermen", des „Meleager" 2c. 2c., gehört bekanntlich zu den jüngst aufgeschossenen Gipfelchen unseres kahlen heutigen Parnaß. Auch der vorliegende kleine Novellenkranz hat bereits in den schöngeistigen Kreisen entschiedenes

Glück gemacht. Unstreitig besitzt der Verfasser Talent; namentlich zeigt er einen fein combinirenden Verstand und eine leichte zierliche Pinselführung, und die erste dieser Novellen, „Die Blinden“ betitelt, darf wohl zu den geistreichsten und entsprechendsten novellistischen Seelengemälden gezählt werden, die uns in letzterer Zeit geboten worden sind. Aber eine bedeutende und vielversprechende Erscheinung, wofür man ihn erklärt hat, eine wahrhaft dichterische Natur vermögen wir darum in Herrn Heyse doch nicht zu erkennen. — Die vier Novellen, welche das Bändchen enthält, sind von sehr ungleichem Werth und zum Theil nur skizzenhaft behandelt. „Marion“, die zweite derselben, ist eigentlich nur eine in etwas gezwungenem Ton erzählte Anekdote aus den Tagen der französischen Trouvères, welche der Aufnahme in diese Sammlung gar nicht werth war. Die dritte Novelle „La Rabbiata“, eine Volksgeschichte von der neapolitanischen Küste, ist in der starkgewürzten französischen Manier gehalten. Ihre Katastrophe hat uns einiges Bedenken erregt. Die trotzköpfige spröde Heldin, Laurella, von ihren Bekannten la Rabbiata genannt, macht sich nämlich dadurch von ihrem sie bedrängenden Geliebten los, mit dem sie in seiner Barke allein auf dem Meere schwimmt, daß sie ihm in die Hand beißt. Es ist ein ganz ernstlicher Biß; denn sie hat dem jungen Mann damit eine tiefe Wunde beigebracht, der Boden des Kahns wird von dem heftig strömenden Blute roth und die Hand, an welcher man noch später „deutlich die Spuren von Laurellas Zähnen unterschied“, ist bald stark angeschwollen. Wir müssen gestehen: unser Geschmack ist zu altfränkisch, als daß wir nicht an solchen blutrünstigen Situationen Anstoß nehmen sollten. Wir denken, ein junger deutscher Poet hätte wohl Anderes von jener zauberischen Küste, wo der „Aether duftend ohne Wolken schwebt“, mitheimbringen sollen, als diese étude. Eine ziemlich unedle Situation scheint es uns auch, wenn in der letzten Novelle, betitelt „Am Tiberufer“, ein junger Mann in der winterlichen Campagna einen Kampf mit wilden hungerwüthigen Hunden besteht und nahe daran ist, von den abscheulichen Bestien zerrissen und verspeist zu werden. In allem Dem bekundet sich jener Mangel an reinem und richtigem Sinn, den wir bei unserm jüngern Poetennachwuchs so vielfach zu beklagen haben. *A.*

— Der erste Rang in Stadt und Theater. Bei Gelegenheit der Vermiethung von Logenplätzen in unserem neuen Theatersaal sind von Seiten der hier wohnhaften haute volée Klagen vernommen worden, daß sie an den Logenplätzen ersten Ranges nicht in hinlänglichem Maß betheiligt worden. Wir glauben nicht, daß eine derartige Bevorzugung, wie sie hier gewünscht wird, zu den Pflichten der Gastlichkeit gehört. Wir können nicht sagen, daß sich unsere Gäste höheren Ranges in der letzten Reihe von Jahren gegen die in unserer Stadt bestehenden künstlerischen und wissenschaftlichen Anstalten besonders freundlich bewiesen hätten. So ist zum Beispiel das Museum das einzige Institut in unserer Nähe, wo man Musikwerke wie die Symphonien von Beethoven, Schubert, Mozart und andere mit vollem Orchester aufführen hört; alle gebotenen Genüsse konnten aber die haute volée nicht veranlassen, einige aristokratischen Vorurtheile zu überwinden. Vereine wie der physikalische und geographische, die sich der dankenswerthen Mühe unterziehen, die Resultate der Wissenschaft dem Gebildeten zugänglich zu machen, sind ebenfalls von jener Seite nie gefördert worden. Beim Theater selbst hat, außer den bekannten Mißständen, die Lauigkeit, ja die Ungunst derselben Kreise viel dazu beigetragen, es in eine kritische Lage zu bringen. Und was das Schlimmste ist: die Nachahmungssucht, der Wunsch, in den von oben angegebenen Ton einzustimmen, hat uns aus der Bürgerschaft selbst vortreffliche Kräfte entzogen. Julius Cäsar wollte lieber der Erste im kleinsten Nest, als der Zweite in Rom sein. Unsere hohe Bank und Kaufmannschaft hat aber nicht so gedacht; und doch stand die Frage nicht so grell, wie die Freunde Cäsars sie aufstellten. Es ist wahrlich nicht zu viel verlangt, daß ein einflußreicher Frankfurter es schöner finden soll, bei freiwilligen bedeutenden Unternehmungen mit an der Spitze der Bürgerschaft zu stehen, als sich im Schweife der haute volée nur so mitzubewegen. Der brave Bürger eines Freistaates, wenn er sich in größeren Kreisen bewegt, ist dessen hauptsächlich um der Ehre willen froh, die auf seine Gesammtheit zurückfällt. Besser ist es, seiner Vaterstadt ein selbstständiges, nützliches Licht sein, als sich in fremdem Glanze sonnen. Je concentrirter man den engeren Kreis vertritt, um so bedeutender wird man auch nach außen hin. So sind Bethmann in Frankfurt, Smidt in Bremen, und andere Reichsstädter berühmt geworden. Laßt uns, auf eigenen Füßen stehend, unsere Einrichtungen würdig hinstellen und den Ruhm bewähren, daß wir Gastrecht und Hausrecht zu vereinigen wissen.

— Ein deutsches und ein englisches Kinderlied. Vor achtzig Jahren dichtete der gute Matthias Claudius ein Kinderlied, das ganz den überschwellend menschenfreundlichen, kosmopolitischen Ton hat, der sich bei den Jünglingen und Männern jener Epoche in Prosa und Versen kund gab. Der berühmte Uebersetzer Bode theilte es einem Engländer mit, dem es so wohl gefiel, daß er eine Bearbeitung für die britische Jugend versuchte. Doch mußte schon bei dem ersten Versuch Manches von dem Wesen des Liedes, von seiner innigen Wärme, wie von seiner abstracten Allgemeinheit geopfert werden. Gleichwohl erhielt es sich in mehrfachen, vom Ursprung immer sich entfernenden Lesarten. Wir wollen Einiges aus den jetzt verbreiteten Strophen mit dem Gedicht des „Wandsbecker Boten“ vergleichen; solche kleine Züge sagen oft mehr als ganze Abhandlungen. Claudius hebt an:

Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin! bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe.

Das Kind in England spricht oder betet:

I thank the goodness and the grace
Who on my birthday smiled
And made me in these christian days
A happy english child.

Zu deutsch etwa:

Ich dank' der Mild' und Gütigkeit,
Die mir geworden sind,
Zu sein in dieser Christenzeit
Ein freies Britenkind.

Die Segnung wird nun ins Einzelne ausgeführt; das Kind dankt Gott, daß es in keinem unfreien Lande geboren ist (I am not born a little slave) und nicht als der Sproß einer heidnischen Nation, etwa als ein Zigeunerkind das Licht erblicket hat (I am not born a gipsy child). In entsprechender Weise hatte Claudius den Freudenspruch der ersten Strophe genauer ausgeführt; nur dankt er Gott „mit Saitenspiel“, daß er kein König geworden ist, um durch Schmeichler zu verderben, und daß er kein reicher Mann ist, noch es werden wird. Mit diesen Versen steht das Lied in vielen unserer Jugend-Lesebücher. Auch Klopstock fand bei Vergleichung der Deutschen mit den Engländern, daß wir nicht reich und nicht stolz sind, und daß dieser Umstand uns vor ihnen einen Vorzug gibt.

— Verse von Nicht-Dichtern. Unter den Meistern des Gedankens, denen es von der Natur nicht vergönnt war, sich metrisch auszudrücken, werden zumeist Kant und Jean Paul angeführt. Bei dem Letzteren wird diese auffallende Unfähigkeit durch den Mangel an Gefühl für reine und schöne Form erklärt, welches von dem reichen Stoff, den ihm Geist und Phantasie zuführten, fast erdrückt wurde. Auch Börne wird oft genannt, dem freilich, wie seine Urtheile über Goethe, Schiller und Uhland beweisen, der Sinn für Intuition und Gestaltung fehlte und dem daher das innere Wesen der Poesie nicht aufgehen konnte. Gleichwohl gibt es Verse von jedem dieser drei berühmten Schriftsteller. Kant soll deren fünf abgefaßt haben, sämmtlich Denk- und Lobsprüche auf bekannte Personen. Das folgende sehr charakteristische Sinngedicht scheint als Grabschrift für den Königsberger Professor Lilienthal gedacht zu sein:

Was nach dem Leben folgt, deckt tiefe Finsterniß,
Was uns zu thun gebührt, des sind wir nur gewiß.
Dem kann, wie Lilienthal, kein Tod die Hoffnung rauben,
Der glaubt, um recht zu thun, recht thut, um froh zu glauben.

Hegel schrieb zur Zeit seines Aufenthaltes in Frankfurt ziemlich viele Verse, die sich freilich fast nur durch die abgesetzten Zeilen von seiner Prosa unterscheiden. Dagegen haben die Gedichte, die Schelling unter dem Namen Bonaventura veröffentlichte, einen nicht geringen Werth; eine Ballade in Terzinen „die letzten Worte des Pfarrers von Drottning“ hat selbst in Schulbüchern Verbreitung gefunden und scheint auf ähnliche, bekanntere Dichtungen von Chamisso eingewirkt zu haben. — Von Börne kennt man den Denkvers, den er in das Fremdenbuch von Küßnacht beim Vierwaldstättersee eintrug; wir theilen die zwei ersten Strophen mit, die für sich ein vollendetes Epigramm von scharfem Klange bilden:

Er nahm einen großen Bogen,
— 's war keiner von Papier, —
Er hat aus dem Köcher gezogen
Kein Federlein wie wir.
Mit feigem Protestiren,
Mit unterthän'ger Bitt'
Wollt' er nicht Zeit verlieren,
Traf gleich die rechte Mitt'!

Jean Paul soll nur einmal ein Distichon gewagt haben. Es geschah, als in einem befreundeten Haus (in Hanau oder Offenbach) bei seinem Eintreten um die Abendstunde eine Dame ihr Arbeitskästchen entfernte, weil sie es für unschicklich hielt, in seiner Gegenwart sich mit Nähen und dergleichen abzugeben. Er schrieb auf ein Blatt, das im Kästchen lag:

Scheue die Arbeit nicht; wer weiß, ob nicht auch bei Blumen
Stille Arbeit allein Düfte den Blättern entlockt?

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 6. Frankfurt a. M., den 10. November 1855.

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.
Bemerkungen über höhere Töchterschulen. Von Th. C.
Dramen aus und nach dem Spanischen. Von Ludwig Braunfels.
Das Stabat mater.
Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach: Geschichten, Märchen und Sagen für die Jugend. — Bilder von Scholl und Engel im Städel'schen Kunstinstitut. — August Boden's gesammelte Schriften. — Soll in Büchern und Zeitschriften künftig der Druck in lateinischen Lettern statt in den bisher üblichen sogenannten deutschen eingeführt werden? — Hundeshagens Nibelungenhandschrift. — Urtheile römischer Geschichtschreiber über den Charakter der Gallier. — Dramaturgisches u. s. w.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Viel häufiger als es die Menschen gewöhnlich gewahr werden, steht das bedeutsame innere Erlebniß, auch wenn es völlig neu und fremdartig in den Kreis unseres Daseins eintritt, doch im nächsten Zusammenhang mit früheren Zuständen unseres Gemüths; ja, es gewinnt erst dadurch die wahre Bedeutung für uns, daß wir uns schon lange zuvor ähnlichen Stimmungen hingaben, als wenn eine höhere Absicht uns darauf habe vorbereiten wollen, um gleichsam am Spiele der Fantasie zu erproben, was später als höchste Wahrheit unser Herz erfüllen und bewegen soll.

So war auch für Elisabeth Textor und deren Freundin Susanna von Klettenberg der Eindruck, den die Erscheinung des Kaisers im Dome und sein leidvolles Aussehen in ihnen zurückgelassen hatte, ein Ereigniß, das sich wunderbar schnell in den jungen Herzen mit einer früheren ähnlichen Empfindung zusammenfand und so die Fortsetzung von dieser aus der Welt der Fantasieen in die der Wirklichkeit bildete.

Ein altes kleines Oelgemälde ohne besonderen künstlerischen Werth, das einen jungen Mann mit blassen kränklichen Gesichtszügen in der vornehm bürgerlichen Tracht der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts darstellte, war seit Langem für die Kinder und deren Freunde der Gegenstand der Vorliebe und Theilnahme gewesen; und Elisabeth besonders fühlte sich von früh auf zu dem „kranken Königssohn" hingezogen, wie Alt und Jung das kleine Bild nannte, das in einer abgelegenen Kammer des oberen Stockwerks einsam an der Wand hing und von dem eigentlich Niemand wußte, wie es ins Haus gekommen und wer ihm diesen vornehmen Titel gegeben habe.

Schon von mancher rührenden Geschichte, manchem anmuthigen Märchen war der „kranke Königssohn" der gefeierte Held geworden, und die kindliche Fantasie ermüdete nicht, seine mythische Gestalt stets mit neuen wunderbaren Sagen und Schicksalen zu umkleiden, wozu die stille Melancholie seiner sanften Züge immer wieder anregte. Daß hierbei die Gegensätze zwischen einer hohen königlichen Abkunft und späteren schrecklichen Leiden und verhängnißvollen Verkettungen stets eine Hauptrolle spielten, verstand sich fast von selbst in einer Zeit, die sich bei all ihren trostlos nüchternen Anschauungen doch durch einen vorherrschenden Zug zum Abenteuerlichen und Mysteriösen characterisirte und deren Erfindungen auf dem Gebiet der Romantik noch so arm waren, daß sie meistens das heidnische Alterthum im barocken Verein mit der christlichen Märtyrergeschichte darstellten und sich allenfalls noch bis zum deutschen Mittelalter mit seinen unterirdischen Burgverließen, seinen unheimlichen Folterkammern, seinen eingemauerten Nonnen und geraubten oder durch Gift zum langsamen Hinsiechen verurtheilten Prinzen verstiegen.

Auch der „kranke Königssohn" war ein solcher Schicksalsprinz; auch ihn hatten feindliche Hände frühe schon aus dem Königspalast geraubt; oder eine böse Fee, weil sie nicht wie andere Feen zum Tauffest geladen worden, rächte sich später dafür an dem armen Prinzen, indem sie ihn durch einen Zaubertrank in Liebe zu einer armen Hirtentochter entbrennen machte, die doch nimmer sein eigen werden durfte. Oder arme Prinz — und das war die jüngste und letzte Geschichte, die Elisabeth den Geschwistern erzählte — war, als er kaum König geworden, von einem übermächtigen Feinde, der nach seiner Krone trachtete, bekriegt worden, hatte in der Kleidung, in der ihn der Maler dargestellt, aus seinen Landen entfliehen müssen, und irrte nun wie ein Geächteter allein und ungekannt in der weiten Welt umher, überallhin verfolgt von geheimen Feinden, die ihm nach dem Leben trachteten und sich wie unsichtbare Dämonen an die Sohle des schuldlosen Flüchtlings hefteten. Nirgends fand er einen mannhaften Vertheidiger für sein gutes Recht, nirgends eine Freistätte, die ihn seinen schrecklichen Feinden für die Dauer verbarg; bei jedem Bissen Brod, den ihm das Mitleid reichte, schauderte er vor dem Gedanken an die Möglichkeit einer Vergiftung; bei jedem Labetrank sah er auf dem Grunde des Bechers das wilde, mit der geraubten Krone seiner Väter geschmückte Haupt des unversöhnlichen Feindes, — ach! er war sehr unglücklich, dieser arme, junge, landesflüchtige König, trug vielleicht schon das verzehrende Gift in seinen Adern, und kein Herz in der Welt schlug mehr in Treue und Hingebung für ihn, Verrath und Tücke lauerten auf jedem seiner Schritte, und der in goldner Wiege Geborne hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legen konnte.

Nur Elisabeth und ihre Freundin Susanna standen ihm, wenn auch bloß in seinem Bilde, gleich zwei treuen Schwesterseelen zur Seite, sie weinten mit ihm, sie trösteten ihn und oft saßen sie stundenlang bei ihm in der einsamen Kammer; wenn es dann auch nicht immer der „kranke Königssohn" und sein trauriges Schicksal war, wovon sie sich unterhielten, so waren's dafür andere Männer, bald dieser bald jener, und zuweilen selbst irgend ein schönes interessantes Original ihres Kreises, über das sie sich ihre Herzensmeinung austauschten.

In letzter Zeit jedoch zeigte Susanna Klettenberg nicht mehr das lebhafte Interesse für das kleine Bild, wie in früheren Tagen; wohl aber nahm sie es auch jetzt noch zum Vorwand traulicher Herzensergießungen, wenn sie ins Textor'sche Haus kam und gerne mit der Freundin allein sein wollte. Zwar dem „kranken Königssohn" schenkte sie kaum noch einen flüchtigen Blick; aber dafür erfuhr Elisabeth, daß die empfindsame Susanna einen jungen Mann auf's Zärtlichste liebe, der weder ein gemalter Prinz noch ein landesflüchtiger König war, sondern ein sehr liebenswürdiger und einnehmender Patriziersohn, dessen schöne Gestalt und leichtbemerkbare Selbstgefälligkeit ihm in der Frankfurter Gesellschaft den Beinamen „Narciß" verschafft hatte; gewiß ein Name, der schon um seiner mythologischen Beziehung willen in einem jungen schwärmerischen Mädchenherzen ganz andere Gedanken erweckte, als ein Bild, das gar keinen eigentlichen Namen hatte und im Grunde ebenso gut einen kranken Kaufmannssohn wie einen kranken Prinzen vorstellen konnte.

Narciß hingegen — oder vielmehr Herr von O. — brauchte diesen Nimbus der Romantik nicht; er war ein junger Mann, und noch dazu ein sehr schöner junger Mann von feiner Weltbildung und äußerst einnehmenden Manieren, der sich bereits als Publicist und in der diplomatischen Laufbahn einigen Ruf erworben hatte. Als angenehmer Gesellschafter und talentvoller Kopf, dem eine glänzende Carrière bevorstand, im Hause des Schöff von Klettenberg auf dem Bockenheimer Wall mit großer Freundlichkeit aufgenommen, hatte er hinter der Eltern Rücken mit Susanna ein Liebesverhältniß angeknüpft und das geistvolle liebenswürdige Mädchen durch seine gewinnende Persönlichkeit dergestalt für sich eingenommen, daß sie bald in ihm das vollendete Ideal eines Mannes erblickte; während andere Leute, deren Zahl wahrlich nicht gering war, keine so hohe Meinung von ihm und seinem Character hegten und ihm besonders jedes tiefere schöne Gefühl geradezu absprachen.

Es war zum Erstenmal, daß Elisabeth einen Blick in das reizende Mysterium der Liebe that, und weil ihre Freundschaft zu Susanna eine so ungemein innige war, nahm sie bald an dem Geheimniß einen so lebendigen Antheil, daß sie sich fast nicht minder für den schönen Narciß interessirte wie diese selber.

Hätte sie sich in ihn verliebt, sie hätte kaum mit größerer Theilnahme und Begierde jede auch die kleinste Nachricht von ihm aufnehmen können; und doch war es weniger seine Person, was ihr dieses Interesse einflößte, als vielmehr die ihr ganz neue Art und Weise, womit die beiden Leutchen ihre Herzensgeschichte betrieben. Das Geheimniß, welches diese stillverschwiegene Liebe umwebte, wie ungleich reizender noch als die Liebe selber dünkte es ihr; und wie pedantisch, wie alltäglich erschien ihr dagegen der gewöhnliche Gebrauch, erst bei Vater, Mutter und allen Vettern, Muhmen und Basen der Familie herumzufragen, ehe das künftige Brautpaar sich anzublicken wagte. Da waren doch Susanna und ihr Narciß viel klügere Menschen! Die bedurften zu ihrer glücklichen Liebe keiner anderen Autorität, als die ihrer Herzen, und genossen obendrein das reizende Vergnügen, sich zu jedem Rendezvous durch alle möglichen Hindernisse und Gefahren hindurchzuarbeiten und jede Schäferstunde der neidischen und engherzigen Welt gleichsam hinwegzustehlen.

Ach, was sind alle herkömmlichen und mit Fleiß einstudirten Formen, was sind die salbungsvollen Gratulationen, die wohlgesetzten Tischreden und wie all der rhetorische Apparat bei Verlobungsfesten heißen mag, gegen das einzige Wörtlein „Ja" sobald es aus freier Entschließung und Herzensneigung kommt und kein Zwang, keine elterliche Autorität es auspreßt! — Schon war es auch für Elisabeth ein unerträglicher Gedanke, dermaleinst einem Manne die Hand für's Leben reichen zu sollen, der in Allem so geartet wäre, daß man ihr ihn ohne Widerspruch gönnen sollte. Gewiß, Susanna's Narciß war nicht nach dem Geschmack ihrer Eltern und Anverwandten, galt in den Augen des strengen Vaters kaum für mehr als einen Sansfaçon; während die Mutter und Tante Loen unverholen ihre Entrüstung darüber aussprachen, daß dieser leichtfertige Mensch in einem so honneten Hause wie dem Klettenbergischen, Zutritt gefunden habe.

Und doch, wie zärtlich liebte nicht Susanna denselben Menschen, wie rührend klang nicht ihre Klage über die böse Welt, die ihren herrlichen Narciß verleumdete, und wie begeistert wußte sie ihn nicht zu vertheidigen!

Gewiß gibt es für ein junges, unerfahrenes Mädchen neben der blinden Schwärmerei des eigenen Herzens keinen gefährlicheren Feind als die Mitwissenschaft an dem verschwiegenen Liebesverhältniß dritter Personen. Was Jene an Noth und Gefahren zu erdulden haben, was ihnen Freudvolles und Leidvolles aus diesem Conflict mit Welt und Familie erwächst, selbst die kleinen Mißverständnisse untereinander, das Schmollen hier, das Grollen dort — Alles das wird für die vertraute Seele zum eigenen Schicksal und eine lebhafte Fantasie, ein leicht erregbares Gefühl empfängt daraus eine Menge froher und trauriger Veranlassungen, sich im eignen Inneren umzusehen, ohne darum die Dinge der Außenwelt ändern zu können.

Auch auf Elisabeths Gemüthsleben sollte das eigenthümliche Verhältniß zwischen dem Herrn von O. und Susanna von Klettenberg in doppelter Hinsicht von tiefem und entscheidendem Einfluß werden, wenn auch der Adel ihrer Seele und der ihr angeborne schöne Takt des Herzens sie davor bewahrte, dem Beispiel der Freundin nachzuahmen und sich in ein so bedenkliches Verhältniß einzulassen. —

Wir folgen verschiedenen, der Hauptsache nach aber vollkommen übereinstimmenden Nachrichten, wozu die eigenen Bekenntnisse Elisabeths gehören, — deren schriftliche Aufzeichnung freilich erst viel später durch dritte Hand geschah — wenn wir von der Begegnung des schönen Schultheißenkindes mit Kaiser Karl im Dome der Vaterstadt den Zeitpunkt herdatiren, an welchem auch Elisabeth die Erfahrung an sich machte, daß einzelne Akkorde des späteren Lebens lange in uns vorausklingen, bevor die vollen Melodieen durch unsere Seele rauschen und wir den Sinn des dunklen Räthsels erfassen, das so lange unverstanden unser Gemüth in Sehnsucht und Ahnung bewegte.

Das Spiel der Kindheit mit dem „kranken Königssohn" ward zum Ernste beim Anblick des blassen Kaiserantlitzes mit den großen blauen Augen, in deren Wimpern sie noch die Spuren von Thränen entdeckte, — von Thränen, die ein Kaiser geweint!

Von dieser Stunde an war Elisabeth wie umgewandelt und ihr in sich gekehrtes träumerisches Wesen bildete einen so auffallenden Contrast mit ihrer früheren Munterkeit, daß es bald allen ihren Bekannten auffiel. Aber vergebens sah sich die Mutter nach der Ursache dieser sonderbaren Verwandlung um; von dem Verdacht einer geheimen Herzensneigung kam sie bald wieder zurück, als sie gewahrte, wie die Tochter gegen die jungen Männer ihrer Bekanntschaft ohne Unterschied ein so schroffes, kurz angebundenes Wesen beobachtete, daß sie bald Alle von sich abgestoßen hatte, die Vernünftigen den Kopf schüttelten, die Eitlen sich tief verletzt fühlten. Und ebenso machte sie es mit den meisten ihrer seitherigen Freundinnen; ohne irgend eine Veranlassung brach sie langjährige intime Verbindungen ab und war nicht zu bewegen, den Umgang mit dieser und jener Freundin, deren Familie doch mit ihren Eltern in nächster und herzlichster Beziehung stand, ferner fortzusetzen. Sie legte es ordentlich darauf an, die Menschen, die ihr freundlich entgegenkamen, durch ihre Launen von sich abzustoßen, während sie doch andererseits auf die Wahl ihrer Toilette eine Sorgfalt verwandte, die man früher nicht an ihr wahrgenommen hatte. Vergebens suchte die Mutter dem „übermenschlichen" Staat zu steuern; Elisabeth fand merkwürdiger Weise an dem sonst so einfachen Vater einen Vertheidiger ihrer Eitelkeit, weil er der Ansicht war, daß „das Frauenzimmer", wenn es sonst nur gut geartet, auch was Rechtes auf seine äußere Erscheinung halten und sich stattlich herausputzen müsse;

ein Grundsatz, den der alte Herr dadurch practisch bewährte, daß er oft selber mit großer Freigebigkeit den bunten Tand herbeischleppte, wenn er in den Kaufläden irgend ein modisches Stück ausgestellt sah, wovon er der Meinung war, daß es seine Jungfer Aelteste anmuthig kleiden werde. Neben der Freude an seiner schönen stattlichen Tochter war es auch gewiß noch das geheime Vergnügen, seine gute Frau Anna Margaretha durch den Augenschein zu belehren, wie wenig er in einen alten Tagen aufgehört habe, Geschmack an Frauenreiz und Mädchenzier zu haben, wie es denn — wir wollen es nur aufrichtig heraussagen — mit den alten Knaben von damals, was ihre Galanterie anbelangte, ungleich aufrichtiger bestellt war als heutzutage, und das Sprichwort: Alter schützt vor Thorheit nicht, unsern Vorfahren, über deren Perrücken und Haarbeutel wir uns so lustig machen, viel weniger Scrupeln erregte, wie ihren Enkeln auf „überwundenen" Standpunkten.

Aber unser wackerer Herr Stadtschultheiß sprach es gewiß aus der Tiefe eines gesunden lebensfrischen Gemüthes heraus, wenn er auf die eifrigen Protestationen seiner lieben Ehehälfte gegen den unmenschlichen Staat der Tochter seinen letzten Entscheid dahin abgab: Hab' ich doch auch meine Freude an den prächtigen Tulpen, Hyacinthen und Centifolien meines Gartens, warum sollt' ich mein leiblich Gewächs nicht in Rosa und Seidenglanz schöner finden als im Kattunkleid, wenn sein Frühling gekommen und der Wonnemond ihm die Wangen mit Pfirsischblüthe übermalt? — Sei nur still, Alte, fügte er einmal geheimnißvoll hinzu: mir hat's derselbe nämliche Traum schon dreimal gesagt: Aus der Elisabeth wird was Apartes; und darum soll mich auch der Thaler nicht reuen, geschweige denn der gleißende Doppelducat, den ich an das Mädel hänge, wär's auch nur, weil ich sie immer im Traume sehe mit einem Goldstern auf der hellen Stirne, der glitzert so erstaunlich, daß mir, wenn ich schon ein Weilchen nachher wache, noch die Augen davon funken, als hätt' ich auf Salamonis Karfunkel geschaut.

Nach solcher bedeutsamen Erklärung war allerdings an keinen weitern Einwand von Seiten der Frau Stadtschultheißin zu denken; ja, die treue Mutter war nun nicht weniger bereit wie der Vater, der Tochter in ihren Neigungen zu willfahren; denn noch niemals hatte ein Traumgesicht ihres würdigen Eheherrn auf seine Erfüllung warten lassen.

Selbst seine Erwählung zum Stadtschultheißen hatte ihm viele Wochen zuvor ein bedeutsamer Traum angekündigt, warum sollte nicht auch dasjenige eintreffen, was ihm von der Tochter Zukunft geträumt?

Ja, es währte nicht lange, so hatte auch die Frau Stadtschultheißin einen ähnlichen bedeutsamen Traum wie ihr Mann, in dem Elisabeth ihr erschien, zwar nicht mit dem Goldstern auf der hellen Stirne, nach welchem die Mutter vergebens spähte; aber dafür in einem weißen Gewande, von dem es wie lauter Silberschein abwärts niederfiel; auf einmal reichte sie der staunenden Mutter einen herrlichen Knaben mit großen dunkeln Augen; und wie Frau Anna Margaretha des Kindes Antlitz näher betrachtete, sah sie zu ihrem freudigen Erschrecken den funkelnden Goldstern, groß und prächtig anzuschauen gleich einem Flammenkuß, womit die Gottheit eine neue Welt in's Leben ruft — und erwachte.

Von da an stand Elisabeths Jugendtraum unter dem Schutze von den Träumen ihrer Eltern, und Vater und Mutter schienen sich einander das Wort gegeben zu haben, sie nicht ferner mehr darin zu stören.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über höhere Töchterschulen.

Die neueste Lieferung der „Deutschen Vierteljahrschrift" zeichnet sich vor vielen ihrer Vorgängerinnen aus. So bedeutende und anziehende Beiträge für die Kunde der Zeit und des Landes auch diese Cotta'sche Revue schon gegeben hat, sahen wir doch selten in einem ihrer Hefte so viele Artikel, die das lebhafte, unmittelbare Interesse eines größeren Kreises in Anspruch nehmen. Für heute beschäftigt uns ein Aufsatz „wider höhere Töchterschulen". Wir sind weit entfernt, dieser Philippica unbedingt beistimmen zu können. Im Gegentheil vermissen wir bei dem Verfasser einen klaren Gedankengang, sowie die nöthige technische Sachkenntniß und finden diese Mängel durch ein geistvolles, aber oft wildes Reden nicht aufgewogen. Auch verfällt er zu sehr in das Klagen über die jetzige Jugend, über Eitelkeit und Streben nach oben hinaus, sowie er andererseits die guten Tage der früheren Generation anpreist. Diese Klage ist bekanntlich so alt wie die Welt, ist aber erst seit Kurzem in der Literatur zum beliebten Grundton geworden. Wollten wir rückwärts fragen, was unter der guten Familienzeit zu verstehen sei, so würde man wahrscheinlich am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts, also gerade an Deutschlands elendester Epoche, stille halten. Jene Verstimmung geht aus Mißverstand und optischer Täuschung hervor, indem wir bei beginnendem Alter den schönen Glanz, der jede entflohene Jugend als solche umstrahlt, einzig auf die Tage beziehen, die wir als Kinder und Jünglinge durchlebt haben. Das Lob der guten alten Zeit erweist sich fast in jedem einzelnen Fall bei näherem historischem Nachsehen als leer und hohl.

Der Verfasser verwirft das viele Lernen der Mädchen und dringt im Gegensatze dazu auf ächte Lebensbildung. Gewiß mit Recht. Aber wie die Sachen nun einmal stehen, gehört zur Grundlage jeder ächten Bildung, mag man sie noch so frei und einfach auffassen, auch eine gewisse Summe von mittheilbaren Begriffen und Kenntnissen. Der Lehrer und Erzieher hat nun darüber nachzudenken, welche Auswahl die passendste und welche Methode die gesundeste ist. Da doch einmal gelernt werden muß, so hat er in das Lernen der Mädchen Ernst, Redlichkeit und Zusammenhang zu bringen. Er hat dafür zu sorgen, daß die Persönlichkeit im Ganzen rein, sittlich und tüchtig bleibe; daß nicht die bunten Notizenlappen dazu dienen, einen verrenkten Gliederbau nothdürftig zu umkleiden. Wer nicht Lehrer und Erzieher ist, hat es freilich leichter; er darf nur seiner wegwerfenden Laune den Zügel schießen lassen. Das hätte der Verfasser, der doch vor allen Dingen auch w i r k e n wollte, gerechter Weise im Auge behalten sollen. Wir würden dann nicht neben einzelnen Darlegungen, die von ganz vorzüglicher Beobachtung zeugen und schlagende Kraft haben, wieder hie und da eine Litanei finden, zu deren Vollständigkeit nur noch die Klage über das Cigarrenrauchen der Emancipirten fehlt.

Die Literaturkenntniß gehört nicht zur Hausfrauenbildung, und um das Beispiel recht stark zu nehmen, es ist an und für sich nicht nothwendig, daß eine Frau, um der Familie gut vorzustehen, je von Schiller und seinen Gedichten etwas vernommen habe. Diese Wendung beweist jedoch Nichts; die richtige Fragestellung wäre vielmehr: was würde man, unter normalen Verhältnissen, über ein deutsches Bürgermädchen denken, das herangewachsen wäre ohne den Namen Schiller zu kennen? Man würde mit Recht annehmen, daß sie entweder sehr stumpf oder sehr vernachläßigt wäre. Das Grundgepräge ächter Frauenbildung wird immer nur darin bestehen, daß bei der Frau Alles, was sie lernt, in Saft und Blut ihrer Persönlichkeit überzugehen hat, daß diese allein an Anmuth, Sitte und Tüchtigkeit gewinnen soll, daß die Frau nie Etwas deßhalb lernt, um es als äußeren Besitz oder gar als Anhängsel zu behalten und damit des Berufs oder des Glanzes wegen sich zu gebahren. Bleibt dieses Gepräge bestehen, so ist die höchste und schwierigste Auffassung des Lernens für das weibliche Gemüth ohne Gefahr. Wir stimmen dem Ver-

fasser vollkommen bei, wenn er die Seichtigkeit und hochmüthige Ziererei der Töchterschulen an den Pranger stellt und die Eltern thöricht nennt, die ihre Mädchen in Instituten zu eitlen Puppen verarbeiten lassen, statt sie in Haus und Schule naturgemäß aufzuziehen. Das Ungenügende einer encyclopädischen Vielwisserei kann nicht besser dargethan werden, als durch unseres Verfassers feine und vielsagende Bemerkung über das Conversationslexicon. Auch folgender Ausspruch ist durchaus wohlbegründet: „Schickt mir einmal ein Dutzend von den kleinen Demoisellen, die ihren Cursus bei der höheren Pädagogik gemacht haben, ob sie es aufnehmen mit einer Schaar gutgeschulter Mädchen, nicht aus der Anstalt, sondern aus der gewöhnlichen Schule. — Und dies bezieht sich nicht bloß auf Katechismus und Gesangbuch, sondern gerade in jenen höheren Fächern, welche man nur in der Anstalt, im Institut soll lernen können, sind zwar der vornehmen Namen und Titel viele da, von der Sache selbst aber pflegt auch jede Ahnung zu fehlen." Wir haben in vieljähriger Erfahrung diese Wahrnehmung völlig bestätigt gefunden. Sie ist durch zwei Mißstände veranlaßt. Erstens verstehen die Vorsteherinnen der Töchterschulen selten oder fast nie die Kunst, für den Unterricht in den verschiedenen Abtheilungen einen festen, geschlossenen, das Einzelne verknüpfenden Plan aufzustellen, der es unmöglich macht, daß hier zu viel, dort zu wenig geschehe; Institute, an deren Leitung ein gut geschulter Mann betheiligt ist, sind in dieser Hinsicht vorzuziehen. Der zweite Uebelstand liegt in der Anstellung der Lehrer. Oeffentliche Schulen sind auch hierin besser gestellt als Anstalten, die dem Privatvortheil des Unternehmers dienen müssen. Eigennutz ist ein Hauptfehler vieler Directoren und Directricen. Habsucht lauert hinter manchem süßverzogenen Mundwinkel, von dem die „Liebe zur Jugend" und die „Anhänglichkeit an die theuern Zöglinge" wie Syrup herabträuft. Wir sprechen natürlich nicht von den zahlreichen ehrenwerthen Ausnahmen. Ein Gewinn ist den Pensionsvorstehern schon deßhalb zu gönnen, weil sie das Angenehmste eines bürgerlichen Haushaltes, die gemüthliche Abgeschlossenheit und die trauliche Abendstunde entbehren müssen. Tüchtige Lehrer von mittlerem Alter weiß das Institut selten für die Dauer zu fesseln; es stellt daher junge Leute an, die leicht zu haben sind, die aber mit unverdauten Universitätsschrullen ankommen und ihren absueden Most in der Schule ausgähren lassen. Der Eine ist noch voll Kunstgriechenthum, entwickelt den jungen Mädchen in Adolf Stahr's Weise den Unterschied zwischen dem melischen und mediceischen Aphrodite-Ideal und geberdet sich als Winkelmann der Jüngere. Der Andere hat noch Fragmente von Jakob Grimm und Lachmann im Hirn; er vertieft sich in den Mythus der Edda oder plagt die armen Köpfchen mit altdeutscher Wortforschung. Eine dritte moderne Species bilden jene Candidaten, die wie schlaue Abbés sich in die Herzen schleichen, um durch die Kinder auch die Eltern zu gewinnen. Sie haben nichts gelernt und lehren nichts, sondern sie wirken aufs Gemüth, wie man's heißt und tragen das Ihrige bei, den ohnedies faden Brei noch zu verwässern. Seit die Religiosität zur Mode geworden ist, haben die Töchterschulen hie und da eine Schwenkung gemacht, die auch unser Autor nicht unerwähnt läßt. Sie lehren nicht ein klares, gesundes, praktisch-thätiges Christenthum, sondern eine trübe, krankhafte, hochmüthige, unmoralische Christelei. Christelei verhält sich zum Christenthum wie der Quacksalber zum Arzt, wie der Comödiant zum Künstler, wie der Deutschthümler zum Deutschen, wie der Pfaffe zum Priester. — Wir führen die ergötzliche, freilich zu sehr von würtembergischen Landstädtchen entnommene Schilderung an, welche der Anonymus der Vierteljahrschrift vom Entstehen vieler Mädchenschulen entwirft: „Ein Schulamts- oder Predigtamtscandidat kommt aus dem Ausland zurück, wo er mehrere Jahre als Erzieher gewirkt. Dort hat er die Bekanntschaft einer Französin gemacht oder wartet zu Haus eine alte Jungfer von Schwester auf ihn. Da er nun für den Augenblick keine anständigere oder einträglichere Verwendung findet, so unternimmt er es, in seiner Vaterstadt dem vielfach ausgesprochenen Wunsche nach einer höheren Töchteranstalt entgegenzukommen. Die genannten Frauenzimmer stehen ihm theils zur Seite, theils verbindet er sich mit ihnen; weitere Lehrkräfte werden gewonnen, d. h. ein Provisor gibt Clavierunterricht, irgend wer ist bereit, den Zeichnenunterricht zu leiten und die Herren Geistlichen beider Confessionen, wenn so viele da sind, haben die Güte gehabt den Religionsunterricht zu übernehmen. Da die primadonna, die unentbehrliche Französin, da ist und der Herr Entrepreneur sämmtliche übrige Rollen, von der Geographie bis zur Oryktognosie mit Hülfe soufflirender Handbücher selbst zu geben bereit ist, so fehlt von Seiten des Personals nichts mehr. Es wird also das Programm ausgegeben, auf welchem die religiöse und gemüthliche Bildung eine Hauptstelle einnimmt. Drei bis vier respectable Namen, ein Stadtpfarrer, Professor, Oberstudienrath, geben weitere Auskunft und leisten durch ihre Contrasignatur Bürgschaft, daß man auch dieser Anstalt, wie allen ihren Vorgängerinnen, seine Töchter mit aller Ruhe anvertrauen könne."

Es thut uns leid, bei Besprechung dieser Frage nach einer Seite hin tadeln zu müssen, ohne nach der anderen ganz beistimmen zu können. Aber wir dürfen nicht anders; der wichtige Gegenstand kann nur erledigt werden, wenn Jeder, der ihn bespricht, „den Muth einer Meinung hat." Dem besprochenen Aufsatz gebührt unser Dank, insofern er auf das Bedenkliche der Damendressur aufmerksam macht und die Vorzüge der öffentlichen Schule hervorhebt, welche über solidere Lehrkräfte verfügt und den Modethorheiten weniger unterworfen ist. Jede nützliche Bildung beruht mit auf dem wichtigen Grundsatz der Gemeinschaftlichkeit; die geistige Grundlage gewinnt an Werth und an Bürgschaft für's Leben, wo man im Verein mit einer ganzen Generation auf ihr fußt. Von Instituten sollte man die altbewährten, dann aber diejenigen, an deren Leitung ein Mann und zwar ein männlicher Mann steht, bevorzugen. Vor Allem aber soll man nie vergessen, welchen Werth das Haus und die Nähe der Mutter für die Tochter hat, der ein Surrogat nur allenfalls auf einige Zeit zur Stärkung der Selbständigkeit und etwa in solchen Fällen zu Gute kommen kann, wo jener natürliche Anhalt fehlt oder durch besondere Umstände unwirksam gemacht ist. Th. C.

Dramen aus und nach dem Spanischen.

Von Ludwig Braunfels.

Es ist jetzt eine Zeit der Ruhe auf dem Boden deutscher Dichtung, und wenn wir auch Gervinus' Behauptung, daß wir bereits hinter den Tagen der Epigonen stehen, nicht unbedingt unterschreiben mögen, so deutet wenigstens die erwartungsvolle Stille in allen Provinzen der deutschen Muse uns an, daß wir allerdings an jener Grenzlinie angekommen sind, wo der Uebergang sich vorbereitet zu neuen Höhen oder Tiefen, zu einem glorreichen Lenz der Poesie, oder gar zu einem herben Winter, wo man, ruhig am gemüthlichen philologischen Heerdfeuer sitzend, vorzugsweise an der Beschauung des Vergangenen und an Galvanisirungsversuchen zur flüchtigen Wiederbelebung abgestorbener Größe seine Freude haben wird. Unsere Dichter ersten und zweiten Ranges, die alten Selbstherrscher und allzeit Mehrer des Reiches deutscher Poesie, liegen in den Fesseln des Todes oder des schweigsamen Alters, und ihre Nachfolger am Reich haben fast schon aufgehört, für uns einen Ersatz erringen oder erstreben zu wollen.

In solcher Zwischenzeit ist es wohlgethan, wo eingeborne Meisterwerke dem Vaterlande fehlen, unsere leer gewordene Literatur wiederum mit klassischen Dichtungen des Auslandes zu bedenken. Insofern ist es recht, daß Braunfels gerade jetzt seine Sammlung spanischer Dramen erscheinen läßt. Wir werden, sobald dieselbe öffentlich ausgegeben ist, es an einer eingehenden Besprechung nicht fehlen lassen. Für diesmal möge es genügen, einstweilen das Publikum auf dies Buch aufmerksam zu machen.

„Die spanische Literatur, sagt Braunfels in seiner Vorrede, birgt reichere Schätze als irgend eine Europa's, die englische vielleicht allein ausgenommen. Zu einer Zeit, wo eben erst die Britten würdig den Wettkampf mit der Muse des Alterthums begonnen hatten, (Shakespeare bleibt natürlich außer aller Berechnung) hatte Spanien bereits in allen Zweigen der poetischen und prosaischen Literatur das Höchste geleistet. Ein Uebersetzer braucht in dies reiche und tiefe Meer der Poesie nur aufs Ungefähr das Netz zu werfen, und er ist sicher, die edelsten Perlenmuscheln, die wundersamsten Gebilde herauszufischen."

„Die Spanier sind in Allem, was sie schufen, durchaus national. Alles ist spanisch bei ihnen. Der antike Held, der Glaubenskämpe des Mittelalters, der Liebende, der moderne Cavalier, sie alle tragen mit derselben Würde denselben castilischen Mantel, athmen dieselbe Ritterlichkeit, und opfern nur vor zwei Gottheiten, der Ehre und der Liebe, die aber oft mehr Leidenschaft und Eifersucht als inniges Empfinden ist. Aber eben so ureigenthümlich bildet sich der Gegensatz des Erhabenen, das niedrig Komische aus; es ist der andre Pol derselben magnetischen Achse; es ist die einfache Verneinung der spanischen Ritterlichkeit im Bettler, im Narren, im Tölpel, im Schildknappen; es ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, das Affenthum als Zerrspiegel des spanischen Menschenthums. Gerade die Verschmelzung und wechselseitige Durchdringung dieser beiden Gegensätze volksthümlicher Anschauungen ist es, die den Don Quixote zum nationalsten Buch der Spanier und zum vollendetsten Typus ihrer Literatur macht."

Aus der endlosen Mannichfaltigkeit der poetischen Schöpfungen Spaniens heben sich mit scharf gezeichneter Absonderlichkeit die geistlichen Dramen und zumal das Frohnleichnamsspiel hervor. Der Verleger der Braunfels'schen Sammlung hat uns vergönnt, aus dem Vorwort zu derselben die Stelle, in welcher der Uebersetzer jene seltsame mittelalterliche Dichtungsart bespricht, in diesen Blättern abdrucken zu lassen, und wir theilen einige Bruchstücke daraus mit.

Das Auto sacramental.

Calderon's Frohnleichnamsspiel La Cena de Baltasar *) wird den Leser im ersten Augenblick als eine Erscheinung aus einer unbekannten Welt fremdgearteter Anschauungen gemahnen. Doch hoffentlich nur im ersten Augenblicke. Jede ächte Dichtung hat das Recht, von ihrem Leser zu verlangen, daß er sich in ihre Zeit und in die Bedingungen ihres Entstehens zurückdichte, und sie von dem Standpunkte aus betrachte, für welchen sie von Hause aus berechnet war. Um den Sophokles rein zu genießen, muß sich das Gemüth erst mit den Anschauungen erfüllen vom

großen gigantischen Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Und so muß man sich mitten in die heiße, oft hell flammende, nicht minder oft auch gar düster glühende katholische Begeisterung des Mittelalters hineinversetzen, — das Spanien der drei Philippe stand noch mit beiden Füßen auf mittelalterlichem Boden, — wenn man den Gestaltungen der religiösen Dichtungskraft jener Zeiten künstlerisch gerecht werden will. Nur so vermag man aus den poetischen Gebilden jedes Volkes und Jahrhunderts das allgemein Menschliche, ewig Wahre herauszufühlen und nachzuempfinden.

Das spanische Auto nahm seine Stoffe aus dem ganzen Gebiete der biblischen Geschichte. Vorzugsweise aber behandelte es in seinen Darstellungen die Geburt Jesu, (Autos al nacimiento) und vor Allem jene prophetischen Beziehungen auf Abendmahl und Wandelung, welche man in die Schriften des alten Testamentes hineinzudeuten liebte. Die Autos des letzteren Inhaltes (Autos sacramentales) fanden durch geistlichen Einfluß die allgemeinste Verehrung; und man mag sagen, daß in ihnen die castilische Poesie ihr erhabenstes Weihefest begangen hat.

Im Gegensatze zu den übrigen Autos herrscht im Auto sacramental das Allegorische vor. Immer wird der Handlung, selbst wenn sie von geschichtlichen Begebenheiten getragen wird, noch eine tiefere symbolische Deutung unterlegt; oft aber ist sie schon von Haus aus nichts weiter als eine Allegorie. Die Personen sind entweder ausschließlich, oder doch in der Mehrzahl Verköperungen religiöser oder moralischer Begriffe. Welchen Inhaltes aber auch die Handlung und welcher Art die Personen seien, in allen Fällen muß sich das Auto sacramental zur innigsten Beziehung auf das Abendmahl entwickeln; es muß sich so zuspitzen, daß Ziel und Ende des Stückes immer die Verherrlichung des Geheimnisses der Wandelung sei. Somit gehören die Autos sacramentales zur Gattung der Moralités, denen man vorzugsweise in Frankreich hold war; während die übrigen Arten der Autos sich nicht von den Misterien unterscheiden, in welchen das Mittelalter die biblischen Geschichten dem Volke zur lebendigen Anschauung zu bringen gewohnt war.

Das Auto sacramental verfolgt den höchsten Zweck, der dem gläubigen Katholiken in den innigsten Weihestunden vorschweben kann; es sucht die tiefsten Geheimnisse der Religion künstlerisch darzustellen, und webt in den Schleier, der das ewig Unbegreifliche verhüllt, die duftigsten tropischen Blumen einer ungeheuerlichen fremden, aber doch in ihrer Heimath vollberechtigten Poesie.........

Es ist vielleicht die nationalste Schöpfung des poetischen Geistes der alten Spanier. Niegends haben überhaupt die „geistlichen Spiele" solche künstlerische Abrundung gewonnen, wie auf der glaubenseifrigen Halbinsel, die das Ritterthum für die katholische Lehre nicht nur mit dem Schwerte des Wortes und dem Feuer des Geistes, sondern auch mit körperlichen Waffen zu üben für höchste Pflicht hielt. Die Autos waren dem spanischen Volk Symbole seiner welthistorischen Bestimmung; jedes dieser unzähligen Religionsdramen, die man jährlich in Städten und Städtchen der frommen Schaulust bot, war zugleich ein Kampf mit Feuer und Schwert gegen Sünde und Unglauben; und Religion und Poesie gingen in den Gluthen der Begeisterung in einander auf.

Die Autos wurden lange Zeit in den Kirchen aufgeführt; erst mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts untersagten Gesetz und Sitte die Benutzung der geweiheten Orte zu solchen Zwecken. Seitdem wurden die Autos auf öffentlichen Plätzen dargestellt, dem rechten Ort, in der That, für das rechte Volksschauspiel. Ein Gerüste ward zur Bühne aufgeschlagen; als Hintergrund und Nebenseiten dienten hohe Karren, die, mit Vorhängen bedeckt, zugleich als Ankleidezimmer der Schauspieler benutzt wurden, und dergestalt Bühne, Coulissen und Garderobe waren: ächte Thespiskarren fahrender Komödianten, die durch die Straßen hindurch lange Reihen begierigen Volkes nach sich zogen bis zu irgend einem großen Marktplatze, wo das fromm vergnügliche Schauspiel unter der brennenden Sonne Spaniens auch eine Art gottesdienstlichen Opfers vorstellte. Die Darsteller waren in die Karren vertheilt, traten aus denselben auf das Gerüste hervor, und nahmen dahin wieder ihren Abgang. Wollte man Neben- oder Hintergemächer dem Blicke öffnen, oder sollten besondere Erscheinungen vorgeführt werden, so wurden die Vorhänge von einem oder mehren Karren zurückgeschlagen; und in solcher naiven Weise konnte man die Bühne beliebig nach drei Seiten hin erweitern.

Um so reicher der Gehalt der Dramen, um so weniger war man auf die äußerliche Nachhülfe der Dekorationen, auf das den wahrhaft poetischen Genuß oft störende Beiwerk bedacht; und wie für die Autos, galt ganz das Gleiche für alle andere Gattungen der spanischen Bühnendichtung.

---

*) Wir haben aus diesem „Festmahl des Belsazer" eine Probe in Nr. 4 dieser Blätter mitgetheilt.

Stabat mater.

(1198.)

Das Stabat mater, wie man nach den Anfangsworten des Gedichtes gewöhnlich jenen erhabenen elegischen Hymnus der katholischen Kirche zu nennen pflegt, der das Gefühl des Christen beim Anblick der „schmerzenreichen Mutter“ unter dem Kreuze des Sohnes in so tief und innig ergreifender Weise ausspricht, stammt aus jener wunderbaren, äußerlich und innerlich bewegten Zeit, der, wie das Mittelalter überhaupt, so unter Anderm auch der Marienkultus zum großen Theil seinen transcendentalen Inhalt verdankt. Der unbekannte Dichter wußte darin das vorherrschende Gefühl der Christen in jener Zeit in so würdigem und vollkommenem Gewande wiederzugeben, daß sein Hymnus von der Zeit an die Kirche durchdrang und die Tonmeister sich beeiferten, ihn auf den Schwingen des Gesanges in die Herzen der Christen zu tragen. So entstanden die herrlichen Kirchengesänge Palestrina's und Pergolese's, die mit der Macht religiöser Begeisterung Jeden ergreifen müssen, der in seinem Herzen der Religion und der Kunst einen Tempel gebaut hat. Auch Rossini, der mit Recht gefeierte Meister unsrer Zeit, hat diesen Hymnus zu seinem Schwanengesange gemacht, und wenn sein Werk auch nicht der Erhabenheit und religiösen Innigkeit jener alten Meisterwerke nahe kommt, so ist es doch ausgestattet mit dem Zauber neuerer Harmonien, mit einer Fülle reizender Melodien und mit einer reichen und edeln Instrumentation. Man hat es bei seinem Erscheinen (1840) von allen Seiten mit großer Freude begrüßt und bewundert. Und daß der Eindruck kein ganz vorübergehender war, hat die erneuerte Aufführung desselben in dem zweiten Theaterconcerte bewiesen, die bei Allen eine wohlthuende Wirkung hervorrief. Wünschenswerth wäre es gewesen, den Text des Hymnus mit einer der Uebersetzungen, deren es so viele gibt, vor Augen zu haben. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen eine der neuesten Uebertragungen geben, die auf den Wunsch des verstorbenen Capellmeisters Guhr bei der ersten hiesigen Aufführung der Rossini'schen Musik gemacht wurde.

Stabat mater dolorosa Juxta crucem lacrymosa, Dum pendebat filius: Cujus animam gementem, Contristantem et dolentem Pertransivit gladius.	Unter'm Kreuz die schmerzenreiche Mutter stand, die thränenbleiche, Da der Sohn am Kreuze hing: Durch die Seele, die beschweret Tiefer Kummer, Gram verzehret, Jetzt ein schneidend Schwert ihr ging.
O quam tristis et afflicta Fuit illa benedicta Mater unigeniti! Quae moerebat et dolebat Et tremebat, cum videbat Nati poenas inclyti.	O wie traurig, gramgebadet War sie, die so hoch begnadet, Die den Eingebornen trug! Zitternd fühlte sie im Herzen Bei dem Anblick Todesschmerzen, Wie die Sünd' der Welt ihn schlug.
Quis est homo, qui non fleret Christi matrem cum videret In tanto supplicio? Quis non posset contristari, Piam matrem contemplari, Dolentem cum filio?	Wer ist Mensch, der nicht beweinet Christi Mutter, die erscheinet Tief gebeugt von solcher Noth? Hat nicht herzlich Mitbedauern Bei der frommen Mutter Trauern, Wie sie fühlt des Sohnes Tod?
Pro peccatis suae gentis Vidit Jesum in tormentis Et flagellis subditum. Vidit suum dulcem natum Moriendo desolatum, Dum emisit spiritum.	Für die Sünden seiner Brüder Sah sie Jesum sinken nieder Unter Martern, Geißelschlag. Sah des süßen Sohnes Leben Gottverlassen hingegeben, Da das Aug' im Tode brach.
Eja, mater, fons amoris! Me sentire vim doloris Fac, ut tecum lugeam! Fac, ut ardeat cor meum In amando Christum deum, Ut sibi complaceam.	Ach, hilf, Mutter, Quell der Liebe, Daß ich ganz des Schmerzes Triebe Fühle, wie er dich durchwühlt! Daß mein Herz von Liebe brenne In ihm, denn ich Gottsohn nenne, Und es seine Gnade fühlt.
Sancta mater, istud agas: Crucifixi fige plagas Cordi meo valide; Tui nati vulnerati, Tam dignati pro me pati, Poenas mecum divide!	Heil'ge Mutter, triff mit Schlägen, Wie sie Ihn auf Kreuzes Wegen Trafen, mir zum Heil mein Herz; Der's werthhielt für mich zu sterben, Laß mich seine Wunden erben, Gib mir Theil an seinem Schmerz!
Fac me vere tecum flere, Crucifixo condolere, Donec ego vixero! Juxta crucem tecum stare, Te libenter sociare In planctu, desidero.	Laß mit Dir mich innig weinen, Beim Gekreuzigten erscheinen Klagend, bis die Seel' entfleugt. Mit Dir an dem Kreuz zu stehen Ist mein Sehnen, aufzusehen Zu dem Sohne, gramgebeugt.
Virgo, virginum praeclara, Mihi jam non sis amara: Fac me tecum plangere! Fac, ut portem Christi mortem, Passionis fac consortem Et plagas recolere.	Jungfrau, aller Jungfraun Ehre, Sei mir gnädig und nicht wehre, Daß ich fühle Deinen Schmerz! Christi Tod mit Dir zu tragen, Fühlen, wie er ward geschlagen, Diesen Lohn empfang mein Herz.
Fac me plagis vulnerari, Cruce hac inebriari Ob amorem filii; Inflammatus et accensus Per te, virgo, sim defensus In die judicii.	Laß durch Wunden mich gesunden, Liebetrunken, ganz umwunden Von des Sohnes Liebe sein. Schamdurchglühet, schuldbefangen, Laß mich, Jungfrau, Gnad' erlangen An dem Tag der letzten Pein.
Fac me cruce custodiri, Morte Christi praemuniri, Confoveri gratia! Quando corpus morietur, Fac, ut animae donetur Paradisi gloria!	Laß des Kreuzes Schutz und Segen, Christi Tod mich dann umhegen, Hüll' mich in der Gnade Schein. Wann der Leib zu Staub geworden, Führ' die Seel' durch Himmelspforten In das Paradiese ein.

Feuilleton.

— **Geschichten, Märchen und Sagen für die Jugend.** Bei dem bevorstehenden **Einkauf von Weihnachtsbüchern für die Jugend** möchten wir darauf aufmerksam machen, daß Aeltern und Erzieher nicht wohl thun, ihre Kinder und Erzieher allzureichlich mit Erzählungen aus der F. Hoffmann'schen und Nieritz'schen Fabrik zu beschenken. Einige Bändchen, wie Hoffmann's „Tell“, mögen zu empfehlen sein. Es kann aber den Kleinen nicht taugen, wenn sie im zartesten Alter an Schriften gewöhnt werden, die größtentheils auf Spannung berechnet sind, also einmal gelesen ihren Reiz verlieren und ebendeßhalb in Massen auf dem Büchermarkt erscheinen. Das Kind soll nicht, wie eine verwöhnte alte Dame, jede Woche seinen Roman verspeisen und durch Vorgaukelung angreifender Bilder für den Genuß einer ruhigen, gleichmäßigen Geistesthätigkeit abgestumpft werden. Besser kauft man, neben einigen Büchern, für die langen Winterabende eine Anzahl Cartons für Papparbeiten und ähnliche Beschäftigung. Von Geschichten für Kinder scheint uns noch immer der „Heinrich von Eichenfels“ des alten Christoph Schmidt die allervorzüglichste zu sein, indem in diesem reizenden Büchlein eine dem deutschen, namentlich dem kindlichen Gemüthe stets werthvolle Idee, die Erkenntniß Gottes aus der Natur, durchgeführt und an eine hinlänglich spannende Begebenheit angeknüpft wird. — Auch die massenhafte Einführung der so beliebten **Mächen** ist vom Uebel. Die romantische Richtung hat das Gute gehabt, daß die Freude an der frischen Natur in Feld und Wald, sowie daß ein edles Gefühl für die deutsche Vorzeit auch in Kinderschriften wirksam wurde. Aber mit der Märchenliebhaberei hat sie der Jugend ein schlechtes Geschenk gemacht. Man hat in dieser Beziehung das literarisch

Werthvolle mit dem ästhetisch Empfehlenswerthen durchaus verwechselt. Zwar wollen wir dem lebhaften Knaben den Genuß einiger Hauptwerke, wie der Tausend und Einen Nacht nicht verkümmern. Auch gibt es nichts Süßeres und Heimischeres, als ein ächtes Hausmärchen; doch nur wenn es durch wiederholtes Erzählen dem Kinde ein liebes Eigenthum bleibt, nicht aber wenn ihm die Märchen als ein stehender literarischer Artikel geboten werden. Die große Sammlung der Brüder Grimm ist von jedem Literaturfreund hochgeschätzt als ein herrliches Zeugniß für den poetischen Sinn und das innige Verständniß unseres Volksthums, welches durch ihre Bemühungen erschlossen ist. Für Kinder hat man das Buch mit Recht auf eine Auswahl von fünfzig Märchen eingeschränkt, und selbst dies scheint uns eher zu viel als zu wenig; Dornröschen, Rothkäppchen, Schneewitchen, Aschenputtel, Frau Holle und einige andere wirken nur noch eindringlicher, wenn ihre Varianten gestrichen werden. Dagegen ist das Element der Sage namentlich für das mittlere Knabenalter ein höchst wohlthätiges. Im Gebiete des klassischen Alterthums werden immer Beckers „Erzählungen aus der alten Welt" den Vorrang behaupten; für jüngere Kinder empfiehlt sich „Hellas und Rom" von Dielitz. Auf Niebuhrs kleines Heft griechischer Heroengeschichten, wie er sie seinem Sohn erzählte, machen wir Pädagogen besonders aufmerksam (zweite Auflage, Hamburg bei Perthes 1850). Schwab in seinen „Sagen des Alterthums" ist überreich an ungesichtetem Stoff und behandelt die späteren Mythen, denen der volksthümliche Gehalt und die Frische der Urzeit abgeht, ohne discrete Auswahl fast ebenso ausführlich als die homerischen. Auch in der Darstellung deutscher Sagen hat Gustav Schwab seinen bewährten Ruhm nicht aufrecht erhalten. Wir beziehen uns hier auf seine „schönsten deutschen Sagen für Jung und Alt". Dieselben sind zum Theil weder schön noch passend für Jung und Alt, sämmtlich aber nicht deutschen, sondern bretonischen Ursprungs und in Romane verzerrt. Die herrliche deutsche Heldensage ist bisher noch nicht als ein Ganzes für die Jugend bearbeitet worden; wer dies leisten wollte, müßte mit dichterischem Sinne begabt und fähig sein, sich in den Geist und die Darstellung eines Herodot hineinzuarbeiten. Unter den Nacherzählungen des Nibelungenlieds ist diejenige, die der Oberlehrer an der hiesigen Mittelschule, Dr. Finger, herausgegeben hat, eine schöne Leistung und für die Jugend sehr passend; andere Gruppen sind in den „Erzählungen" von Osterwald und im „Dietrich" von Krieger gut dargestellt. Zu einer Gesammt-Erzählung in der oben angedeuteten Weise sollte sich Simrock entschließen, nachdem er in fünf Bänden epischer Gedichte ein Gleiches für die Erwachsenen geboten hat.

— Seit ungefähr acht Tagen sind im Städel'schen Kunstinstitut mehrere Bilder von Scholl und Engel ausgestellt; der Schreiber dieses, angezogen durch den Ruf, welcher ihnen voranging, kann nicht umhin, nach ruhigem Beschauen und Prüfen seine Verwunderung und Enttäuschung hiermit auszusprechen. Es liegt im Interesse des Publikums wie der Kunstgenossen, daß man dem Unwesen der Parteiwerbung und gegenseitigen Vergötterung entgegentrete. Wären die Bilder ohne unnöthigen Lärm erschienen, sie hätten sich eine mildere oder besser gesagt gleichgültigere Beurtheilung gewonnen. Aber nach der Art und Weise, wie man die Kritik herausgefordert hat, thut es Noth, daß auch eine unbefangene Ansicht zum Ausdruck gelange. Spricht man doch von einer neuen Richtung, von einem seit Jahren unerhörten Ideenflug, der durch Engel und Scholl in die Kunstauffassung gebracht werden soll. Zum Glück stehen die Bilder in unserer Gallerie nicht, wie in Rödelheim, für sich allein. Ganz in der Nähe geben z. B. einige Cartons von Steinle zu unbequemen Vergleichen Anlaß. Fassen wir zuerst die h. Cäcilie von Scholl in's Auge, so vermögen wir in ihr lediglich ein reales, schwarzlockiges römisches Bauermädchen zu finden und fordern jeden Unbefangenen auf, sich an Ort und Stelle von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Auch von den beiden Engeln läßt sich nicht viel Rühmliches vermelden; das Bild macht eben nur den Eindruck der Nachahmung eines der geringeren italiänischen Meister. — Das zweite Bild, eine allegorische Darstellung des Friedens, ist recht schön gedacht, doch ist die Composition unbeholfen, als hinge ein Zopf vom Himmel herab auf die Erde. Was die technische Ausführung in beiden Gemälden betrifft, so wollen wir auf die Engel-Scholl'sche Malweise in ihrem ganzen Umfang nicht eingehen; was aber hier davon entwickelt ist, bestätigt uns in dem Urtheil, daß wir nicht etwa genial-verfehlte, sondern geradezu dürftige Leistungen vor uns haben. Da wir Herrn Scholl sonst als tüchtigen Zeichner und geistreichen Erfinder schätzen (er hat sich vordem der Bildhauerei, erst später der Malerei gewidmet), so wollen wir glauben, es sei ihm mit diesen beiden Bildern nicht recht ernst gewesen. Er mag uns in der Folge durch bedeutendere Arbeiten widerlegen. — Die beiden Bilder von Engel, ein Knabe und ein Mädchen, haben in Auffassung und Ausführung etwas Gesundes und stehen jedenfalls, obwohl sie anspruchlosere Motive behandeln, auf einer weit höheren Stufe des künstlerischen und technischen Verständnisses. N.

— August Boden's gesammelte Schriften sind kürzlich unter dem Titel „zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands" u. s. w. (Frankfurt bei H. L. Brönner) in zweiter Auflage erschienen. Dieselben gewähren den erfreulichen Blick auf ein langjähriges Schriftstellerleben, das den seltenen Charakter der Unabhängigkeit und der Hingebung an die Sache trägt. Bodens Eigenthümlichkeit besteht darin, daß er fast immer als Anwalt, sei es einer Person oder einer verkannten Meinung, auftritt. Manche der kleinen Abhandlungen, die im vorliegenden Bande vereinigt sind, ist einer Gerichtsrede ähnlich. In der That hat der Verfasser, obwohl nicht Jurist, bekanntlich in einer bedeutenden Rechtsfrage (der Jordan'schen) den Ausschlag gegeben und in einer zweiten (der Bentinck'schen) ein starkes Gewicht in die Schale gelegt. Ein besonnenes Urtheil, eine untadelhafte Logik bezeichnen seinen Gedankengang, den er zugleich durch die Früchte einer vielseitigen und gründlichen Belesenheit zu schmücken weiß, so daß der Leser nie unbeschäftigt ist. Dies gibt auch jetzt noch, nachdem die besprochenen Ereignisse vorübergerauscht sind, den Betrachtungen Bodens ihren Werth. Seine Ansichten über den Deutschkatholicismus haben sich besser bewährt als Gervinus' allzukühne Hoffnungen. Ueber Heine urtheilt der Verfasser, dem man doch schwerlich laxe Grundsätze vorwerfen wird, maßvoller als mancher frühere Freund des Dichters. Literarisch belehrend ist der Abschnitt über Goethe mit Beziehung auf einige seiner Tadler, sowie die sinnvolle Deutung des Grundgedankens in Shakespeares Kaufmann von Venedig. Dagegen sind die Irrwege des verschollenen „jungen Deutschlands" wohl zu scharf bezeichnet, nachdem die Urheber selbst sich längst darüber klar geworden sind.

— Soll in Büchern und Zeitschriften künftig der Druck in lateinischen Lettern statt in den bisher üblichen sogenannten deutschen eingeführt werden? Diese Frage wird in einem nach Form und Inhalt vortrefflichen Aufsatz der Cotta'schen „Deutschen Vierteljahrschrift" (neueste Lieferung) „die deutsche Orthographie" besprochen. Der Verfasser klagt, daß die Gunst, die den faßlich eingekleideten naturwissenschaftlichen Werken zu Theil wird, nicht auch auf die geschichtlichen und sprachlichen Arbeiten übergeht. Die Folge dieser Parteilichkeit sei, daß die Forscher in den letztgenannten Gebieten sich nur desto eigensinniger auf die oft unfruchtbaren Einzelheiten ihrer Wissenschaft zurückziehen. Es ließe sich dagegen anführen, daß Werke wie Dunckers Alterthumsgeschichte und Ranke's Geschichte von Frankreich in Bezug auf klare und schöne Darstellung nicht hinter den berühmten Büchern von Schleiden, Oersted und Anderen zurückstehen, und daß Dahlmanns „englische Revolution" eine größere Verbreitung gefunden hat, als manche wissenschaftlich bedeutendere Leistungen der Naturforscher. Doch wollen wir hierauf nicht eingehen, sondern großentheils an der Hand unseres Verfassers die oben bezeichnete Nebenfrage dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen suchen. Bis jetzt haben die österreichischen Schulen, auf Antrieb des gelehrten Weinhold, und die hannöver'schen Lehrerconferenzen in diesen Dingen eine ersprießliche Thätigkeit entwickelt, die das übrige Deutschland beschämt. Durch das Grimm'sche Wörterbuch sind auch weitere Kreise mit den neuen Grundsätzen des Schreibens bekannt geworden. Jakob Grimm bekämpft die üblichen deutschen Buchstaben mit einer gewissen Heftigkeit. Die ersten Drucke, sagt er, richteten sich nach der damals verbreiteten eckigen, verschnörkelten Schreibweise, die man daher als die vulgäre bezeichnen kann. Die Italiener, die weniger an der Verunzierung Theil genommen, brachten zuerst wieder die edlen runden lateinischen Züge in ihren Bücherdruck; bald folgten die Franzosen, später die Engländer und Niederländer, zuletzt die Polen. Gegenwärtig herrschen die ehemals vulgären (deutschen) Schriftzüge außer bei uns nur noch in den böhmischen und schwedischen Zeitungen, in Dänemark und den Ostseeländern. Das Vorurtheil, daß unsere Buchstaben schöner sind, ist übrigens sehr eingewurzelt. Kant stützte es durch einen neuen Beweisgrund; er fand sie nämlich weniger einförmig und daher auch für die Augen zuträglicher. Dagegen sagt Hufeland in der Makrobiotik, daß, wenn dieser Fall richtig wäre bei Franzosen und Engländern die Augenleiden häufiger als bei uns vorkommen müßten, was nicht der Fall ist. Wenn unser Sehorgan durch den lateinischen Druck in deutschen Werken mehr angestrengt wird, so ist lediglich der Mangel an Gewohnheit schuld. Wilhelm von Humboldt bemerkt in den Briefen an seine Freundin Charlotte (34. Brief), daß er sich von nun an der lateinischen Buchstaben bedienen werde, um seine Augen und die ihrigen mehr zu schonen. Wolfgang Menzel hat zur Zeit gegen die Ansicht Grimms den albernen Grund vorgebracht, daß die Werke unserer frommen Vorfahren nicht in den Schriftzügen gedruckt werden dürften, in welchen Eugen Sue's Romane erscheinen. Als ob nicht in Werken, die nach Menzels Ansicht ebenso unsittlich sind, z. B. in den Schriften Goethe's und des jungen Deutschlands, die vulgären Buchstaben herrschten! Grimm meint sogar, die Anwendung jener edleren Schrift werde dem leichten Ausdruck der Gedanken förderlich sein, namentlich wenn mit ihr die Beseitigung der unnützen und lästigen Majuskeln (großen Anfangsbuchstaben) bei den Substantiven Hand in Hand gehe. Wie wir von den Häusern die Vorsprünge und Balken, aus den Haaren den Puder entfernt

haben, so sollen wir aus der Schrift die unnützen Schnörkel wegschaffen, die nur die Verbreitung deutscher Literatur im Ausland hindern; denn welcher Fremde klagt nicht, daß ihm das Deutschlernen durch eine neue Reihe von Buchstaben erschwert wird? Die überdeutsche Gesinnung erwiedert hierauf, daß unsre Sprache wohl ein paar Lehrstunden mehr verlangen dürfe; der Buchhändler bemerkt, daß gerade bei Ausländern deutsche Bücher mit lateinischem Druck weniger begehrt sind. Natürlich; wer sich einmal die Kenntniß unserer Lettern mühsam angeeignet hat, will dieselbe auch anwenden. Aus diesem Für und Wider scheint hervorzugehen, daß die Feinde der bisherigen Druckweise wissenschaftlich das Uebergewicht haben. Doch dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß unsere Buchstaben nicht nur auf den Titeln französischer Bücher als Zierschrift häufig gefunden werden, sondern daß sogar neuerdings eine französische gelehrte Gesellschaft für den Abdruck einiger älteren Werke eigens deutsche Typen aus einer Schriftgießerei in Nürnberg hat kommen lassen. Demnach wird wohl noch manches Jahr vergehen, ehe wir Gesangbücher, Tagblätter und Volkskalender mit lateinischen Buchstaben gedruckt und hierdurch auch den Leseunterricht für die Kinder vereinfacht sehen.

— Hundeshagens Nibelungenhandschrift. Der gelehrte Bernhard Hundeshagen, dessen Name den Freunden unserer älteren Literatur bekannt ist, lebt jetzt in Bonn im Zustande der Geistesstörung. Der Ruf dieses Mannes gründet sich nicht auf seine Arbeiten, sondern auf den Umstand, daß er eine Handschrift des Nibelungenlieds besitzt, von der schon seit vierzig Jahren die Rede ist und die noch keinen Käufer fand. Er schrieb dieselbe mehrmals ab, verunstaltete sie aber regelmäßig durch aberwitzige Einschiebsel. Seine Handschrift zeigte er nur für ein Eintrittsgeld von zwei Friedrichsd'or, die aber redlich auf die dabei veranstalteten Feierlichkeiten verwandt wurden. Er ließ nämlich bei solcher Gelegenheit ein besonderes Zimmer mit Tapeten behängen und in der Mitte einen Altar errichten, auf welchem, von vielen Kerzen umstrahlt, die Handschrift offen lag. So haben sie Zeune und Andere gesehen. Sie ist von ziemlich jungem Datum und enthält die hauptsächlichste Variante an der Stelle, wo die Ermordung Hagens erzählt wird; Krimhilde drückt ihm ein Schwert durch den Kopf bis an die Hüften und fordert ihn dann auf, sich zu schütteln; da Hagen gehorcht, fallen die zwei Hälften seines Körpers rechts und links auseinander. Auf dieselbe Art läßt die Wilkinasage den Schmied Amilias sterben.

— Urtheile römischer Geschichtschreiber über den Charakter der Gallier. Trebellius Pollio sagt: Den Galliern ist es angeboren, leichtfertig zu sein. Sie können Herrscher, die den römischen Charakter verleugnen und der Weichlichkeit ergeben sind, nicht ertragen. Immer sind sie nach Neuem gierig. — Flavius Vopiscus: Die Gallier sind ein höchst unruhiges Geschlecht; immer wollen sie neue Herrscher erheben oder eine neue Herrschaft gründen. Die Herrschaft über die Gallier erfordert einen Fürsten von festem, starkmüthigem, zähem, höchst beharrlichem Charakter. — Aelius Lampridius: Das gallische Gemüth ist hart und widerspenstig; dies Volk ist oft seinen Kaisern gefährlich, und erträgt niemals die allzugroße Strenge eines Herrschers. — Kaiser Hadrian sagte von den Galliern, ihr Charakter gleiche auf ein Haar dem der Aegypter, und schilderte diesen so: Sie sind windig, leicht in Furie zu bringen, (furia francese!) prahlerisch, (gasconnades!) oft verletzend, höchst eitel und keck; so sehr auf stets Neues versessen, daß sie sogar immer neue Volksliedchen und Gassenhauer haben müssen; (chansons und vaudevilles!) Versemacher, Witzbolde, Epigrammatiker, Mathematiker, auf's Weissagen versessen, (somnambules!) arzneikundig. — Da wir keine Satire schreiben wollen, so überlassen wir es dem Leser, zu prüfen, wie viel von all diesem noch auf die heutigen Franzosen paßt. rs.

— Rechtssachen im Kanton Schwyz. In diesem Kanton war ehemals eine seltsame Einrichtung zum Behuf der Entscheidung kleiner Rechtssachen. Die hadernden Parteien setzten sich früh Morgens an die Gerichtsstätte; und die ersten sieben Landleute, welche zufällig des Weges kamen, wurden herbeigerufen, und bildeten dann den „Gassenrath“. Dieser sprach sein Urtheil, und die Berufung an ein höheres Gericht war nicht gestattet. Da man dergestalt den Zufall über die Erwählung der Richter entscheiden ließ, so wäre es vielleicht eben so gut gewesen, die streitenden Parteien hätten die Entscheidung ihrer Sache dem Loos oder dem Würfelspiel überlassen! rs.

— Rößler in seiner Geschichte von der Universität Göttingen erzählt, daß das Gutachten des Hofraths und Archivars J. G. v. Meiern zu Hannover über die Frage, welche Bedeutung der theologischen Facultät einzuräumen, dahin gelautet habe: „Die Theologen, welche gewöhnlich den größten Numerum auf Universitäten ausmachen, seien weniger zu beachten; es trage ein einziger Graf oder Baron bei den Juristen mehr Geld in das Land als hundert Theologen.“

— Dramaturgisches. Vergangenen Montag erfolgte die Wiedereröffnung unsers geschmackvoll restaurirten Theaters mit der Aufführung von Goethe's Iphigenie, der ein Prolog von Prof. Hessemer sowie die Weber'sche Jubelouvertüre und die Ouvertüre aus „Iphigenie in Aulis“ von Gluck vorausging. Von unserm früheren Künstlerpersonal begrüßten wir Fräulein Janauschek als Iphigenie und Herrn Werkenthin als Arkas. Als neu engagirte Mitglieder unseres Schauspiels kamen hinzu: die Herren Scherer (Thoas), Kökert (Orest) und Schneider (Pylades). Da wir den früheren Vorstellungen der Iphigenie auf hiesiger Bühne nicht beigewohnt haben, so können wir auch keine Parallele zwischen diesen und der jüngsten Aufführung ziehen, wir sind mithin bei unserem Urtheil auf letztere allein beschränkt. Dieses Urtheil selbst aber erleidet noch eine weitere Beschränkung durch die Rücksicht, die wir sowohl den einzelnen Darstellern als dem neuen Kunstinstitut selber schulden, wenn wir erwägen, daß nur ein ganz besonderer Glücksfall — nicht mehr und nicht weniger — ein gehöriges Zusammenspiel, ein abgerundetes Ensemble hätte ermöglichen können. Bedenkt man, daß hier fünf Künstlerpersönlichkeiten, die sich bisher kaum weiter als dem Namen nach gekannt haben, zusammengestellt werden, um vereint in einem Drama zu wirken, das als höchstes Kunstgesetz die maßvollste Beschränkung der Individualität dictirt, und das nur durch die sorgfältigste Vertheilung von Licht und Schatten zu seiner vollen Geltung auf der Bühne gelangen kann, so wird man es nicht nur entschuldbar, sondern auch erklärlich finden, wenn selbst gute und vorzügliche Talente unter solchen Umständen an diesem Versuche scheitern — sogar auf die gewisse Aussicht hin scheitern, daß der zweite um so glücklicher gelingen werde. — Was ein hellenischer Tempel in einer Stadt des modernen Baustyls wäre, das etwa ist die Iphigenie Goethe's in unserer heutigen Bühnenwelt; ein Drama, welches gerade durch die Entäußerung aller modernen Leidenschaft, mithin auch durch die Entäußerung aller modernen Darstellungsmittel von Spiel und Declamation, seine höchste Wirkung erreicht. So schön als treffend ist das Gleichniß, welches Tischbein auf dieses Drama anwandte: Ein Opfer, dessen Rauch, von einem sanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinzieht, während die Flammen zur freien Höhe emporschlagen. — Bei unserer Vorstellung aber war, um das Gleichniß weiter zu führen, der Rauch mitunter stärker als die Flamme, deren schönen Glanz er zuweilen selbst verdeckte. Daß Fräulein Janauschek, obwohl unpäßlich, doch ihrer großen Aufgabe gewachsen war, gereicht ihr zu doppeltem Lobe. Etwas mehr Ruhe in der äußeren Bewegung, etwas weniger Pathos in der Rede würde noch die Plastik ihrer Erscheinung und zugleich die Würde der alten Muse erhöht haben. Ein vorzüglicher Pylades war Herr Schneider; er stand von Anfang bis zu Ende sicher auf dem Kothurn, und daß er bei seinen großen und bedeutenden Mitteln doch nach keinem Uebergewicht strebte, sondern das rechte Maß einhielt, nahm ungemein für ihn ein. Wüßten doch unsere meisten Künstler, wie sehr sie sich dadurch schaden, daß sie auf Kosten des Ganzen ihre Rolle in den Vordergrund zu schieben suchen, wir gingen nicht so oft mit dem Eindruck aus dem Theater, wohl diese und jene Rolle, aber — kein ganzes Kunstwerk gesehen zu haben. Was würde aus dem Wald werden, wenn jeder Baum voran stehen wollte? Man sähe vor lauter Bäumen den Wald nicht! — Herr Kökert (seither in Hamburg) gab den Orest zum Erstenmal. Wie uns der Feuilletonist der „Hamburger Nachrichten“, ein sehr häkeliger Theaterkritiker, erzählt, hat ihn Herr Kökert als Fiesko von allen deutschen Schauspielern, die er gesehen, am Meisten befriedigt. Wir wollen darum, bevor wir sagen, was uns an dem Orest mißfiel, abwarten, was sein Darsteller als Fiesko und in solchen Rollen leisten wird, die seiner Persönlichkeit und seinen Naturanlagen mehr entsprechen wie diese. Herr Scherer als Thoas hätte königlicher sein und weniger königlich aussehen sollen. Ein Purpur allein macht auf der Bühne noch Keinen zum König. Herrn Werkenthin als Arkas zollen wir diejenige Anerkennung, die wir einem so vortrefflichen Künstler auch da noch schuldig sind, wo ihm wie hier die Gelegenheit fehlt, sein Talent allseitig zu bewähren.

Der folgende Abend brachte uns die „Bekenntnisse“ von Bauernfeld. Lange haben wir auf der Frankfurter Bühne kein Lustspiel in so gelungener lebendiger Aufführung gesehen wie dieses. Ohne den einzelnen Darstellern in ihren Verdiensten zu nahe treten zu wollen, glauben wir doch nur gerecht zu sein, wenn wir behaupten, daß schon diese zweite Vorstellung ein Zeugniß ablegte von dem frischen anregenden Geiste, der die neue Direction beseelt.

(Berichtigung.) In der letzten Nummer haben wir von einem Misterium oder Schauspiel geistlichen Inhalts gesprochen, welches in der Druckerei irrthümlich in ein Mysterium umgewandelt wurde. Die erstere Schreibart ist zuverläßig die richtige; Misterium ist eine Zusammenziehung aus ministerium und bedeutet lediglich ein geistliches Amt in dramatischer Form. Bei Chronisten des Mittelalters, z. B. dem Lambert von Hersfeld, kommt dasselbe Wort auch in politischer Bedeutung vor und bezeichnet alsdann einen kaiserlichen Kabinetsrath. Mit dem griechischen Mysterium (Geheimniß) hat es überall Nichts zu thun, womit freilich wieder manche tiefsinnigen Salbadereien der Literaturgeschichte zu Wasser werden.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 7. Frankfurt a. M., den 17. November **1855.**

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.
Franz Arago's Schuljahre.
Bilder aus Oesterreich. I. Ein ungarisches Postamt. Von Jul. Gundling.
Ein neues Gedicht von Goethe.
Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach. Ideal und Kritik von H. Presber. — Die Poesie der Zukunft. — Schleiermacher. — Frankfurts musikalische Zustände im vorigen Jahrhundert. — Bühnenschau: Der beste Ton von Töpfer. Von Quintus Fixlein.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Während Vater und Mutter so Großes und Bedeutsames von der Zukunft ihrer ältesten Tochter träumten, war Elisabeths ganzes Sinnen und Trachten nicht minder auf Hohes gerichtet und der schöne arme Kaiser, wie er knieend im Dome lag und mit beiden Händen das weinende Antlitz bedeckte, kam ihr gar nicht wieder aus der Erinnerung. Bald hatte sie sich's angewöhnt, Abends vor dem Schlafengehen in der nämlichen Stellung vor ihrem Bette niederzuknieen und beide Hände vor das Gesicht zu legen; und es war ihr dann nicht anders, als wenn ein großes Thor in ihrer Brust geöffnet würde; während sie in Rührung aufgelöst, einem unbekannten Leid nachweinte und sich ganz der Lust eines Schmerzes überließ, für den sie doch im Grunde weder Namen noch Ursache wußte. — So weint im Lenz die junge Birke, wenn es in ihr zu grünen und zu knospen anfängt und der Sehnsucht erster Frühlingshauch sie durchschauert; wer, der einmal jung gewesen und den vollen Ton der Jugend wahrhaft empfunden, kennt nicht diese Thränen, wenn sie im Frührothschein des erwachenden Bewußtseins wie Morgenthau auf die Blumen unserer Sehnsucht niederträufeln und die Brust allen holden und mächtigen Gefühlen des Daseins öffnen? Dann rinnt der Strom des Lebens noch als heller reiner Quell aus der Ahnung stillen Gründen durch unsere Seele und weil wir noch Gefallen haben an den heiligen Stimmen in uns und außer uns, darum verstehen wir auch noch die Sprache der Gottheit und antworten ihr in stammelnden Gebeten.

Auch Elisabeth hatte ihr Gebet gefunden und heiß und innig stieg es aus ihrer kindlichen Seele gen Himmel für das Glück und den Frieden eines Mannes, von dem sie doch kaum mehr wußte, als daß die halbe Welt gegen ihn in den Waffen stand und er, aus seinem Lande vertrieben, kaum noch die Krone und den Purpur sein nannte, womit sie ihn einstmals geschmückt gesehen hatte. Aber bald war es nicht mehr das Gebet allein, in welchem ihr junges schwärmerisches Herz für sein schönes Mitleiden ein Genüge fand; bald erfüllte sie ganz und gar der stolze Gedanke, den Kaiser, der schon damals den Beinamen „der Unglückliche" führte, zu erfreuen, soviel in ihren schwachen Kräften stehe, und ihn mit den redenden Zeichen einer unsichtbaren Liebe und Verehrung zu umgeben. In ihrem unschuldvollen Sinn dünkte es ihr ja vollkommen gleichgiltig, wer ihm huldige; er sollte nur wissen, daß es auch für ihn noch Liebe und Treue in der Welt gebe und noch gute Genien seine Schritte begleiteten.

Sie wollte den armen, vielgetäuschten Monarchen auch ihrerseits täuschen; aber die Wahrheit ihres Gefühls — dessen vermaß sie sich — sollte dieser schönen Täuschung die Wirkung und den Segen der Wahrheit verleihen, indem sie wenigstens bei Ihm den sicheren Glauben erweckte, daß er noch den Frankfurtern als der glückliche vielgeehrte Monarch von ehemals gelte. Bald hatte sie — so eifrig ging das schöne Herz seinem heroischen Vorsatz nach — ihre jüngere Schwester Johanna Maria, ein lebhaftes frohsinniges Blondinchen, und die Freundin Susanna für ihren Plan gewonnen; und die drei Mädchen, wovon das jüngste, nach des Vaters Meinung, dem Kattunkleid noch lange nicht entwachsen war, schlossen in feierlicher Abendstunde vor dem Bilde des „kranken Königssohnes" einen Bund und gelobten es sich einander mit theuren Schwüren, den Kaiser und Mehrer des heiligen römischen Reichs aus seiner Drangsal zu erlösen und für die große Vaterstadt Frankfurt am Main künftighin einzustehen, damit Ihm die gebührende Ehre in allen Stücken freiwillig und im reichsten Maße zu Theil werde.

Laßt uns ihm einen schönen Vers auf lichten Atlas drucken, sagte Susanna Klettenberg.

Laßt uns ihm Rosen streuen, sagte Elisabeth.

Laßt uns ihm eine große Bretzel mit Rosinen backen, sagte die kleine Johanna Maria.

Seitdem hatte Elisabeth keinen andern Gedanken mehr als wie sie dem Kaiser bald diese, bald jene Ueberraschung bereiten könne, ohne daß außer ihren beiden Vertrauten ein Mensch in der Welt Etwas von dem Urheber erführe. Sie schmückte Nachts die Thüre des Barkhausischen Hauses, durch die er oft schon früh Morgens herauszuschreiten pflegte, um auf dem mit schönen Bäumen und Spazierwegen gezierten Roßmarkt zu lustwandeln, mit Kränzen und bestreute die Schwelle, über die sein Fuß schreiten sollte, mit Blumen und Immergrün. Oder sie wußte den Zeitpunkt abzupassen, wo der Kaiser sich bald allein, bald mit größerem oder kleinerem Gefolge nach der Tafel auf den Wällen der Stadt zu ergehen pflegte, und gewiß erlebte er dann jedesmal eine freundliche Ueberraschung. Bald sangen ihm Kinder aus der Armenschule ein schönes einfaches Trostlied, bald überreichte ihm ein kleiner Junge, der schnell wieder davonlief, ein versiegeltes Papier, und wenn er in der Meinung, daß es eine Bittschrift sei, den Brief entfaltete, enthielt derselbe ein von zierlicher Frauenhand geschriebenes Gedicht, das in tiefgefühlten Worten die Liebe und Ergebenheit der Menschen zu dem edlen Monarchen ausdrückte. Auch seine Lieblingssitze, wo er regelmäßig zu ruhen pflegte, fand er zum Oefteren mit Blumen oder mit seinem in Immortellen gewundenen Namenszug verziert, und kam er Sonntags mit seinem

Gefolge von schwarzgekleideten Kammerherren und Pagen im langen schwarzen Mantel zu Fuß in die Kirche, so war auch hier sein Sitz von unbekannten Händen mit Blumen bestreut. Da Elisabeth wußte, daß der Kaiser ein großer Freund von gewissen feinen Obstsorten war, so erhielt er bald unter diesem, bald unter jenem Frankfurter Familiennamen Körbe mit den herrlichsten Trauben, Pfirsichen, Bergamotten und frischen Feigen; kurz sie war unerschöpflich in sinnreichen Erfindungen und wußte dabei jedesmal ihre Anonymität so klug zu wahren, daß weder der Kaiser noch sonst Jemand aus seiner Umgebung auf den Gedanken kommen konnte, daß alle diese Zeichen der Verehrung und Ergebenheit von einer und derselben Person ausgingen. — Es soll hier nur gesagt werden, damit es nicht ungesagt bleibe, daß Elisabeth dabei keine Gelegenheit versäumte, den Kaiser zu sehen, so oft er sich öffentlich zeigte; überall, wohin er möglicherweise kommen konnte, war gewiß seine unbekannte Freundin auch am Platze; und nach einiger Zeit war auch er auf die schöne jugendliche Erscheinung aufmerksam geworden, ohne zu wissen, daß es die Tochter seines alten treuen Freundes und Rathgebers Textor sei. Er fing an sie auszuzeichnen, indem er sie jedesmal, so oft sie ihm begegnete, mit einer ganz besonderen Freundlichkeit grüßte; sah er sie im Vorüberfahren, so beugte er sich aus dem Wagen und blickte ihr nach; einmal sogar in der Kirche glaubte es Elisabeth deutlich zu bemerken, wie seine großen melancholischen Augen lange sinnend auf ihr ruhten und dann ein heller Glanz über sein Antlitz fuhr, als wüßte er plötzlich Alles — Alles! Da gab's denn ein Pochen und Stürmen in dem jungen Herzen und das Blut wallte so mächtig, daß sie oft ganz athemlos nach Hause kam, in ihrer fieberhaften Erregtheit Alles verkehrt machte und sich gar nicht mehr in der alten Lebensweise zurecht finden konnte; es war ihr dann, als ob Bett, Stuhl und Tisch nicht mehr an dem gewohnten Platze ständen, die Gesichter von Vater und Mutter, von Geschwistern und Freunden ihr fremd geworden seien, und das eigne Antlitz, wenn sie sich im Spiegel sah, sie wie ein anderes Gesicht anschaute, — und bei Gott nicht häßlicher als ihr wirkliches!

So baute sich — wir erzählen's ihr mit ihren eignen Worten nach — ein geheimes Liebeseinverständniß in ihrem Herzen auf, von dem ihr unmöglich war zu glauben, daß er nichts davon ahnen sollte; sie glaubte gewiß, er habe ihre Wohnung erforscht, da er jetzt öfter wie sonst durch ihre Gasse fuhr und allemal heraufsah nach ihren Fenstern und sie grüßte. O wie war sie dann den vollen Tag so selig, wenn er ihr einen Gruß gespendet hatte! Sie konnte wohl sagen, daß sie vor Lust weinte. Wie er einmal im Römer zu Ehren des spanischen Gesandten offene Tafel hielt, drängte sie sich mit ihrer Johanna Maria durch die Wachen und kam in den Saal, statt auf die Gallerie. Eben wurde in die Trompeten gestoßen; bei dem dritten Stoß erschien Kaiser Karl in einem rothen Sammetmantel, den ihm zwei Kammerherren abnahmen; er ging langsam mit etwas gebeugtem Haupte. Sie war ihm ganz nahe und dachte nicht daran, daß sie am unrechten Platz wäre. Seine Gesundheit wurde von allen anwesenden Fürsten und Herren getrunken, und die Trompeten schmetterten drein; da jauchzte sie laut mit; der Kaiser sah sie an, er nahm den Becher, um Bescheid zu thun und nickte ihr zu. Ja, es kam ihr vor, als hätt' er ihr den Becher bringen wollen, wenigstens machte er eine Bewegung zum Aufstehen, schien sich dann eines Anderen zu besinnen, verwandte aber, während er langsam aus dem goldnen Pokale trank, kein Auge von der bald erglühenden, bald erblassenden Elisabeth. Er mußte wohl die große Begeisterung in ihren Augen gelesen haben. Bei dem Geschmetter der Pauken und Trompeten, die den Trunk, womit er den Fürsten Bescheid that, begleiteten, fühlte sie sich wie von einer Ohnmacht angewandelt und ihre Schwester hatte Mühe, sie durch's Gedränge aus dem Saale hinaus und an die frische Luft zu bringen. Jene schmälte mit ihr, daß sie nun nicht das Vergnügen haben könne, den Kaiser speisen zu sehen. Nachdem sich Elisabeth am Röhrbrunnen durch einen Trunk frischen Wassers erquickt hatte, versuchten sie wieder in den Saal zu kommen. Aber eine geheime Stimme sagte ihr, daß sie sich an dem, was ihr heute beschert worden, genügen lassen solle, und sie ging daher nicht wieder mit. Sie suchte ihre einsame Schlafkammer auf, setzte sich auf den Stuhl ans Bett und weihte der Erinnerung dieses Tages schmerzlich süße Thränen. —

Es war ihr Oheim, Herr von Loen, durch welchen um diese Zeit ein junger Mann eingeführt wurde, den Jener seinem Schwager und seiner Schwägerin als Herrn Johann Kaspar Goethe, Doctor beider Rechte, vorstellte: Eine gradlinige Frankfurter Reichsbürgerfigur in hechtgrauem Frack, dem man es auf den ersten Blick an seinem abgemessenen Wesen ansah, daß er ein Feind jeder Excentricität und gewohnt sei, seinen Gang bis auf den kleinsten Schritt, und sein ganzes Leben bis in's allerkleinste Detail zu ordnen. Er kehrte soeben von einer größeren Reise durch Holland, Frankreich und Italien zurück und hatte bereits das vierunddreißigste Lebensjahr überschritten. Im Textor'schen Kreise wußte man bis jetzt kaum mehr von ihm, als daß er mit seiner verwittweten Mutter Cornelia, der früheren Gasthofbesitzerin „zum Weidenbusch", ein Haus auf dem großen Hirschgraben bewohnte, ein sehr abgeschlossenes Leben führte und sich schon mehrmals ohne Erfolg um ein öffentliches Amt beworben habe.

Der erste Eindruck, den seine Erscheinung auf die einzelnen Glieder der Textor'schen Familie machte, war ein sehr verschiedenartiger. Der alte Herr sprach sich zu seinen Gunsten aus, denn ihm gefiel sein gemessenes Benehmen und sein ruhig verständiges Urtheil. Dabei lobte er seine Kenntnisse und fand es rühmlich an ihm, daß er sich, obwohl ein weitgereister Mann, mit so großer Behutsamkeit und Zurückhaltung über Menschen und Dinge äußerte. Weniger günstig beurtheilte ihn die Frau Stadtschultheißin; nach ihrer Meinung war er denn doch ein wenig zu eckig und ungeschult, obwohl sie der Feinheit seiner gefältelten Halskrause und seiner eleganten Weste von Trap d'Or mit doppeltem Schagrin alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Auch schloß sie aus der Sorgfalt, womit er sich gepudert hatte, auf seine musterhafte Ordnungsliebe und erinnerte sich als ein Curiosum gehört zu haben, daß Frau Cornelia Goethe, vormals verehelichte Schellhorn, diesen ihren einzigen Sohn, als er seine Reise antrat, mit nicht weniger als fünf Dutzend feinen englischen Batisttaschentüchern ausgestattet habe, ein Luxus, den begreiflicherweise die erklärte Freundin von „hausmachener" Leinwand höchlichst mißbilligte. Doch stimmte sie darin ihrem Manne bei, daß sein gesetztes verständiges Wesen alles Lob verdiene.

Am Schlimmsten kam der neue Hausfreund, denn so hatte ihn der Stadtschultheiß beim Abschied betitelt, bei Elisabeth weg.

Der will in Italien gewesen sein, sagte sie, und sieht doch so nüchtern aus, als käm' er geradewegs aus Herrnhut! Himmel, Frau Mutter, wenn Sie dem Menschen Verstand zutraut, so möcht' ich Einen sehen, der keinen hat! Wußt' er doch von dem herrlichen Napoli nichts weiter zu berichten, als daß er dort eine ungeheure Zeche hat bezahlen müssen. In Rom mag er gewesen sein, aber den Papst hat er sicherlich nicht zu sehen gekriegt. Und was mögen die guten Römer für große Augen gemacht haben, als er auf dem Kapitol Eins seiner feinen englischen Batisttücher aus der Tasche zog, zum Beweis, daß auch ein Frankfurter Graduirter wenigstens in einem Punkte etwas auf Feinheit hält. Ha! Ha! Wann der einmal auf Freiers Füßen geht, dann will ich doch den Bornheimer oder Seckbacher Storch sehen, der's ihm an Gravität und Bedächtigkeit nachmacht.

Sei nur ganz ruhig, zu dir kommt er gewiß nicht, sagte die Mutter, halb ärgerlich, halb im Scherz. Wenn du nur einmal das Raisonniren über die Mannsleut lassen könntest! Was brauchst dich

überhaupt um sie zu kümmern? Bist noch lang keine Mademoiselle Textor, wie du dich so gern von ihnen tituliren hörst, sondern eine vorlaute Schnattergans und thätest viel besser daran, deine Winterstrümpfe in Ordnung zu setzen, als dich über einen Mann lustig zu machen, den dein Herr Vater so hoch ästimirt. Ach, schweig' mir still und red' kein Wort! Trägst doch nur am Werktag die himmelhohe Frisur auf dem Kopf und den veilchenblauen Postillon d'Amour am Venés-y-voir-Kragen, weil du gewußt hast, daß der Herr Doctor Goethe uns heute seine Visite machen würde.

Ach, Frau Mutter, denk' Sie das doch nicht! rief Elisabeth und erröthete flüchtig. Die veilchenblaue Postillon d'Amour-Schleife hat mir der Herr Vater erst gestern bei Firnhaber gekauft und meinen schönen Venés-y-voir zog ich bloß zu Ehren des Herrn Oncles Loen an, von dem ich ihn vergangene Ostermesse zum Präsent bekam. Man muß sich ja doch auch von Zeit zu Zeit einmal aufdonnern und schön machen, sonst glauben am Ende die Leute gar nicht mehr dran, daß man's ist.

Wann du keine Ausred' mehr hast, dann fließt der Main von Frankfurt nach Offenbach, sagte die Frau Stadtschultheißin kleinlaut; denn auf einen solchen Beweis von der Nothwendigkeit des Putzes war sie allerdings nicht vorbereitet. Aber diesmal that sie der Tochter in ihrem Herzen wirklich Unrecht, als sie auf ihrem Verdacht beharrte, diese habe sich heute aus purer Gefallsucht in solchen Staat gesteckt.

Elisabeth wußte es anders. Denn am heutigen Tage sollte endlich, so war es ihr von der Freundin verkündigt, Susannas sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen und deren feierliche Verlobung mit Herrn von O. in Gegenwart der Eltern stattfinden. Alle Schwierigkeiten, die seither diesem freudigen Ereigniß entgegenstanden, waren beseitigt, schon war Frau von Klettenberg von dem Liebesverhältniß ihrer Tochter unterrichtet, und Narciß hatte endlich den Bitten und Schmeichelreden seiner zärtlichen Braut nachgegeben und sich entschlossen, am heutigen Tage förmlich bei dem Herrn Schöff von Klettenberg um die Hand von dessen ältester Tochter anzuhalten.

Demzufolge begab sich Elisabeth kurz vor Mittag um die verabredete Zeit zu der Freundin auf den Bockenheimer Wall; als die einzige Vertraute dieses stillen Liebesbundes war es Susannas lebhafter Wunsch gewesen, daß sie nun auch vor allen andern Menschen Zeugin ihres offenkundigen Glückes sein und daran den nämlichen bevorzugten Antheil nehmen möge, wie seither an dem verborgenen. Niemand sonst wußte noch Etwas von dieser Verbindung; nur einige der nächsten Anverwandtinnen, darunter drei Stiftsdamen aus dem Weißfrauen-Kloster, waren insgeheim, jedoch ohne irgend eine Angabe des Zweckes, von Frau von Klettenberg eingeladen worden und hatten sich in Folge dessen in ihrem höchsten Feststaate — denn was sagt nicht Alles einer alten Muhme oder Base bei solcher Gelegenheit ihr ahnendes Herz — eingefunden.

Gleich Schicksalsgöttinnen saßen sie in ihren viele Etagen hohen Mirletons-Coiffüren in der Staatsstube und tranken aus kleinen vergoldeten Tassen, kaum größer als eine Wallnuß, in feierlich ernstem Schweigen jenen aus Cacao, Zucker, Milch und Vanille zubereiteten würzig duftenden Trank, welcher damals den Vorgeschmack zu jedem irgend bedeutenden Familienereigniß bildete.

Mit vor Freude und Aufregung glühendem Antlitz trat Elisabeth ein, hatte aber beim Anblick der fünf alten Muhmen mit den kalten Wachsgesichtern einen Schrecken, als träte sie plötzlich in ein Vehmgericht. Stotternd fragte sie Frau von Klettenberg nach Susanna.

Meine Tochter ist in ihrer Stube und erwartet dich daselbst, versetzte diese, und man sah es ihrem Gesichte an, wie ärgerlich ihr die Dazwischenkunft Elisabeths war, von der sie erfahren hatte, daß sie lange vor ihr um das Liebesverhältniß gewußt und dasselbe sogar begünstigt habe.

Ist Herr von O. schon bei ihr? fragte Elisabeth, die zum erstenaml in ihrem Leben einem solchen hochnothpeinlichen Familienact beiwohnte.

Bei dem Klang dieses Namens sahen sich die fünf alten Damen betroffen und überrascht an und holten gleichzeitig fünf tiefe ahnungsvolle Athemzüge; geisterhaft rauschten die seidenen Reifröcke und die Mirletons auf den hohen Coiffüren nickten gespenstisch hin und her.

Frau von Klettenberg ward fahl wie ein Tuch und stammelte mit unheimlich zuckenden Lippen, die sie vergeblich mit einem Lächeln über die liebe Unschuld zu versüßen suchte:

Geh nur hinauf, ich lasse dich rufen, wenn du hier besser an deinem Platze bist wie jetzt.

Um Gott, Frau Schöffin, was blitzt Sie mich denn so fürchterlich an? sagte Elisabeth erschreckt durch den wüthenden Blick, den bei diesen Worten Frau von Klettenberg auf sie schoß.

Da faßte die stolze, auf's Höchste ergrimmte Dame das arme Mädchen krampfhaft bei der Hand, führte es schweigend aus dem Saale und machte die Thüre hinter sich zu.

Plitsch! Platsch! hatte Elisabeth statt Einer zwei jener gehaltvollen Morallehren auf den Wangen, die demjenigen, der sie so unerwartet empfängt, ein Gefühl bereiten, als sei ihm plötzlich die dunkle Symbolik des doppelten Reichsadlers klar geworden und der Unterschied von Rechts und Links und Links und Rechts existire ferner nicht mehr für ihn.

Und hiermit ließ sie Elisabeth stehen, kehrte zu ihren Freundinnen in das Staatszimmer zurück und sagte, ohne durch einen Zug ihres Gesichtes zu verrathen, was soeben draußen im Vorsaale vorgefallen:

Ein liebes Kind! Nur Schade, daß es in einem so unruhigen Hause groß geworden ist! —

Halb todt von Scham und Schrecken wußte Elisabeth, deren Wangen wie Feuer glühten, einen Augenblick nicht, ob sie zu ihren Eltern eilen oder zum Herrn von Klettenberg hinaufgehen und sich bei ihm für die ihr widerfahrene unerhörte Mißhandlung Genugthuung holen sollte. Denn der Schöff war ein Mann von strengster Rechtlichkeit und alle Welt wußte, wie wenig er mit seiner stolzen herrschsüchtigen Frau harmonirte. Elisabeth zitterte vor Wuth und der gekränkte Stolz preßte ihr zwei große Thränen aus; aber gleich nachher — ja, so war's Recht — wußte sie auch schon, was sie zu thun hatte und schlug dicht vor der Thüre des Staatszimmers, in welchem die sechs alten Damen beisammensaßen, ein so lautschallendes Gelächter an, daß die Ratzen im untersten Keller und die Mäuse auf der obersten Bodenkammer des Klettenbergischen Hauses dieses unbändige Gelächter hören mußten und selbst Personen auf der Straße stehen blieben und verwundert hinaufschauten; denn ein solches mehr als „weltliches" Lachen war in diesem Hause nie zuvor angestimmt worden.

Dann ging Elisabeth mit dem Vorsatz, sich in jeder Weise für diese Kränkung Genugthuung zu verschaffen, hinauf zu der Freundin, nahm sich jedoch schon auf halbem Wege fest vor, dieser an ihrem heutigen Ehrentage nichts von dem Vorfall mit Frau von Klettenberg zu sagen, was auch immer der Grund von deren Wuth gewesen sein möge.

Als sie an der Stube des Herrn Schöff vorüberging, hörte sie drinnen den alten Herrn mit seinem bekannten schweren Schritt, jedoch sehr rasch, auf und abgehen und es kam ihr vor, als sei er grade jetzt in einer sehr lebhaften Conversation mit sich selber begriffen.

In diesem Hause ist Etwas nicht just, dachte Elisabeth und stieg beklommenen Herzens in die obere Etage hinauf. Als sie ohne anzuklopfen die Thüre zu Susannas Stube öffnete, stürzte ihr diese zwar im vollsten Staate, aber bleich wie der Tod in die Arme und brach in lautes Weinen aus.

Um Gotteswillen, Susanna, was hast du, was ist dir'geschehen? stammelte Elisabeth, alles Andere vergessend.

Er hat mich verlassen, der Treulose — er hat seine Schwüre gebrochen — o ich bin das elendeste Geschöpf unter Gottes Sonne! rief diese schluchzend.

Wer? — Narciß? Unmöglich!

Er hat dem Herrn Vater geschrieben, er könne sein mir gegebenes Wort nicht erfüllen, er sei nicht in der Lage, eine Frau und Familie standesgemäß zu erhalten — ach, Elisabeth, denke dir, er schreibt — er habe sich übereilt und wolle den Tod suchen!

Ja, wenn nicht zwischen Suchen und Finden ein kleiner Unterschied wäre! rief diese und jammerte fast noch lauter als die verlassene Braut.

Und unten warten schon die Basen und Tanten, fuhr Susanna wehklagend fort. Die Frau Mutter war so unvorsichtig gewesen, sie einzuladen, — ach, die arme Frau sitzt jetzt gewiß wie auf feurigen Kohlen!

Davon ich auch Zwei abgekriegt habe, dachte Elisabeth bei sich, laut aber sagte sie:

Darüber tröste dich, meine arme geliebte Susanna, die Welt wird und muß ihn verdammen, den treulosen undankbaren Narciß, denn wie hat er dir deine treue zärtliche Liebe vergolten? O ihr Männer! Ihr Männer! Wenn Einer nicht wäre, wollt' ich sagen, ihr seid Alle nichtsnutzig, seid allesammt werth, daß man euch den Laufpaß gibt, noch eh' ihr ihn verlangt!

Ich geh' in's St. Catharinenstift und nehme das Ordenskreuz, sagte Susanna.

Und ich heirathe niemals, sprach Elisabeth, denn an einem Verlobungsfest hatte sie nun ein für allemal genug.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Arago's Schuljahre.

In der wildesten Zeit der französischen Revolution, im Jahre 1793, verließ der Rechts-Licentiat Arago das Städtchen Estagel in Roussillon, um in Perpignan das Amt eines Münzaufsehers zu übernehmen. Sein Sohn Franz war damals sieben Jahre alt und hatte sich früh an den Anblick der Truppen gewöhnt, die sich im Coalitionskrieg an der spanischen Grenze zu sammeln pflegten. Der Wunsch, Soldat zu werden und das hierzu Nöthige zu lernen, war bei ihm sehr lebhaft; im Hause hatte er Lesen, Schreiben und Singen gelernt, in der Schule hielt man ihn zum Studium der Classiker an. Er ist demnach nicht, wie in mehreren Büchern angegeben wird, ohne Unterricht aufgewachsen. Auch bedarf es solcher Ausschmückungen nicht, um Interesse für seinen Lebenslauf zu erwecken, der durch äußeren Wechsel wie durch innere Einheit der leitenden Ideen höchst anziehend und belehrend ist und viel bekannter sein würde, wenn die Lesewuth nicht das werthlose Fabrikat französischer Romandichtung vorzöge.

Der Knabe Franz sah auf den Wällen von Perpignan einen jungen Mann, der Epauletten trug und mit Messungen beschäftigt war. Auf Befragen gab derselbe Auskunft, daß die Epaulette den polytechnischen Schüler bezeichnete. Franz verschafft sich ein Programm der Schule, bekümmert sich um Racine und Molière nicht mehr und treibt nur noch Mathematik. Er lernt einen Rentier, Namens Raynal, kennen, der stundenlang in der Küche sitzend seinen zahlreichen Dienstboten Befehle ertheilt, dabei aber die Himmelsmechanik von Laplace studirt. Von ihm erhält er Garniers Algebra und vertieft sich in dieselbe. Die Decke des Buchs war nach der noch jetzt in Frankreich vorkommenden Art mit bedrucktem Papier überklebt; Arago benetzt ein Blatt, um es abzulösen und findet darunter die Worte aus einem Briefe von d'Alembert: „vorwärts, vorwärts, das Vertrauen wird kommen", die er nun als Orakel betrachtet. Er weiß die Abneigung seiner Aeltern zu beschwichtigen und bestimmt sich für die Artillerie. Jeden Tag beginnt er mit musikalischen Uebungen, mit Tanz- und Fechtunterricht, weil man ihm gesagt hat, daß ein Officier auch solche Dinge verstehen müsse.

Endlich hört er, daß in Toulouse die Prüfung aller Candidaten für die polytechnische Schule stattfinden soll. Der Examinator war Monge, ein Sohn des großen Mathematikers, der mit Napoleon in Aegypten gewesen war. Arago reist mit einem Mitschüler von Perpignan nach Toulouse; aber der Letztere wurde zuerst geprüft und fiel kläglich durch. Arago hörte ringsum Zischeln und Spott gegen die Weisen von Perpignan; Monge selbst redete ihn an: „Wenn es mit Euch so steht wie mit Eurem Kameraden, so ist das Ausfragen überflüssig".

Arago: Mein Freund weiß mehr als er gezeigt hat; vielleicht habe ich aber mehr Glück. Die Art, wie Sie zu mir sprechen, könnte mich freilich ebenfalls einschüchtern.

Monge: Einschüchtern! Das ist die beständige Ausrede der Unwissenheit. Nur um Euch die Schande des Durchfallens zu ersparen, rathe ich wohlmeinend: laßt Euch nicht examiniren!

Arago: Die größte Schande thun Sie mir in diesem Augenblick schon an. Prüfen Sie mich; dazu sind Sie verpflichtet.

Monge: Ihr setzt Euch auf ein hohes Pferd, wollen sehen, ob Ihr dazu berechtigt seid.

Diese Prüfung dauerte über zwei Stunden; es zeigte sich, daß der Schüler in den schwierigsten analytischen Fragen bewandert war, seinen Lagrange durch und durch kannte und nicht nur die Aufgaben löste, sondern sogar über den Werth und Unwerth der verschiedenen Methoden Bescheid zu geben wußte. Monge umarmte ihn, gab ihm den ersten Platz auf der Liste und Franz war ganz besonders glücklich, daß die Ehre von Perpignan gerettet war. Er war nun (1803) polytechnischer Schüler und gehörte zu der unruhigen Abtheilung (brigade) der Gascogner, über die er nach einem Jahr zum Decurio (chef) ernannt wurde. Als er in die obere Klasse versetzt werden sollte, entstand neue Prüfungsnoth; diesmal war Legendre der Examinator. Als Franz eintrat, wurde eben ein anderer Schüler, dem man mit Fragen unerbittlich zugesetzt hatte, ohnmächtig weggetragen. Dies stimmte jedoch den Herrn Legendre nicht milder. Er behauptete zuerst, Arago könne seinem Namen nach kein ächter Franzose sein; er müsse wohl von Spanien stammen. „Mag sein, erwiederte Franz; aber Sie wissen wohl, daß man schon beim Eintritt in die Schule seine Nationalität nachweist. In meiner geringen Familie hat man keine Urkunden über den Stand seiner Ahnherrn; Jeder ist der Sohn seiner Werke. Ich selbst bin Franzose und ein sehr guter Franzose; mit dieser Erklärung haben Sie sich zu begnügen."

Legendre, sichtlich gereizt, begann die Prüfung mit einer Aufgabe, die durch Anwendung der doppelten Integralen zu lösen war. Arago bediente sich der Methode Legendres. „Woher haben Sie diese Methode? fragt Letzterer; der Professor unterrichtet ja nicht nach ihr!" Aus Ihren Schriften, war die Antwort. „Und warum nehmen Sie meine Methode? Wollen Sie mich bestechen?"

Arago: Das kommt mir gar nicht in den Sinn. Ich nehme sie, weil ich sie für besser halte.

Legendre: Entweder Sie geben mir die Gründe an, warum Sie diese Methode vorziehen, oder ich gebe Ihnen eine schlechte Note, wenigstens in Bezug auf Ihren Charakter.

Der Schüler wies nun deutlich nach, wieso Legendres Verfahren besser sei als dasjenige, das Lacroix in seinen Vorträgen befolgte. Auch diese Noth war überwunden; doch erfahren wir bei der Gelegenheit, welche sonderbare Mißbräuche damals noch in den Prüfungen vorkamen. Ein Professor Barruel, der in der Physik zu prüfen hatte, nahm der Kürze wegen immer zwei Zöglinge zugleich vor und gab, wenn sie in ihren Kenntnissen verschieden waren, Jedem von Beiden die mittlere oder Durchschnittsnummer. Mit Vorliebe gedachte Arago noch im Alter der Neckereien, die in der Schule stattfanden, obwohl der Unterricht und der ganze Organismus solcher Anstalten in Frankreich von einem Ernst und einer Strenge beseelt ist, wie wir sie in Deutschland nicht kennen. Wenn ein Professor Hassenfratz am meisten zu leiden hatte, so trug vielleicht sein barocker Name einen Theil der Schuld.

Das Jahr 1804 kam heran und der neue Umschwung, der das Consulat in ein Kaiserreich verwandelte, wirkte auch auf die Schule

ein. Schon als jene Verschwörung, zu der Moreau und Pichegrü sich mit Cadoudal verbunden, gescheitert war, wollte man die Zöglinge veranlassen, eine glückwünschende Zuschrift an den großen Consul zu unterzeichnen. Vergebens! Der Name des Siegers von Hohenlinden war noch zu volksthümlich; die Weigerung war allgemein und die Schüler schützten vor, daß sie sich in eine Angelegenheit, die dem gerichtlichen Urtheil unterlag, nicht einzulassen hätten. Auch eine Adresse, worin die Schüler ihre Freude über die Stiftung der Ehrenlegion aussprechen sollten, kam nicht zu Stande.

Enghien fiel, das Kaiserthum war durch Abstimmung festgestellt und nun verlangte der Oberaufseher der Schule, Lacuée, die feierliche Huldigung der Zöglinge. Aber gerade die besten Schüler konnte man nicht dazu bewegen. Im großen Rundsaal fand die Feierlichkeit unter namentlichem Aufruf statt; aber die Meisten riefen einfach „Hier", statt der verlangten Worte: „ich schwöre!" Bald rief man den Namen Brissot; er war der Sohn des bekannten Politikers der Gironde. Der junge Mann rief laut und fest: „ich schwöre dem Kaiser keinen Gehorsam". Lacuée, bleich und aufgeregt, befahl einer Schaar von Zöglingen, die unter den Waffen stand, den Widerspenstigen festzunehmen und in Verwahr zu bringen. Aber an der Spitze dieser Schaar stand Arago; sie gehorchte nicht. Brissot sagte ruhig zu dem General: „Wollen Sie mir den Ort nur angeben, den Sie mir zur Haft bestimmen; zwingen Sie die Schüler nicht zu der Schmach, die Hand an einen Kameraden zu legen". Am Tag darauf wurde er ausgestoßen.

Um diese Zeit wurde die Stelle eines Secretärs am Observatorium frei; der junge Arago sollte sie erhalten. Er nahm sie ungern und nur unter der Bedingung an, daß sein Name auf der Liste der polytechnischen Schüler bleiben sollte. Noch immer belebte ihn der Wunsch, in das Heer einzutreten, wo er auf die besondere Gunst des Marschalls Lannes zählen konnte, mit dem schon sein Vater befreundet war. Er wurde mit Poisson bekannt und hatte bald auch das Glück, im Hause des hochverehrten Großmeisters seiner Wissenschaft, Laplace, verkehren zu dürfen. Doch war die Enttäuschung des idealisch gestimmten Jünglings lebhaft und schmerzlich, da er die Schwächen des berühmten Mannes erkannte, der aus Eifersucht wegen eine Anerkennung Lagrange's aufbrauste und aus Knauserei seiner Frau die Schlüssel zum Zucker vorenthielt.

Arago arbeitete ruhig auf dem Observatorium, als unvermuthet der junge Sylvan Brissot eintrat und ihm eröffnete, er habe sich seit jenem gezwungenen Austritt aus der Schule nur noch in einer Sache, nämlich im Pistolenschießen geübt. „Ich bin nun, sagte er, ein so guter Schütz wie Wenige. Ich habe auf dem Carousselplatz ein Zimmerchen gemiethet, ganz nah der Stelle, wo Napoleon, wenn er aus den Tuilerien reitet, die Revue abzuhalten pflegt. Frankreich soll seinen Tyrannen bald los werden. Vom niederen Fenster meiner Stube wird die Kugel ausgehen, die seinen Schädel spaltet."

Eine schreckliche Lage für den Vertrauten! Arago wies seinem Freund nach, wie Jeder, der in eine solche That sich einließ, von der Geschichte als Meuchler gebrandmarkt wird; er beschwor ihn wenigstens um einigen Aufschub. Als er diesen erlangt hatte, verfügte er sich zu Brissots Mutter, die schon manches Furchtbare überstanden hatte; mit gerungenen Händen bat er sie, den Sohn von dem unheilvollen Plan abzubringen. Die im Uebrigen sanfte und ruhige Frau antwortete: „wenn Sylvan die That für patriotisch hält, so habe ich weder den Wunsch noch die Absicht ihn zurückzuhalten." So war denn der junge Astronom, den die Sache furchtbar aufregte, auf seine eigenen Maßregeln beschränkt. Er benutzte den Umstand, daß Sylvan Gedichte und Romane schrieb, um ihm mit der Aussicht auf künftigen Ruhm zu schmeicheln. So oft eine Revue stattfand, besuchte er den jungen Autor und ließ sich seine neuen Sachen vorlesen. Brissot schmeichelte sich auch mit Liebeshoffnungen, die Arago nährte, bis die Gefahr sich verzogen hatte.

Im Jahr 1814 war Brissot Monarchist; wenigstens verfaßte er Maueranschläge, in denen er für die Wiedereinsetzung der Bourbons sprach.

Die Meridianmessungen in Spanien, die auf Anregung der französischen Regierung schon früher unter Méchains Leitung vorgenommen waren, sollten nun von Barcelona aus bis an die Insel Formentera fortgesetzt werden. Biot und Arago wurden mit dieser Arbeit betraut. Im Anfang des Jahres 1806 reisten sie mit einem spanischen Beamten, Rodrigues, nach der Grenze. Auf den Berghöhen besichtigten sie die Stationen und Signalplätze, die Méchain errichtet hatte. Die Leuchte zu Iviza auf dem Berg Campvey war die letzte; Arago sollte das nächste Licht auf dem Desierto de las Palmas damit in Correspondenz bringen. Die Aufgabe wurde durch manches ungünstige Verhältniß erschwert. Sechs volle Monate verbrachte der lebhafte junge Gelehrte auf einsamer Bergspitze, wo zur Bewegung nur ein Raum von zweihundert Quadratfuß vergönnt war und wo er keine Veränderung hatte als den Besuch zweier Karthäuser, die sich aus dem Kloster, das am Fuß des Berges lag, manchmal gegen die Ordensregel zu ihm stahlen. „Jetzt alt und schwach, sagte der greise Arago, kaum meinen Füßen trauend, denke ich unwillkürlich der Zeit, wo ich Tag und Nacht auf jenen Grenzgebirgen von Valencia und Aragonien umherklomm, um Signale, die ein Orkan zerstört, wiederherzustellen."

Die Anerkennung, die Arago's geodätische Leistungen fanden, bildet den Abschluß seiner Lehrjahre; mit den Ausflügen in Valencia beginnt die wechselvolle, abenteuerliche Wanderzeit. C.

(Wird fortgesetzt.)

Bilder aus Oesterreich.

I. Ein ungarisches Postamt.

Wenn man von Pesth aus den Weg gegen Debreczin einschlägt, vielleicht um nach Siebenbürgen zu gelangen, so hat man bald Gelegenheit, die ungarischen Straßen mit ihrer in urwüchsiger Laune sich ergebenden Unwirthlichkeit kennen zu lernen.

Gibt es im deutschen Lande zehn Gelegenheiten für eine, um auf der mindest belebten Landstraße von einem Orte zum andern zu gelangen, so ist auf dieser Hauptroute Ungarns die kaiserliche Post das einzige Verbindungsglied zwischen meilenweit auseinander liegenden Punkten. Eine gute Himmelsconstellation und eine vortheilhafte Jahreszeit vorausgesetzt, keucht der Postwagen täglich einmal durch die monotone Ebene hin, weniger der Passagiere als des Postfelleisens wegen. Ist das Wetter ungünstig, macht Regen oder Schnee die Straße, welche mehr angedeutet als ausgeführt ist, unfahrbar, dann freilich geschieht es, daß Briefe und Reisende von drei, vier Tagen gleichzeitig an dem Endpunkte der Reise zusammentreffen. Wer dann vierzig Meilen in vier Tagen und Nächten zurückgelegt, kann sich demjenigen gegenüber, der, um dieselbe Strecke zurückzulegen, sieben Tage gebraucht, eines besonderen Glückes rühmen.

Kaufleute, Offiziere und Beamte bilden fast ausschließlich den menschlichen Inhalt der Postwagen auf dieser traurigen Linie. Der Kaufmann ist ein Allerweltskind von Hause aus, und der Beamte befindet sich in demselben mobilen Zustande wie der Offizier und muß unbedingt dem unsichtbaren Commandoworte gehorchen, welches ihn heute nach Polen und morgen nach Niederungarn beordert.

Wenn auf der langen Reise zuweilen die Pferde gewechselt werden, so ist das ein Ereigniß, das auch in die einförmige Fahrt einige Abwechslung bringt.

Jetzt eben hält der Wagen an, und zwar vor einer einsamen Czarda, welche zugleich das Posthaus repräsentirt; der Czardawirth tritt an den Wagenschlag, zählt die Häupter der Angekommenen und berechnet darnach, ob er drei, vier oder mehr Pferde, welche sich in der Nachbarschaft der Czarda frei herumtummeln, einfangen lassen

soll, um die Post weiter zu befördern. Nachdem der Calcül gemacht ist, wird der Wagenschlag geöffnet und der Eintritt in das Innere der Czarda steht uns offen. Allzu wirthlich sieht es in dem Raume nicht aus, denn Wände mit rohem Lehmanwurf und ein in erschreckender Nacktheit starrender Lehmboden sind nicht die comfortabelste Decoration eines Wohnzimmers.

Die reisenden Damen verstummen auch sofort, kaum daß sie eingetreten sind und machen Miene, sich scheu zurückzuziehen. Doch ist es nicht die bereits gewohnte Unwirthlichkeit des Locals, welche sie zurückschreckt, sondern vielmehr der Umstand, daß im dunklen Hintergrunde der Stube fünf bis sechs Gestalten sichtbar werden, welche in rohe Schafspelze eingehüllt den Ofen umlagern. Die rauhe, wollige Seite der Pelze ist herausgekehrt und gibt den Leuten ein unheimlich riesenhaftes Aussehen. Die Unterhaltung, welche die Burschen in der Gegend des Ofens führen, bewegt sich im flüsternden Tone und erhält nur durch die eigenthümlichen Blicke, mit welchen einer oder der andere die Passagiere mustert, eine beredte Illustration.

Die Tafelrunde im Schafspelzcostüme weckt bei den Reisenden unwillkührlich den Gedanken, ob man im äußersten Falle den ziemlich verdächtig aussehenden Gesellen gewachsen wäre. Der Postconducteur wird befragt, ob er glaube, daß etwas zu fürchten sei; derselbe wechselt mit dem Besitzer der Czarda einige Worte in magyarischer Sprache und gibt dann den etwas beruhigenden Bescheid, daß man es mit harmlosen Gesellen zu thun habe — wenigstens soweit der Schein nicht trüge.

Diese Erklärung läßt die Frauen nicht ganz aus dem Zittern herauskommen, befriedigt die Männer jedoch insoweit, daß sie wieder im Stande sind, an ihren Hunger zu denken. Aber auf alle Fragen, ob etwas vorräthig sei, antwortet der Postmeister mit einem betrübend consequenten Kopfschütteln. Es hat den Anschein, daß man die Nacht über sich mit seinem ausgehungerten Magen auf möglichst guten Fuß setzen, oder nach dem in jeder Czarda vorräthigen Speck greifen müsse, als der Postconducteur sich plötzlich erinnert, daß er noch eine Wurst bei sich habe, die er in Pesth gekauft.

Das Anerbieten des wackeren Mannes, diese Wurst der Vertilgung preiszugeben, wird mit einer so freudigen Genugthuung entgegengenommen, als ob eine exquisite Tabled'hôtemahlzeit in Aussicht stände.

Die Wurst wird aufgeschnitten, schon langen sechs Hände nach ihr, als der Conducteur bemerkt:

Ich muß die Herrschaften um Verzeihung bitten — aber wir müssen jener Gesellschaft die Wurst früher zu kosten geben. Die Nichtbeachtung dieser Etikettenmaßregel könnte uns unangenehme Verwicklungen zuziehen.

Und der Conducteur, der seine Leute, wie man sieht, gründlich kennt, nimmt den Teller, geht zu den Leuten in den Schafspelzen, und bittet sie, indem er sie magyarisch anredet, zuzugreifen.

Ein wohlgefälliges Grunzen wird vernehmbar, sechs schwarzbraune Hände werfen sich gleichzeitig auf den dargebotenen Teller und leeren ihn zur Hälfte. Mit den Ueberresten kehrt der Conducteur zu den Reisenden zurück. Die Damen haben bereits den Appetit gänzlich verloren, und selbst den Männern kostet es Angesichts der von den Schafpelzinhabern eben ausgeführten Razzia einige Ueberwindung, ehe sie sich entschließen, den Teller vollends zu leeren.

Bei dem Tische am Ofen hat die Wurst eine lebhaftere Conversation zu Tag gefördert. Der Czardawirth muß neuen Speck bringen, derselbe wird auf die Wurstschichten in zollhoher compakter Lage aufgebreitet und mit Behagen vertilgt.

Wer die Leute auch immer sein mögen, ihre Stimmung den Reisenden gegenüber ist eine viel freundlichere geworden und selbst die Frauen fassen nun wieder Muth und geben den ursprünglichen Gedanken auf, daß sie es mit Pußtaräubern zu thun haben.

Man fängt an sich wieder reisefertig zu machen, als ein Mann, dem Anscheine nach ein Knecht, hereintritt, und dem Posthalter mittheilt, daß der Kutscher die Post nicht weiter befördern wolle.

Der Postmeister macht ein grimmiges Gesicht und verläßt die Stube. Man gewahrt noch, wie er in eine an die Hauptstube angrenzende Kammer tritt, wo der Kutscher Angesichts eines Weinkruges und eines riesigen in einen Laib Brod eingehöhlten Speckfragmentes unter grimmigen Flüchen erklärt, daß ihn nicht neunundneunzig Teufel von der Stelle wegbringen, bis er Wein, Speck und Brod vom Erdboden vertilgt.

Die Reisenden sind eben in lebhafter Unterhaltung begriffen, welche sich um die Lebensfrage dreht, wann man wohl nach Zilah, dem ersten siebenbürgischen Marktflecken von einiger Bedeutung, kommen würde, als ein fürchterliches Heulen von draußen hereintönt. Dazwischen saust es durch die Luft wie Peitschengeknall. Neugierig treten die Passagiere auf die Schwelle, um in die Hausflur zu blicken, von welcher der Lärm herübertönt. Was sie da erblicken, ist wenig geeignet sie zu erbauen.

Inmitten der Flur steht der Posthalter und schwingt, echt ungarische Flüche murmelnd, eine Peitsche, deren Kern ein wahrer Komet an Länge ist; so oft das Instrument auf den Rücken des widerspenstigen Kutschers niederfällt, macht dieser eine wüthende Grimasse und bricht in ein Heulen aus. Aber es gibt keinen Ausweg für ihn; der Posthalter versperrt ihm den einzigen Weg, auf dem er flüchten könnte, und wohin er sich sonst auch wenden mag — überall ereilt ihn die unendlich lange Peitsche.

Es dauert ziemlich lange, bis der in der Insurrection begriffene Kutscher sich bereit erklärt, den Postwagen weiter zu fahren. Kaum hat er sich dazu verstanden, so werden die Feindseligkeiten gegen ihn eingestellt, und der Geprügelte beginnt mit Eifer das Gespann in Stand zu setzen. Es hat ganz den Anschein, als ob dem Manne die Prügel ein Bedürfniß wären, das ihn erst zum Arbeiten befeuern müßte. Von dem Augenblicke an, wo er seine Tracht weggekommen hat, ist er der gefügigste und intelligenteste Kutscher von der Welt, und geht mit einer Lust an die Bewältigung seiner Aufgabe, als ob ihm dieselbe zum besonderen Vergnügen gereichte.

Vielleicht haben wir es da mit einem heimtückischen Menschen zu thun, der uns, der Himmel weiß wohin, auf Irrwege führen wird? fragt einer der Reisenden besorgt, als er die unheimliche Thätigkeit des Geprügelten gewahr wird.

Seien Sie ganz ruhig! entgegnet der Posthalter lächelnd, der ist schon hundertmal geprügelt worden und hat dann hundertmal die Passagiere prächtig gefahren — etwas, was er ohne Prügel zu thun nicht im Stande ist.

Und in der That brachte der Bursche sein Gespann in dritthalb Stunden über die an drei Meilen lange Poststation hinweg.

Jul. Gundling.

Ein neues Gedicht von Goethe.

Der neugeborne Eros *).

Wenn von Eros ersten Wunden
Früh der edlern Sehnsucht Zug
Glutgereinigt zu gesunden
Dich zu Phöbos Haine trug;

*) Dieses Gedicht richtete Goethe an seinen Freund, den Reg.-Rath Nicolaus Meyer, nachdem derselbe eine Sammlung seiner Gedichte in einem Taschenbuche, Eros betitelt, herausgegeben. Das Gedicht findet sich in der soeben bei H. Hartung in Leipzig erschienenen Briefsammlung von Goethe und seiner Frau an den Genannten. Wir kommen auf dies Buch in der nächsten Nummer zurück.

Wo zu Rosen, schnell verblühend,
Deren Dorn Dich blutig stach,
Deine Hand sich ernster mühend
Daphnes schlanke Zweige brach;

Bringst dem Gott in spätern Tagen
Willig Du die Lieder dar,
Der, so Wunden er geschlagen,
Schnell bereit zu heilen war.

Zürnen kann Apoll mit nichten,
Denn auf dieser Erdenflur
Muß man lieben um zu dichten —
Wie Er selbst es einst erfuhr.

Vor des Jovis Thron umschlingen
Jene stets sich brüderlich.
Wie sie Deine Brust durchdringen,
Lieben beide Götter Dich.

Wenn die köstlichste der Spenden,
Der Genesung Balsamkraut,
Phöbos Deinen milden Händen
Sterblichen zum Heil vertraut,

Hat Dich Eros auserkoren
Selbst zum Pflegevater hier,
Sendet, ewig neugeboren,
Seinen jüngsten Bruder Dir.

Feuilleton.

— Ideal und Kritik ist der Titel eines soeben erschienenen Erstlingswerkes von dem in unserer Mitte lebenden jungen Schriftsteller Hermann Presber; ein lebendig geschriebenes humoristisches Genrebild aus der nächsten Gegenwart, in dem sich ein frischer jugendfroher Sinn und ein fantasievolles Gemüth freundlich und farbenreich widerspiegeln. Das Ganze gleicht einer Selbstbiographie in freier Uebertragung, mit eingewebten Novellen, Humoresken, Gedichten, Genrebildern und Naturschilderungen; denn wenn es auch nirgends bestimmt ausgesprochen ist, so merkt man doch bald, daß der Held des Buches (Richard) und der Verfasser sich so wenig von einander unterscheiden, daß Einer recht gut für den Andern gelten könnte. Wie aber das selbsterlebte Ereigniß, wenn es von der Dichterfantasie verklärt wird, einen viel unmittelbarern Reiz ausübt als die erfundene Geschichte, so fesselt uns auch in diesem Buche die Persönlichkeit des Autors ungleich mehr wie die seines literarischen Doppelgängers Richard. Auch an ächtem Humor fehlt es in „Ideal und Kritik" nicht, der sich besonders da am Wirksamsten zeigt, wo der Verfasser uns Zustände und Menschen der Wirklichkeit vorführt und im Kleinen und Einzelnen, was ja der Humor überhaupt soll, das Große und Ganze treffend schildert. Das Einzige, was wir zu tadeln haben, ist das oft störende Herbeiziehen von theils wirklichen, theils eingebildeten Literaturgrößen der Gegenwart, wie überhaupt das Vermengen einer gesunden und poetischen Welt- und Lebensanschauung mit der Blasirtheit unserer heutigen Literatur. Dadurch leidet die Idealität des Buches und die Kritik gewinnt nicht dabei. Auch die Fieberschauer, die den angehenden Schriftsteller beim Eintritt in die Oeffentlichkeit anwandeln — so sehr sie auch zu Gunsten des wahren Talentes sprechen — hätten wir in der Charakteristik Richards weniger ausführlich gezeichnet gewünscht, indem der Leser dadurch zu häufig versucht wird, den Literaten mit dem Dichter zu verwechseln. Dahingegen sind die kleine Novelle vom scheelen Kasper, sowie das treffliche Genrebild vom Doctor Kümmernuß und die tragische Humoreske, deren Schauplatz die Villa Scherr ist, als vorzüglich gelungene Parthien des Buches zu bezeichnen. Auch die Schilderung von Tübingen und den dortigen Zustände, so sehr sie gegen die mit aller Farbenglut und Innigkeit der Heimatsliebe ausgestattete Illustration des schönen Rheingaues absticht, ist ein Glanzpunkt des Buches, das die Verlagshandlung (Meidinger Sohn und Comp.) mit einer würdigen Ausstattung bedacht hat. M.

— Die Poesie der Zukunft. Die Naturwissenschaften machen reißende Fortschritte! Sie haben sich nicht nur der Philosophie bereits vollständig bemächtigt, sondern dringen auch schon mit siegreicher Allgewalt in die Gebiete der Künste ein und wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr ferne, wo unsere Naturforscher in ihren Musestunden auch zur Palette und zum Bildhauermeißel greifen und uns in Farben und Marmor das Wesen und den Geist des alleinseligmachenden Materialismus ihrer Wissenschaft bildlich veranschaulichen. In unsern Kunstvereinen wird man dann nur noch Gemälde von secirten Hunden, Katzen und Salamandern sehen, die Sculptur wird uns mit den Formationen des menschlichen Gehirnes, mit den Nervenknoten und dem Muscular-System bekannt machen, und über ein Veilchen singen auch unsere Primadonnen auf der Bühne schmelzende Arien von der Nichtexistenz der Menschenseele, von dem Triumph der Phrenologie, und unsere tragischen Helden, statt des Schwertes ein großes Secirmesser an der Seite, halten Monologe gegen die Gottheitsidee und reflectiren tiefsinnig über Nahrungsmittel, Sauerstoff und Dünger. In Romanen und Novellen werden wir lesen, was Chemie und Anatomie an erstaunlichen Resultaten gewonnen, schmachtende Liebende werden sich statt an dem altmodischen Nachtigallgeflöte, am melodienreichen Rhythmus des Mörserstößers ergötzen, werden sich statt beim Mondenschein beim Glanz feuriger Retorten ewige Liebe schwören; kurz, die vorgeschrittene Menschheit wird nur noch diejenige Muse verehren, die sich zuvor im chemischen Laboratorium und im Anatomiesaal umgesehen hat. Namen wie Shakespeare, Schiller, Goethe, Calderon wird man nur noch mit mitleidigem Achselzucken nennen, selbst der Heide Homer war im Grunde doch nur ein blinder, köhlergläubiger Idealist, und höchstens gilt noch Dante etwas, der wenigstens in seiner Hölle ein annäherndes Bild der materialistischen Weltphilosophie gezeichnet hat. — Das ist die Betrachtung, die sich uns beim Einblick in das Lehrgedicht „Natur und Geist" von Dr. E. Mayer aufdrängt, dem der unbestreitbare Ruhm gebührt, sich den ersten Lorbeer in der anatomischen Dichtkunst errungen zu haben. Wenn der Mann kein vorzüglicher Satyriker ist, so — doch wir wollen es dem Leser selbst überlassen zu entscheiden, was er ist, — und greifen mit aufgeschürzten Aermeln kühn in die Fülle dieser unvergleichlichen Anatomie-Blüthen hinein! — Schon die dithyrambischen Eingangsstrophen sind von einer gewaltig hinreißenden Wirkung.

O Muse, öffne mir des Lebenstempels Siegel,
Du Werkstatt, wo der Geist des Leibes Glieder schafft;
Wo das Geheimniß liegt, das decken sieben Siegel,
Wo das Ἐνορμῶν *) wohnt, des Urwerks Federkraft.
Zeig' mir, wie durch den Leib die Lebensgeister dringen,
Da fühlen, treiben an; hier leuchten und dort schwingen;
Da klopfen ohne Rast, die Luft zur Kohle leiten,
Dort kochen, gähren, glühn, die Quintessenz bereiten.

Die Formeln der organischen Chemie werden mit großer Gewandtheit in ganz anmuthige und lehrreiche Reime gebracht.

Gesetzt, dein Körper soll einhundert Pfunde wiegen,
So wiegt dein festes drei und einen Theil das Blut;
Im Tigel nur zwei Loth als Asche bleiben liegen,
Wenn hat den Leib verzehrt des Feuers rasche Glut.

Wenn sich die Säfte nun entmischen und veralten,
Der Erde Stoff im Leib sich angehäufet hat,
Zum . . . . wird Ammon und Talk und Kalkphosp hat.

Die Güte der Natur gegen die Herren Studiosen der Anatomie ist unverkennbar; denn:

Achthundert Muskeln sind im Leibe aufgeschichtet
Erschrecke, Tiro, nicht, es ist die Zahl zwar groß;
Doch hat es die Natur sehr weise eingerichtet,
Zu merken brauchest du die eine Hälfte bloß.

Mangel an Logik und Syntaxis ist es, was die Thiere zu sprechen hindert:

Den Menschen von dem Thier die Kunst der Sprache scheidet,
Dem Affen an dem Hals ein Beutel hemmend hängt.
Auch ist ihm die Syntax für immer wohl verleidet,
Er spricht nicht, weil er nicht in Syllogismen denkt.

Der Unterschied zwischen uns und dem Engländer ist ungemein scharf und tiefsinnig characterisirt:

Wenn leise athmen wir, drei Zolle Luft genügen,
Die ziehen wir ganz kurz und ganz unmerklich ein;
Doch athmet ein John Bull in tiefen großen Zügen,
Mag der Kubikzoll Zahl wohl fast dreihundert sein.

*) Die Lebenskraft.

Doch genug der Proben, die unsere Leser mehr als hinreichend überzeugen werden, daß die Pforten des Jahrhunderts einer neuen Poesie geöffnet sind. Noch ein Weilchen, und die Zukunftsmusik des Herrn Wagner hat eine gefährliche Rivalin an — der Zukunftspoesie gefunden!

— Schleiermacher. Während so manche Gelehrte, welche doch nicht zu den Koryphäen der Wissenschaft zu rechnen sind, ihren Biographen gefunden haben, fehlt uns bis jetzt noch eine Biographie Schleiermachers. Außer einem kurzen curriculum vitae, das er selbst, um die Ordination zu erlangen, im Jahre 1794 niedergeschrieben hat, und außer den von seiner Gattin herrührenden, sparsamen Nachrichten über seine letzten Tage, haben wir nichts Biographisches über ihn. Woher kommt diese auffallende Erscheinung? Entweder ist Niemand da, der dieser allerdings nicht leichten Aufgabe gewachsen ist, oder es findet sich bei Schleiermachers Schülern und Freunden nicht so viel Liebe und Anhänglichkeit an den Vollendeten, daß sie sich angetrieben fühlen, sein Leben der Mitwelt und Nachwelt darzustellen, wie er es doch wegen der Originalität seines Geistes und seines großen Einflusses auf die Wissenschaft vor Allen verdient. Die Ausrede, daß Männer wie Schleiermacher in ihren Werken leben und zeugen, ist am Ende weiter nichts als eine klägliche Ausrede, eine Beschönigung des Nichtwollens oder des Nichtkönnens. Hegel lebt auch in seinen Werken und doch hat Professor Rosenkranz, sein Schüler, das Leben dieses Philosophen auf eine seinen Lehrer und ihn ehrende Weise beschrieben. Warum hat Arndt, Schleiermachers naher Verwandter, nicht schon längst die Feder ergriffen? Warum nicht der Prediger Jonas in Berlin, Schleiermachers Schüler und Freund? Möchte derselbe insbesondere bedenken, daß, wenn er nichts thut, um Schleiermachers Leben zu schildern, später ein Unberufener kommt (denn geschrieben wird seine Biographie jedenfalls) oder ein Unfähiger, der dieses unternimmt, und daß ihn dann die Verantwortung vor dem Richterstuhle der Freundschaft und Liebe trifft, die doch über das Grab hinausdauern soll, die schwere Verantwortung, unterlassen zu haben, was, wenn nicht die Pflicht, doch die Liebe hätte thun sollen. Es mag allerdings schwer sein, Schleiermachers Leben zu beschreiben, da es nicht an Widersprüchen in demselben fehlt und an dunkeln Stellen; aber darüber hilft nichts besser hinaus als die Wahrheit, und nichts wäre hier schlimmer als entschuldigen und beschönigen zu wollen, was nach den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit nicht entschuldigt werden kann. Als eine Erinnerung an Schleiermacher und als eine Mahnung an seine Berliner Freunde mögen daher diese Zeilen betrachtet werden. C. Pl.

— Frankfurts musikalische Zustände in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts schildert uns der bekannte Daniel Schubart (gest. 1791), indem er davon meldet:

„Diese Stadt hat sich nie durch große musikalische Anstalten ausgezeichnet und kaum einige musikalische Köpfe von Bedeutung hervorgebracht. Zwar sind daselbst gute Orgeln und wohleingerichtete Kirchenmusiken; allein weder Organisten von Genie, noch sonst hervorragende Musiker im Chore. Doch alle diese Gebrechen ersetzen die vortrefflichen Concerte, welche dort häufig im sogenannten Rothen Haus veranstaltet werden. Es gibt wenige große Meister, die sich nicht nach und nach daselbst hören ließen; und außer in Hamburg sind keine Privatconcerte einträglicher als die Frankfurter. Rolli zog einmal aus einem einzigen Concert 3000 fl. Nicht bloß die Liebhaberei der Stadt, sondern auch der große Zusammenfluß von Fremden, besonders zur Meßzeit, macht diese Concerte so einträglich und lockt die größten Meister dahin.

Hierdurch ist der Musikgeschmack der Stadt ungemein gebildet worden. Nirgends ist die musikalische Erziehung so allgemein wie hier; selbst Bürger vom mittleren Stande lassen ihre Kinder fast durchgängig im Sang und Spiel unterrichten. Nur ist der dasige Geschmack jetzt etwas weichlich geworden. Das Große, Tiefe und Hohe wird dort nicht so goutirt als das Sanfte, Modische, Komische, Tändelnde: Eine traurige Folge des langen Aufenthaltes der Franzosen in dieser deutschen Stadt. Kayser ist der beste musikalische Kopf, den Frankfurt hervorbrachte. Er hat sich expatriirt und hält sich jetzt in Zürich auf. Die Originalität seines Charakters drückt sich in allen seinen Compositionen wie in seiner Spielart aus. Seine Faust (sic!) ist geflügelt und schimmernd, der Umriß seiner Passagen stark markirt, seine Manieren sind rund und schön und seine Triller kräftig.

Er hat viel für den Gesang und das Klavier gesetzt und jedem Product den Stempel seines Originalgeistes eingeprägt. Sein Satz ist gründlich und männlich, voll Einfalt und zur Größe aufstrebend. Gluck ist sein Mann; nur diesen scheint er sich zum Muster gesetzt zu haben, ohne sich darum seine Eigenthümlichkeit rauben zu lassen. Er hat verschiedene Lieder von Gellert, nebst einigen von Cramer und Klopstock sehr schön für die Kirche, auch für Privatconcerte komponirt. Auch etliche Lieder von seinem Busenfreund Goethe sind ihm trefflich gelungen. Und doch hat dieser Musiker wenig Sensation in Deutschland hervorgebracht. Es fehlt ihm an Grazie, an Gefälligkeit und an Leichtigkeit der Melodien. Sein Satz ist oft mürrisch und finster, als wenn er seinen Zeitgenossen sagen wollte: Ihr seid Thoren, daß ihr mich nicht erwählt. Wir besitzen von diesem Manne auch manchen schönen Aufsatz über die Tonkunst. Sein Styl ist original, in starken Empfindungen aufflammend, voll großer und richtiger Gedanken, nur zu einseitig im Geschmacke. Er ist auch kein übler Dichter; allein aus allen seinen Producten schimmert ein Geist hervor, der Originalität affectiren will, nach neuen Einfällen hascht und seinen Endzweck immer nur halb erreicht. Er lebt mit den ersten Köpfen Deutschlands in Verbindung, und in diesem Strahlenkreise kann es leicht sein, daß er sich größer träumt als er wirklich ist. — Als Gulliver von Brobdingnak nach Hause kam, bückte er sich unter seiner Hausthüre, weil er glaubte, er sei unter den Riesen um zwei Köpfe größer geworden."

— Der in unserer letzten Nummer enthaltene Bericht über die ebenso geringfügigen als lächerlich ausposaunten Bilder von Scholl und Engel hat, wie nicht anders zu erwarten war, bei den anerkanntesten Künstern und Kunstkennern unserer Stadt volle Beistimmung gefunden. Referent wird seine Mittheilungen aus dem Kunstgebiete fortsetzen. Was die, als Extrablatt versandte „Entgegnung" betrifft, so lassen wir dies arme Machwerk auf sich beruhen.

Bühnenschau.

Frankfurt, 13. November.

Der beste Ton, Lustspiel von Töpfer. — Es kommt wohl selten vor, daß das Glück aus einer Ehe scheidet, weil der Ehrmann dem guten Ton huldigt. Es kommt auch in diesem Lustspiel nicht vor. Was der Herr von Strehlen und seine albernen Genossen für guten Ton halten, das wird in der anständigen Gesellschaft für den schlechtesten angesehen. Jede Nacht unter Begleitung des Becherklanges zu durchspielen, bis die Morgenröthe zum Ausschlafen des Rausches einladet, das hat von je, in allen Zeiten und Landen, nur Liederlichkeit geheißen; und Herr Töpfer hat fürwahr der guten Gesellschaft großes Unrecht angethan, wenn er ihr ein andres Wörterbuch mit anderen Auslegungen unterschieben will. Die Welt, — was sich so selbst die Welt nennt, ist eigentlich nur deren glänzend abgeriebene und gefirnißte Oberfläche, — die Welt befreundet sich wohl mit dem Laster; doch nur wenn es die Schminke der feineren Geistesbildung aufgelegt hat. Die gute Gesellschaft, dieser stolze Schaum, der hoch auf den obersten Wellen des Lebens schwimmt, bleibt doch immer, was die Welle selbst ist, aus der er (mit einem kleinen Zusatz von minder reinen Theilen) sich gebildet hat. Die gute Gesellschaft verläugnet nie die sittlichen Anschauungen ihrer Zeit, und ......

O Himmel und alle Musen! wohin bin ich gerathen? Bin ich ein Sonntagsprediger zu Sankt-Langweilen? Ich verirre mich in die Moralkirche, wenn ich aus dem Kunsttempel komme.

Also zur Kunst zurück; sie hatte ja eine allerliebste Priesterin diesen Abend in Fräulein Janauschek. Das war allerdings eine Leopoldine, die einen wüthig eifersüchtigen Major an jenen rosa seidenen Fesseln zu lenken vermag, die stärker sind als eiserne. Schade, daß Deutschland im verflossenen Frühjahr nicht daran dachte, sie als diplomatische Vermittlerin zum Wiener Congresse abzuordnen; die Börse hätte jetzt Frieden, und nur die Herzen noch Krieg.

Der Herr Oberforstmeister von Meck waren so liebenswürdig hausbacken, daß Hochdieselben das Räthsel lösten, wie man redlich und brav und ehrlich und altmodisch sein kann, ohne breit und trocken und unerquicklich zu werden. Eine Blüthe aus dem Garten der alten Iffland'schen Schule, aber wunderbar frisch erhalten.

Herr Hassel gab den Nikolaus, den dumm-schlauen, den einfältig-maliciösen Bedienten, und wirkte besonders durch etwas, das nicht Jedermanns Sache ist: er wußte Maß zu halten.

Ein Gast von Würzburg, Fräulein Bognar, gab die Luise von Strehlen; eine erst werdende Künstlerin, wie sich besonders dadurch verräth, daß sie die Bewegungen der Arme und Hände noch nicht genugsam beherrscht. Aber es ist Talent da, und mancher schöne Keim, der nur thätiger Pflege und der Gunst eines freundlichen Lenzes bedarf.

„Der Rest ist Schweigen"

für diesmal. Nur noch eine Frage: Könnten Sie, holde Wittwe Leopoldine, mir nicht sagen, in welcher Gegend Ihre Abenteuer spielen? Es muß eine schöne Gegend sein, wo die Wege so wenig stäuben, daß Sie in einem rosenfarbenen Atlaskleid, mit einer allmächtigen Crinoline verbollwerkt, über Land fahren. Da es auch gewiß dort zu Lande weder Regen noch Schnee geben kann, so wünscht bei herannahendem Winterwetter nähere geographische Mittheilungen

Ihr ergebenster

Quintus Firlein.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 8. Frankfurt a. M., den 24. November 1855.

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.

Zur Goethe-Literatur. Von J. W. Appell.

Frischlin. Von Th. C.

Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach. Kunstnotiz. — Dr. Barth's Durchreise. — Ueber Henkel's musikalische Abendunterhaltung. — Ein Charakterzug des Jahres 1837. — Phrenologische Resultate. — Der Krieg gegen das H. — Würzburger Stadtpoesie vor hundert Jahren. — Bühnenschau: Don Juan von Mozart: Von Quintus Fixlein u. s. w. u. s. w.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Hatte das Liebesverhältniß Susannas mit Herrn von D. zuerst um seiner romantischen Neuheit willen Elisabeths ganze Sympathie für sich gehabt, so ward sie nun, wo seine Kehrseite zum Vorschein kam und der tragische Ausgang desselben grell genug gegen ihr Ideal von einer heroischen Liebe abstach, zu ihrem Schrecken plötzlich inne, wie selbst die reinste Neigung das Herz nicht vor Trugschlüssen schützt und die Schlange der Lüge und Heuchelei sich oft mitten unter den Blüthen unserer Sehnsucht und Hoffnung versteckt. Sie nahm sich das traurige Schicksal ihrer Freundin so sehr zu Herzen, daß sie beinahe selbst darüber erkrankt wäre. Alles was ein schönes unschuldiges Gemüth bei einem solchen Fall leiden kann, litt sie doppelt; denn zu ihren Betrachtungen über der Menschen Arglist und ihren kalt berechnenden kleinlichen Egoismus gesellte sich der Gedanke an den unglücklichen edlen Mann mit den schönen melancholischen Augen, in deren Thränen sie zuerst das Walten der Erdgeschicke erkannte, vor welchen sich die strahlende Kaiserkrone ebenso gut beugen muß wie das Blümlein Wunderhold im stillverborgenen Thale. — Und war es denn im Grunde nicht die nämliche mitleidlose Welt, die den armen Kaiser Karl in seinem Unglück allein ließ und die nun auch der Freundin kalt den Rücken kehrte? Ja, waren's nicht oft die nämlichen Menschen, die den Kaiser verleumdeten und anfeindeten, und jetzt auch Susannas reine Liebe zum Gegenstand unwürdiger Nachrede und boshaften Spottes machten?

Aber Elisabeth sollte bald noch durch andere als fremde Leiden aus ihrem glücklichen Jugendtraum erweckt werden, und an sich selber erfahren, wie viel Standhaftigkeit dazu gehört, über die traurige Resignation hinaus ein Hohes und Dauerndes im Herzen festzuhalten und sich jenen köstlichen Schatz der Jugendbegeisterung zu bewahren, daran der rechte Mensch für alle Zeit seine Freude, seine Stütze findet. —

Der Doctor Goethe hatte auf die Minute den Zeitpunkt berechnet, wo er nach den Regeln der guten Lebensart der Einladung des Stadtschultheißen Folge geben und neuerdings, ohne zudringlich zu erscheinen, seine Aufwartung im Textor'schen Hause wiederholen konnte. — Der alte Herr empfing ihn ungemein freundlich und führte ihn sogleich, was er sonst nur bei den nächsten Freunden des Hauses zu thun pflegte, in das Wohnzimmer, wo Frau Anna Margaretha und ihre beiden ältesten Töchter grade beschäftigt waren, einen silbernen Korb mit Tafeltrauben, die der Stadtschultheiß in der Frühe des Sonntagmorgens eigenhändig abgeschnitten, für den Kaiser herzurichten, prächtige Muscateller, die es verdienten, auf einer kaiserlichen Tafel zu prangen.

Mit großer Förmlichkeit küßte der neugraduirte Doctor der Stadtschultheißin die Hand, der er sodann in wohlgesetzter Rede einen höflichen Empfehl von seiner liebwerthen Frau Mutter unbekannterweise überbrachte, welche Artigkeit von ihr mit einer theilnehmenden Frage nach dem Wohlbefinden der Frau Cornelia Goethe beantwortet wurde. Jener gab in den gewöhnlichen Höflichkeitsreden, die trotz vieler Worte möglichst wenig bedeuten, Auskunft, was die Stadtschultheißin veranlaßte, die Unterhaltung mehr in das Detail zu führen. Denn in der That war es ihr interessant, etwas Näheres von dem Leben einer Frau zu erfahren, die ihren Sohn mit fünf Dutzenden feiner Batisttücher ausgestattet hatte, während dieser doch in Nichts einem Verschwender glich und ebenso wenig einem Modeherrn. Zwar sein Anzug war auch heute wieder äußerst gewählt, die Frisur so sorgfältig, daß nicht ein Hä`chen daran zu tadeln; aber dabei machte seine Erscheinung einen so bestimmten Eindruck von Anspruchlosigkeit, daß die mütterliche Verschwendung damit in gar keinen Einklang zu bringen war.

Seine Frau Mutter lebt wohl das ganze Jahr über höchst eingezogen zu Hause? fragte die Stadtschultheißin, nachdem der neue Hausfreund nach der üblichen dreimaligen Nöthigung neben ihr auf dem äußersten Rand des Canapés Platz genommen hatte.

Jawohl, zu dienen, höchst eingezogen, stotterte dieser.

Bewohnt Er denn das mächtig große Haus am Hirschgraben ganz allein mit ihr? Beinah sollt' ich meinen, das wäre fast zu viel Raum für zwei Personen und das Gesinde?

Ganz Recht, Frau Stadtschultheißin. Das Haus hat vierzehn Stuben und Kammern und ist bei Weitem über unsern Bedarf geräumig, erwiederte der Doctor. Aber die Frau Mutter liebt einmal die Ruhe und Miethsleute machen immer Umstände.

Ich wundere mich nur, daß sie Ihm, dem einzigen Sohn, den Consens zu der großen Reise ins Welschland gegeben hat, fuhr die Stadtschultheißin fort. War Er denn so ganz und gar erpicht darauf?

Keineswegs. Aber mein Herr Vater selig hatte es ihr auf seinem Sterbebett ans Herz gelegt, daß ich mich in der Welt umsehen sollte, sagte der Doctor, sichtlich froh, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm. Nun, ich hab' seinen letzten Willen befolgt, aber außer in Holland, wo mir die Menschen ausnehmend gefielen, fand ich wenig Geschmack an der Fremde.

Warum lebt Er denn selber so eingezogen? fragte die Stadtschultheißin gutmüthig weiter. Hat Er denn gar keinen Umgang mit jungen Männern vom gelehrten Stande? Freundschaft sollte doch jeder Mensch halten, weil man ja sonsten kaum weiß, wofür man in der Welt ist.

Der Doctor sah die würdige Frau bei dieser Bemerkung so verwundert an, daß es augenscheinlich war, er habe sie nicht verstanden.

Er ist wirklich noch viel zu jung zu solchem Einsiedlerleben, fuhr diese in ihrer natürlichen Aufrichtigkeit fort. Besucht Er denn gar keine Redouten, kein Casino, keine Gesellschaften? Ei, Er muß sich künftighin herzhaft um seine Nebenmenschen bekümmern! Ich mag die Windbeutel und flattrigen Plaisirjunker auch nicht; aber die gar zu Stillen, auch wenn sie sonst noch so gescheidt und brav sind, bringen auch nichts Rechts zuwege. Sieht Er, Mosje Goethe, jeder Mensch muß Etwas haben, daran er seinen frischen Sinn und sein fröhlich Hoffen hängt, sonst lebt er außer der Welt, vergrämelt sich in sich hinein, denn meine Meinung ist, daß zuviel Einsamkeit ebenso sehr schadet als zu viel Verweltlichung. Hat Er denn gar keine Passionen?

Diese ernsthafte Frage, wobei sie ihn mit ihren großen klugen Augen forschend anblickte, brachte den armen Graduirten ganz und gar aus der Fassung. Er drehte den kleinen dreieckigen Hut so verlegen zwischen den Fingern herum, als sei ihm dessen Façon mit Einmal ebenso unverständlich geworden, wie er sich selber; denn Passionen — nein, Passionen hatte er in seinem ganzen Leben nicht gehabt, weder erlaubte noch unerlaubte.

Der Stadtschultheiß fühlte Mitleid mit dem von seiner lieben Ehehälfte so hart bedrängten Examinanden und sagte daher mit seiner freundlichsten Gönnermiene:

Seid guten Muths, Herr Doctor! Männer wie Euch kann unser Staatswesen immer brauchen und es würde mir zur ganz besondern Freude gereichen, wolltet Ihr mir aufrichtig kund und zu wissen thun, was ich vorkommenden Falls für Euch prästiren soll?

Diese ermuthigende Anrede des vielvermögenden Mannes, der ihm von freien Stücken seine Protection anbot, brachte Jenen womöglich noch mehr in die Enge, als vorher die Frage nach seinen Passionen. Sein Gesicht ward jedoch über und über roth, als jetzt sein Blick, während er noch nach einer passenden Antwort suchte, auf die am Fenster sitzende Elisabeth fiel, die ihn von der Seite ansah und dabei den Mund so spöttisch verzog, so unzweideutig spöttisch, als wolle sie sagen: Nein, der hat sein Lebtag keine Passionen gehabt und wird auch keine kriegen.

Da war es ihm plötzlich zu Muthe, als wenn er jetzt oder niemals sein männliches Bewußtsein zusammenraffen und sein blödes linkisches Wesen ablegen müsse, um sich entweder die gewonnene Gunst des Stadtschultheißen für immer zu sichern, oder für alle Zeit die Hoffnung aufzugeben, mit diesen Personen, um deren Wohlwollen es ihm doch so sehr zu thun war, einen dauernden Verkehr zu unterhalten. Indem er daher alle seine Entschlossenheit zusammennahm, sagte er zu dem alten Herrn:

Empfangt meinen gehorsamsten Dank, hochedler Herr Stadtschultheiß, für diese unverdiente Affection, wenn ich auch niemals davon Gebrauch machen werde. Denn nachdem ich bereits dreimal vergebens beim hohen Rath um ein öffentliches Amt nachgesucht habe, werde ich einen solchen Schritt nicht wieder thun. Ja, und wenn man mir jetzt auch ein Amt ohne mein Nachsuchen übertragen wollte, müßte ich selbiges mit gebührendem Dank ablehnen, da es mein fester Entschluß ist, wozu auch die Frau Mutter ihre Einwilligung gegeben hat, nicht mehr aus dem Privatleben herauszutreten.

Ei, ei, junger Mann, wie red't Er da, mit Verlaub, so starrköpfig! sagte der alte Stadtschultheiß, die Stirne runzelnd, obwohl er ebenso sehr wie Frau Anna Margaretha und Elisabeth über den festen Ton erstaunte, mit welchem der noch ebenso schüchterne Hausfreund seine Protection ablehnte. Glaubt Er denn, es sei Ihm ein Unrecht widerfahren, daß Ihn der Rath älteren Mitbewerbern nachsetzte? Oder fühlt Er sich an Seiner Ehre gekränkt, weil Ihm bei der letzten Vacanz eines Substituten Judicii an der Gerichts-Kanzlei ein Familienvater mit fünf Kindern vorgezogen wurde? Was hat's denn für so große Eile mit Seiner Beförderung?

Ich versichere Eure Hochedlen unter wiederholtem Dank für Dero gnädiges Anerbieten nochmals, daß ich an keine Beförderung weiter denke, entgegnete der Doctor bescheiden aber fest. Eigentlich war es niemals meines Herrn Vaters selig Wille gewesen, daß ich einen öffentlichen Dienst antreten sollte.

Warum nicht gar! fuhr der alte Herr unmuthig auf. Wozu hat er Ihn denn einen Gelehrten werden lassen? Brauchte Er darum zu Gießen mit so ehrenvollem Erfolg zu promoviren?

Letzteres war der Wunsch der Frau Mutter, erwiederte Jener kleinlaut. Doch hat sie sich gleich mir längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß meines seligen Herrn Vaters Meinung die bessere gewesen.

Elisabeth, hol' uns ein Glas Muscat, sagte der Stadtschultheiß zur Tochter, indem er den jungen Mann mit dem ihm eigenthümlichen Blick seiner fast ganz geschlossenen tiefliegenden Augen fortwährend betrachtete. Als Jene auf diesen Befehl des Vaters hin das Zimmer verlassen hatte, fuhr er fort:

Es gefällt mir und gefällt mir auch wieder nicht von Ihm, daß Er so hartnäckig auf Seinem Vorsatze beharrt. Er ist doch sonst ein Mann von guter Conduite, hat so sichere Kenntnisse und sah ein schön Stück Welt, wo Andere niemals weiter als bis nach Mainz oder Friedberg kommen. Sag' Er mir's ehrlich heraus, junger Freund, Ihn plagt das verletzte Ehrgefühl? Er protzt mit der Welt und kränkt sich doch damit am Meisten selber? Setzt sich in seiner vermeintlichen Beleidigung zurück, weil Er meint, man habe Ihn aus schlimmer Absicht und persönlicher Mißgunst zurückgewiesen? Darin gefällt Er mir nicht; wohl aber darin, daß Er auf Seines seligen Vaters Meinung und letzten Willen so große Stücke hält, woran ich erst recht erkenne, wie doppelt Schade es um Ihn wäre, wenn Er sich keinen gemeinnützigen Lebensberuf erwählen sollte. Aber es sei ferne von mir, auf Seine Entschließung weiter influiren zu wollen. Zudem braucht man ja auch nicht gerade in Amt und Würden zu sitzen, um seinen Nebenmenschen nützlich zu werden und seine Spanne Zeit gehörig auszufüllen. Er, respective seine liebwerthe Frau Mutter, hat von ihrem Seligen ein schönes Kapital ererbt, der „Weidenhof*)" sammt Inventar ist rechtschaffen bezahlt worden, ein guter Haushälter ist Er auch und wird das Seinige weise zu Rathe halten; da wäre denn mein treugemeinter Rath, Er träte irgend eine solide Thätigkeit an, wozu's ja in unserer rührigen Stadt, Gott sei Dank, nimmer an guter Occasion fehlt. Ach, glaub' Er mir, junger Freund, nichts geht über die Arbeit, von der man weiß, daß sie uns und Andern zu gute kommt. — Apropos! Warum hat Er sich denn noch nicht Ihro römisch-kaiserlichen Majestät in der offenen Montagsaudienz vorstellen lassen? Der Kaiser hält große Stücke auf gelehrte Personen und es macht ihm allemal ein besonderes Vergnügen, sich mit Leuten von Verstand und Kenntnissen zu unterhalten.

Ich habe noch niemals daran gedacht, ob ich dies thun solle oder nicht, entgegnete der Doctor. Zudem höre ich, daß die offenen Audienzen stets so starken Zulauf haben . . . .

Ei was! Einen Mann von Seinem Verstand muß das nicht abhalten, sich der ersten Person des Reichs bekannt zu machen, sagte der alte Herr in seinem gutmüthigen Poltererton.

Der Herr Stadtschultheiß erzeigen mir allzuviel Ehre . . . .

---

*) In der vorigen Nummer ist aus Versehen Weidenbusch gesetzt.

Erzeig' Er sich nur selber nicht zu wenig, das Andere lasse Er sich nicht kümmern, sagte der alte Herr, und hätte wohl diesem Rath noch weitere Bemerkungen hinzugefügt, wäre nicht Elisabeth jetzt zurückgekehrt; sie trug auf einer Platte drei feingeschliffene Stengelgläser und eine Kristallflasche mit Muscat.

Der Stadtschultheiß präsentirte zuerst seiner Frau und dann dem Gaste ein Glas und sagte, das seinige erhebend, mit freundlichem Wohlwollen:

Sei Er uns nochmals als Hausfreund herzlich willkommen, Herr Doctor! Ueber Manches, wozu heute der erste Ton angeschlagen wurde, reden wir künftig ausführlicher. Er ist ein Mann, der Kopf und Herz auf dem richtigen Fleck hat, und da schätz' ich, daß wir auf's Wohl der Frau Cornelia Goethe die Gläser leeren. Denn allem Andern gehen die Mütter von braven und wohlgerathenen Söhnen voran, — also auf's Wohl der liebwerthen Frau Mutter unseres neuen Freundes!

Der Doctor war sichtlich von der seiner Mutter erwiesenen Auszeichnung gerührt, stieß zuerst mit der Frau Stadtschultheißin und dem Stadtschultheißen an, machte dann eine linkische Verbeugung gegen Elisabeth und leerte sein Glas; worauf der alte Herr, der heute äußerst wohlaufgelegt war, sein eignes Glas füllte und es der Tochter brachte, indem er sie aufforderte, dem neuen Hausfreund gleichfalls Bescheid zu thun.

Unbefangen stand Elisabeth auf und sagte zum Gaste:

Meine Eltern haben Euch als Freund in unserm Hause willkommen geheißen, da schickt es sich wohl, daß ich das Gleiche thue. Aber worauf soll ich denn eigentlich mit Euch anstoßen? Halt, ich hab's!

Und gar anmuthig sich verneigend, wobei sie der Mutter schalkhaft zublinzelte, sagte sie mit feierlichem Ernste:

Auf recht lange gute Freundschaft, Herr Doctor Utriusque, sowie darauf, daß Gott Euch noch so viele Jahre gesund und fröhlich verleben lassen möge, bis die Zahl derselben sich auf fünf mit zwölf multiplicirt beläuft.

Weder der Gast noch der Stadtschultheiß verstanden den Sinn dieses arithmetischen Trinkspruchs, wohl aber die Frau Stadtschultheißin, die kaum ihre Verlegenheit über die boshafte Anspielung auf die fünf Dutzend feine Batisttücher verbergen konnte. Nachdem Elisabeth dem Doctor Bescheid gethan und an dem Glase genippt hatte, sagte sie mit einer tiefen Verneigung: Fünfmal zwölf macht sechzig, und kehrte zu ihrem Sitze zurück mit einer Miene, als habe sie einen neuen Magister matheseos erfunden. —

Wie es so häufig im Leben geschieht, daß ein rechtes Wort zur rechten Zeit uns und Andern gute Dienste leistet, so war auch dieser zweite Besuch für das fernere Verhältniß des Doctors zur Familie Textor von der günstigsten Folge für ihn gewesen. Denn grade dadurch, daß er seinem neuen Gönner gegenüber so freimüthig auf jede Anstellung im öffentlichen Dienste Verzicht geleistet und dessen Protection abgelehnt hatte, war er dem Stadtschultheißen, der selbst im Punkt der einmal beschlossenen Sache aus gar hartem Maserholz geschnitzt war, erst recht werth geworden; und ebenso fand die Frau Stadtschultheißin den jungen Mann, nachdem er sich in dieser bestimmten, bescheidenen Weise über seine künftige Lebensstellung ausgesprochen, lange nicht mehr so „uneben" wie vorher.

Aber auch ihn selber hatte diese freimüthige Erklärung gehoben; und da man ihn nun erst recht als Hausfreund betrachtete und mehr und mehr den vertraulichen Ton der langgewohnten Freundschaft gegen ihn anstimmte, so gab ihm dies Alles zusammen ein Gefühl der Sicherheit und Zuversicht, das er früher nicht an sich gekannt hatte. Bald rechnete er nicht mehr ängstlich nach, wann er das letzte Mal dort gewesen, noch beobachtete er regelmäßig die sogenannte Visitenstunde, sondern erschien meist gegen Abend, wenn er wußte, daß nur die nächsten Hausfreunde dort anzutreffen seien; und in dem Grade als er sein formelles Wesen, soweit ihm dies seiner ganzen Persönlichkeit und anerzogenen Gemessenheit nach möglich war, fallen ließ und sich frei und ungenirt bewegte, ward er auch den einzelnen Mitgliedern der Textor'schen Familie, alten wie jungen, ein gern gesehener Gast und der Stadtschultheiß besonders schenkte ihm bald sein ganzes Vertrauen. Selbst Elisabeth söhnte sich einigermaßen mit seiner trocknen Verständigkeit und seinem pedantischen Benehmen aus, obwohl seine Blödigkeit ihr gegenüber die nämliche blieb und er ihr sogar absichtlich auszuweichen schien, als fühle er sich ihrem natürlichen lebhaften Wesen gegenüber noch grade so eingeengt und unfrei wie früher.

Ihr aber schmeichelte diese Unsicherheit, die er in seinem Benehmen gegen sie an den Tag legte und es reizte sie sogar, ihn durch kleine Coquetterien und allerhand muthwillige Launen noch mehr in die Enge zu treiben. Heute war sie die Freundlichkeit und Munterkeit selbst und zog ihn bald mit dieser, bald mit jener Sonderbarkeit auf, und den andern Tag nahm sie kaum flüchtig Notiz von ihm, that so kalt und fremd gegen ihn, als sei er ihr der gleichgültigste Mensch unter der Sonne. Oder sie erwies sich zwar äußerlich gnädig und herablassend gegen ihn, war aber doch im Grunde so wenig mit ihrem Geiste bei dem, was er ihr sagte, daß sie oft mitten in seiner wohlgesetzten Rede eine Querfrage that, die ihn gänzlich aus dem Concept brachte. Erzählte er ihr zum Beispiel von seinen Freunden, den Holländern, und wußte nicht genug deren vortreffliche solide Einrichtungen im öffentlichen und Privatleben, deren Sitteneinfachheit und Gediegenheit in Handel und Wandel zu rühmen, so war sie im Stande, ihn mitten in seiner beredten Schilderung nach einer holländischen Käsesorte zu fragen und gleich nachher, ohne noch seine Antwort abzuwarten, ihm die neueste abenteuerliche Stadtgeschichte zu erzählen, wozu der arme Doctor dann gewöhnlich eine so erstaunte und verblüffte Miene machte, als wollte er sagen: Aber mit Erlaubniß, Mademoiselle, das gehört ja eigentlich gar nicht hierher, meine Holländer wenigstens nehmen sich in der Unterhaltung nie dergleichen Allotrias heraus. —

Nun, heute habt ihr euch ja sehr eifrig mit einander unterhalten, wovon spracht ihr denn? fragte eines Abends die Mutter, nachdem sich die gewöhnlichen Gäste nebst dem Doctor entfernt hatten.

Ach, es ist wirklich ein sehr interessanter Mensch, entgegnete Elisabeth und hielt sich gähnend die Hand vor den Mund. Denk' Sie sich, Frau Mutter, der Doctor hat mich alles Ernstes versichert, er habe von seiner italienischen Reise nichts mit nach Hause gebracht, als einen Kopf voller Curiositäten, wofür ihm kein Frankfurter Trödler auch nur zwei baare Heller geben würde.

Also bloß von der italienischen Reise spracht ihr wieder? sagte die Mutter gedehnt.

Ich fragte ihn, ob er, wenn ihm auch Italien und die Italiener so sehr mißfallen, nicht wenigstens Geschmack an den schwarzäugigen Italienerinnen gefunden habe, worauf er mich erst ganz verdutzt ansah und dann mit bluthrothem Gesicht heilig betheuerte, er habe auf der ganzen Reise seines Wissens nicht eine einzige Italienerin zu sehen gekriegt.

Er ist ja doch auch weiß Gott nicht den Frauenspersonen zu liebe dorthin gereist, sagte die Mutter ärgerlich. Wie kannst du nur mit einem studirten Mann so albernes Zeug schwatzen! Und was brauchst denn auch immer wieder von dem dummen Italien anzufangen! Weißt doch, daß er sich dort gewaltig ennuyirt hat! Gelt, wenn's ein galanter geckr Fant wär', so eine Art Narciß, da wüßtest du schon dein Bischen Klugheit zusammenzunehmen und wolltest dich hüten, was Anderes zu plaudern als woran er Gefallen fände?

Wer weiß! 's käm' auf die Probe an, sagte Elisabeth mit verstelltem Ernste, kniff aber dabei die Lippen so spöttisch zusammen, daß die Stadtschultheißin, die eine ebenso gute als heftige Frau war, ganz zornig wurde und ausrief:

Was Probe! Hast noch nicht genug an der Probe, die Klettenbergs Susanna mit dem ehrvergessenen Narciß angestellt hat?

Willst's ihr am Ende gar nachmachen und dir auch die Flügel verbrennen! Element, Mademoiselle Tochter, das werden wir hübsch bleiben lassen! Und daß du's nur weißt, dein Herr Vater ist gleichfalls sehr unzufrieden mit dir; auch ihm mißfällt die Manier, die du gegen unsern werthen Freund, den Musje Goethe angenommen hast. Bald bist du so kindisch, als hätt'st du noch gestern mit der Rasselnuß gespielt; bald agirst du die Altkluge und Hochweise, als wär'st du bei der jüngsten Bürgermeister-Kugelung gewesen; und das andere Mal wieder machst du ein Gesicht, so übellaunig und hochnasig, als sei dir Alles zu gering und kleinbürgerlich! Schweig still und red' mir kein Wort! Denn heut zum Letztenmal geb' ich dir's auf, daß du dich künftig ordentlich und manierlich gegen unsern Hausfreund, den Herrn Johann Kaspar Goethe beträgst, wie es einer anständigen Tochter aus gutem Hause geziemt. Und was ich noch sagen wollt', auch das ewige Geläuf nach dem Kaiser hört mir endlich auf! Ich hab's satt, daß du und die Johannmarie euch halbe Tage lang auf der Straße herumtreibt und immer hinter der Majestät her seid, wie neugierige Wachteln hinterm rothen Tuche. Reden doch schon die Leute davon und sagen uns nach, wir thäten euch auf Kundschaft ausschicken, um dem Kaiser jeden Schritt abzulauern! Halt dich fein in Ehren, mein Jüngferlein, und denk' dran, daß du vor Gott und Menschen, insonders aber vor deinen Eltern jetzt mehr zu verantworten hast als zerrissene Strümpfe und schief getretenes Schuhwerk. Nun aber steck' dein Licht an und geh' auf deine Kammer.

Ach, Frau Mutter! Frau Mutter! Sie red't mir ja so scharf in's Gemüth, daß mir wahrhaftig die salzigen Thränen in's Auge kommen, schluchzte Elisabeth. Hab' ich's denn wirklich so schlimm gemacht? Aber was braucht denn auch der langweilige Doctor so oft in unser Haus zu kommen! Ich weiß nicht, wie ich's mit ihm anfangen soll; denn er thut immer so scheu, so gezirkelt und umständlich gegen mich, als sei ich ein ausländisches Thier, von dem er nicht wisse, ob es beiße oder kratze. Ja, denk' Sie nur, Frau Mutter, ich kann gar nicht mit ihm zurecht kommen, hege beim wahrhaften Gott keinen schlimmen Gedanken gegen ihn, aber sonderbar! grade das blanke Gegentheil von dem, was er sagt und wie er's sagt, scheint mir immer das Rechte für mich! Ja, ich glaube, ich könnte noch so leidmüthig sein und sähe ihn sein holländisch Gesicht zum Weinen verziehen, so müßt' ich lachen, ja lachen, bis mir der Athem verginge!

Lach' so lang, bis er dich auslacht! sagte die Mutter, die bei diesem Geständniß schnell ihren guten Humor wieder gewonnen hatte, ohne jedoch ihre zornige Miene zu verändern, nahm das Licht, warf der Tochter noch einen bitterbösen Blick zu und machte, daß sie aus der Stube kam, damit Jene nicht merken sollte, daß ihr selber das Lachen näher sei als das Weinen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Goethe-Literatur.

Ein Blick in Goethe's Häuslichkeit. — Christiane Vulpius.

Wieder erhalten wir einen neuen Beitrag zu der immer bedenklicher anschwellenden und kaum noch übersehbaren, leider mit so vielem Trödel überfrachteten Goethe-Literatur in den soeben erschienenen „freundschaftlichen Briefen von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer". Es sind dies Briefe an einen nicht unverdienten, doch ziemlich „dunkeln Ehrenmann", dessen Name, obzwar er allerdings in der großen Katakombe unserer Literatur, in Meusels gelehrtem Teutschland (Bd. XIV. und XVIII.) zu finden, nicht über einen engern niederdeutschen Kreis hinaus bekannt geworden ist; sie legen uns ein freundschaftliches Verhältniß des Dichterhauptes dar, welches den Goethomanen wohl ebenso neu sein dürfte, als etwa dasjenige zu dem Rath Grüner in Eger, von dessen schriftlichem und mündlichem Verkehr mit Goethe erst durch die 1853 veröffentlichten Briefe etwas kundbar wurde. Jedenfalls ist Nicolaus Meyer, um uns Düntzerisch auszudrücken, ein „bisher in der Goethe-Literatur nicht erschollener Name." Freilich liefern aber diese neuentdeckten Briefe Goethe's auch kaum einen erheblichen Zug zur Vervollständigung seines Bildes. Einem jüngeren, aufmerksamen und dienstbereiten Verehrer gegenüber, läßt er sich hier in jenem sattsam bekannten Tone freundlichen Wohlwollens und überlegener Gelassenheit vernehmen, mit jenem geschäftsmäßigen gewissenhaften Anstand und jenen bei ihm stehend gewordenen Redewendungen, die uns den von außen her vielseitig in Anspruch genommenen Menschen Goethe, den Geheimerath mit den auf den Rücken gelegten Händen zeigen, jedoch den Dichter ganz verhüllen, und wenn der ungenannte Herausgeber seiner Einleitung die Goethe'schen Worte vorsetzt: „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann", so paßt dies hier in der That am wenigsten.

Der Empfänger dieser Briefe, der Geheim-Medicinalrath Dr. Nicolaus Meyer, ein Bremer Senatorskind, ist am 24. Februar 1855 in seinem achtzigsten Lebensjahre zu Minden gestorben, wo er seit einer langen Reihe von Jahren wirkte, nachdem ihn Kränklichkeit veranlaßt hatte, seine Vaterstadt zu verlassen. Er war ein geachteter, thätiger und menschenfreundlicher Arzt, ein Kunstfreund und Sammler und hat, außer einigen medicinischen Schriften, auch einen psychologischen Roman in Briefen „Victor" (Bremen 1810), mehre Bände Gedichte und eine freie poetische Uebertragung des aus dem vorigen Jahrhundert herrührenden niederdeutschen Epos „Hennink der Hahn" (Bremen 1814) herausgegeben, sowie er sechsunddreißig Jahre lang das Mindener Sonntagsblatt redigirte. Als Jüngling war er 1798 auf die Universität Jena gezogen und konnte damals, durch das Ilm-Athen kommend, dem Hause des verehrten Dichters nicht vorübergehen. „Der Name einer geachteten Familie, seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine Begeisterung für Goethe waren (so berichtet der Herausgeber) Alles, was er zum ersten Besuch mitbrachte, bei dem er eine so freundliche Aufnahme fand, daß er nun in Jena alle freie Zeit benutzte, um nach Weimar zu gehen. Hier erwartete ihn jederzeit ein väterlicher Empfang im Hause des hochverehrten Mannes, der es verstand, in dem jungen Freunde keimende Kräfte zu entwickeln und Neigung für Wissenschaft und Kunst zu entflammen. Den größten Theil des Winters 1799—1800 brachte Meyer im Hause Goethe's zu, dessen natur-historische Sammlungen von dem jungen Anatomen bei Ausarbeitung der Dissertation Prodromus anatomiae murium benutzt wurden. Die Präparationen der Mäuse geschahen, zum Entsetzen der kleinen Freundin Vulpia, auf dem Küchenherde."

So schon in jungen Jahren heimisch im Hause Goethe's, blieb Meyer fast bis zu dessen Abscheiden in freundlichen Beziehungen mit ihm. Im Jahr 1806 genoß er auf seiner Hochzeitsreise acht Tage lang des Dichters Gastfreundschaft, auch besuchte er ihn nochmals 1828, und der erste Ausflug seiner beiden älteren Söhne aus dem Vaterhause war eine Reise zu Goethe. Die vorliegenden schriftlichen Zeugnisse dieses Verkehrs nun, welche zum größten Theil diktirt und nur von Goethe unterzeichnet oder am Schlusse mit ein paar Worten von seiner eignen Hand begleitet sind, umfassen einen langen Zeitraum, vom Jahr 1800 bis 1831. Etwas Wichtigeres kommt darin, wie gesagt, niemals zur Sprache und insbesondere findet sich kaum ein Krümchen für das literargeschichtliche Interesse.

Dagegen bietet sich Denjenigen eine Ausbeute, welchen es Seelenlabung bereitet, die kleinen Bedürfnisse und kleinen Liebhabereien des großen Mannes zu belauschen, die sich lieber in die Minutien seines äußeren Lebens versenken als in die stillklaren Tiefen seiner Dichtung. In das Innere seines Hauses und bis auf seinen Küchenherd und in die Speisekammer können sie hier sehen, und ist ihnen aus der Correspondenz mit Zelter schon sein Geschmack in

Bezug auf die Teltower Rübchen bekannt, so erhalten sie in diesen Briefen ganz neue urkundliche Belege darüber, wie Küche und Keller bei ihm bestellt war. Als Sohn der reichen Seehandelsstadt, die bekanntermaßen nicht unverächtliche Vorzüge für das materielle Wohlleben und den soliden Lebensgenuß bietet, war Meyer in Stand gesetzt, dem Dichter manchen schätzbaren Tafelbeitrag zu besorgen und seine derartigen Zusendungen scheinen eine wesentliche Rolle in der Goethe'schen Haushaltung gespielt zu haben. Gleich im zweiten Briefe (vom Jahre 1802) ersucht Goethe den nunmehr in Bremen Ansässigen, ihm ein Ohm guten Portwein durch einen sichern Fuhrmann zu liefern und im nächstfolgenden Briefe erfahren wir alsdann, daß der Portwein wohlbehalten angekommen ist, „nebst anderm Guten für Küche und Keller". Bald sieht sich der Dichter abermals in der Lage, für manches Ueberschickte zu danken und er gedenkt „bei den trefflichen Fischen und dem köstlichen Wein vergangener guter Stunden mit Neigung und Freundschaft". Ferner wird er durch ein Fäßchen Austern überrascht; ein andermal sind „köstliche Häringe" angelangt, die ersten von so guter Art, die ihm „seit vielen Jahren zu Gaumen gekommen", u. s. w. Die Krone solcher Spenden bildeten aber eine Anzahl Flaschen von dem kostbaren, seit Anno 1624 im Bremer Rathskeller lagernden Rosenwein, die dem Sängergreise, auf Meyer's Antrag bei den Vätern der Stadt, zur Feier seines Geburtstages und Genesungsfestes am 28. August 1823 übersandt wurden, begleitet mit einem Gedichte des langjährigen treuen Verehrers; bei welcher Gelegenheit wir erwähnen, daß auch Goethe in seinen letzten Jahren ein Gedicht an Meyer richtete, welches hier zum erstenmal abgedruckt ist.

Der merkwürdigste unter diesen Briefen Goethe's ist übrigens der vom 20. October 1806, worin er meldet, daß er nach der Jenaer Schlacht wie durch ein Wunder von Brand und Plünderung verschont geblieben sei und in einer Nachschrift beiläufig seine eben stattgefundene Kopulation mit folgenden Worten anzeigt: „Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Victualien manches zukommen zu lassen. Auf Ihren lieben Brief folgt nächstens in ruhigern Stunden eine umständlichere Antwort." Bekanntlich hatte die Standhaftigkeit und Geistesgegenwart, welche Goethe's „kleine Freundin" in diesen Schreckenstagen bewies, wo ihre Dazwischenkunft ihn sogar einer Lebensgefahr entriß, ihn bewogen, ihrem festen Bunde endlich auch die kirchliche Weihe ertheilen zu lassen. Die Trauung geschah am 19. October, dem ersten Sonntag nach der Schlacht, also nicht „unter dem Donner der Kanonen von Jena", auch nicht „auf Ordre Napoleons oder Anrathen Ney's, wie man gefabelt hat, sondern im Gefühl der Pflicht und Dankbarkeit in den ersten Tagen nach überstandener Gefahr, und aus Liebe für die unentbehrlich Gewordene". Sie ist immer meine Frau gewesen, mit diesen Worten stellte Goethe sie am Tage darauf seinen Freunden vor, geradeso ohne alle weiteren Umstände, wie er diesen Schritt unserm Meyer berichtet.

Von Christiane Vulpius selbst werden uns nicht weniger als vierunddreißig Briefe mitgetheilt, und diese sind eigentlich interessanter, als die Goethe'schen. Die so oft schief angesehene Lebensgefährtin Goethe's, welche achtundzwanzig Jahre lang mit ihm verbunden war, die kleine volle Blondine mit ihren lachenden Augen, tritt uns hier nahe in ihrem natürlich munteren, gutmüthigen und anspruchslosen Wesen. Wir lernen sie kennen als lebenslustige Verehrerin von Tanz und Theater, als rüstige, sorgsame Hausfrau und Wirthschafterin, aber auch als liebevolle, innig ergebene Pflegerin des Dichters, zu dem sie stets mit zärtlicher Bescheidenheit hinaufblickte. Meyer, dessen Bildniß auch in ihrem Zimmer hing, scheint ihr ein besonders werther Freund gewesen zu sein, ganz abgesehen von der Bedeutung, welche er durch die erwähnten Zusendungen für sie haben mochte. Sie schreibt ihm recht fleißig und berichtet ihm namentlich viel und mit lebhaftem Antheil von den stattgehabten Redouten, Aufführungen und andern Vergnügungen. Wir finden sie als Goethe's Begleiterin während seines Aufenthalts im Bade Lauchstädt (1802), wo es hell und hoch hergeht. „Schon seit drei Wochen, schreibt sie, bin ich mit dem Geh. Rath und August (ihrem Sohne) in Lauchstädt, und jeden Tag habe ich Ihnen schreiben wollen, aber frühe wird gebadet, alsdann muß man doch gehen, und dann geht es zu Tisch, von da wird sich geputzt und geht in das Theater, wieder zum Abendessen, und alsdann auch wohl auf den Ball. Ich war schon hier auf sechs Bällen, wo es sehr brillant ist. .... Zu jedem Ball werden wir vier- bis fünfmal eingeladen, und wenn wir nicht gleich kommen, geholt, und auf jeden Ball haben wir Sie immer gewünscht. Ich tanze auf jedem Ball mit einem wie mit dem andern, weil sie mir alle gleich sind — sie erweisen mir alle, wo ich bin, viel Artigkeit, und haben auch dem Geh. Rath und mir ein Vivat zugerufen." Dann berichtet sie wieder, wie sie keinen Ball und keine Redoute versäumt habe, wie sich die Tanzlust bei ihr noch immer nicht verlieren wolle. Dazwischen hören wir aber auch aufrichtige Klagen, daß sie um den Geh. Rath sehr in Sorge lebe; er sei manchmal ganz hypochonder und sie befürchte, er werde wieder einmal recht krank (Brief vom 21. April 1803). Als Goethe im Jahr 1805 ernstlich erkrankt, überfällt sie zugleich das trübe Bewußtsein ihres Alleinstehens. „Der Geh. Rath, schreibt sie am 12. April d. J., hat nun seit einem Vierteljahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muß, er stürbe. Denken Sie also sich mich, die ich außer Ihnen und dem Geh. Rath keinen Freund auf dieser Welt habe .... Ich bin wahrhaftig ganz auseinander .... Hier ist kein Freund, dem ich so Alles, was mir am Herzen liegt, sagen könnte — ich könnte sie genug haben, aber ich kann mich an keinen Menschen wieder so anschließen, und werde wohl für mich allein meinen Weg wandeln müssen."

Adolf Stahr hat bereits im zweiten Bande seines „Weimar und Jena" das Andenken von Goethe's Frau gegen die ungerechten Urtheile, die hämischen Klätschereien vertheidigt, welche über sie ergingen. Das Gute, was er von ihr sagt, wird durch diese ihre eigenen Briefe nur bestätigt. Sie werfen ein freundliches Licht auf das häusliche Verhältniß Goethe's und man wird diese Blätter nicht aus der Hand legen, ohne ihr eine gewisse Anerkennung zu zollen, die ihren Geh. Rath (so heißt sie ihn auch noch, als sie sich nicht mehr „Christiane Vulpius", sondern „Ch. v. Goethe" unterschreibt) so treu und warm liebte, die seine reizbare Natur sorglich schonte, auch seine ökonomischen Verhältnisse immer wieder ins Geleis zu bringen verstand, wenn er in der Vorliebe für seine Sammlungen zu weit gegangen war, und seine Tage besser erheiterte, als es wohl manche geistig höher stehende Frau gekonnt hätte. Tief wurde Goethe erschüttert, als der Tod ihm seine „Kleine" am 6. Juni 1816 von der Seite riß. A. v. Sternberg in seinen jüngst erschienenen Erinnerungsblättern will wissen, daß er, der immer Gefaßte, an ihrem Sterbelager ohne Fassung niedergekniet, ihre Hände ergriffen und ausgerufen habe: „Du wirst mich nicht verlassen! Nein, nein, du darfst mich nicht verlassen!" Ein Denkmal setzte er der Geschiedenen in folgenden Versen, die mit dem Datum ihres Todestages bezeichnet unter seinen Gedichten stehen:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

J. W. Appell.

Frischlin.

Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin, von Dr. David Strauß. *)

In unseren Literaturgeschichten wird stets auf Frischlin mit besonderer Vorliebe hingewiesen. In der That ist das Leben dieses hochbedeutenden Mannes bezeichnend für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts; man hat ihn wohl den Hutten dieser Epoche genannt. Beide Männer wurden von deutschen Kaisern als Dichter gekrönt, Frischlin sogar zum Pfalzgrafen ernannt, nachdem er vor dem Regensburger Reichstag seine Komödie Rebecca vorgelesen hatte. Aber ganz wie Hutten verschmähte er die officielle Laufbahn der literarischen Berühmtheit. Er ist einer der vorzüglichsten unter jenen Gelehrten, denen das Wort nur ein Ersatz für die That sein konnte und die aus der Arbeitstube hinaus in ein abenteuerliches Leben sich begaben. Solcher Persönlichkeiten gibt es in unserer Literatur eine ganze Reihe, von Hutten bis auf Schubart herab, und ihnen hat sich von jeher die volksthümliche Theilnahme zugewandt. Hutten aber lebte zu einer Zeit, wo das von ihm vertretene Interesse mit dem Aufschwung des ganzen Menschheit eins zu sein schien. Als Frischlin auftrat (er war 1547 zu Balingen in Schwaben geboren) ging die Woge schon um Vieles matter; die römische Kirche hatte sich in staatlicher und in moralischer Beziehung mächtig gehoben, die evangelische aber verfiel in Wortgezänk. Ihr Banner war nicht mehr gleichbedeutend mit jeder sittlichen und geistigen Erhebung. Zwischen den Gegensätzen erhob sich immer mächtiger die mephistophelische oder wie man lieber sagt die macchiavellistische Politik der List und Gewalt. In diesen Verhältnissen fiel dem Nicodemus Frischlin mit seinem glühenden Eifer für Geistesfreiheit und für die Ehre des deutschen Landes, mit seinem gährenden Wissens- und Thatendrang nur die mißliche Rolle eines Epigonen zu. Schon in demjenigen Theil seiner Wirksamkeit, der für uns der anziehendste ist, in seinen dramatischen Werken, zeigt sich der unlösliche Zwiespalt. Das kräftige, naive, derbe Deutsch der Nürnberger Volkskomödie war nicht die Sprache der Humanisten. Sie lehnten sich an die italienischen Hofkreise, wo man, wie z. B. in Ferrara, den Terenz in der Ursprache gab, oder an die Schulen, wo theils die Jesuiten, theils die berühmtesten protestantischen Lehrer wie Sturm und Andere die Aufführung lateinischer Stücke als eine der wichtigsten Uebungen anpriesen. Frischlins deutsche Schauspiele, darunter der heilige Christoph und Frau Wendelgard, gehören zu seinen schwächsten Arbeiten; in seinen lateinischen Stücken dagegen ist oft die Erfindung vom kräftigsten patriotischen Gehalt. Wir erinnern nur an seinen „Julius redivivus", der so oft in anderer Form benutzt wurde. Julius Cäsar und Cicero kehren auf die Oberwelt zurück und bewundern die Verwandlung Deutschlands; Cäsar läßt sich die Erfindung des Pulvers, die Flinten, Kanonen und die neue Taktik erklären; Cicero wird von dem berühmten Eobanus Hessus über das Papier, den von Faust erfundenen Bücherdruck und die neuere Literatur belehrt. Die beiden großen Römer finden in Deutschland auch Italiener, nämlich einen herumziehenden Savoyarden, der französisch, und einen Kaminfeger, der italienisch redet, um ihnen die Reste der alten Sprache zu zeigen. Wie wirksam hätte diese drastische Erfindung in der Volkssprache werden können! Aber der gelehrte Patriot zersplitterte sich in polemischen Händeln; er fand zuletzt ein tragisches Ende, das an Schubarts Loos erinnert. Als Gefangener auf der würtembergischen Festung Hohenurach vollendete er sein Epos „Hebraïs" über das Leben der altjüdischen Könige. Als er zur Nachtzeit bei täuschendem Mondlicht an einem aus Wäsche gefertigten Seil sich vom Fenster herablassen wollte, stürzte er und zerschmetterte sich an der Felswand. — So viel ungefähr wurde bisher über Frischlins Leben und Schriften in Handbüchern und Vorlesungen mitgetheilt; man sieht, daß eine ausführliche, monographische Darstellung Bedürfniß war. Eine solche hat Strauß in dem vorliegenden höchst bedeutenden Werk geliefert. Wie er das Leben seines Landsmannes darstellt, wird es zu einem Doppelspiegel zweier, durch drei Jahrhunderte getrennten Geschichtsperioden. In lebendigen, handgreiflichen Bildern tritt uns das Menschenalter, das auf Karl V. folgte, nach seinen politischen, geselligen, gelehrten Beziehungen vor Augen; es erscheint uns oft als ein leicht verhülltes Bild unserer Tage. Frischlin steht dem kraftvollen Mittelalter noch nahe; seine Schicksale und Leiden geben dem von Strauß meisterhaft dargestellten Lebenslauf das Gepräge eines Romans, dessen Interesse aber durch das Ringen einer energischen Seele gegen die übermächtige Wirklichkeit erhöht und geadelt wird. Dies Buch eignet sich zu einem Lieblingswerk aller Gebildeten, da der naturwissenschaftliche Dilettantismus doch endlich zur Mode ausartet und man anfängt, sich dem höchsten aller Natur- und Geistesproducte, nämlich der inneren Geschichte der Menschheit, wieder zuzuwenden.

Th. C.

*) Frankfurt a. M., Literarische Anstalt.

Feuilleton.

— **Kunstnotiz.** Die reizenden und phantasievollen Aquarellen von dem leider unserer Stadt nicht mehr angehörenden Adolf Schrödter, in welchen derselbe den Wein, Maitrank, Rheinwein und Punsch darstellt, sind bei F. Lüderitz in Berlin vervielfältigt worden. Wir bemerken den Freunden künstlerischer Weihnachtsgeschenke, daß kaum eine erfreulichere Verzierung für die Wand eines Gesellschaftszimmers oder für das Album eines Liebhabers veredelter Genüsse gefunden werden kann. Die Arabeskenmanier, deren Wesen in sinniger und beziehungsreicher Fülle besteht, mag uns, wo sie mißbräuchlich in der Dichtung vorkommt, oft durch süßliche Geziertheit unangenehm werden. Hier aber, wo sie von einem ihrer ersten Meister mit Geist, Geschmack und Lebendigkeit angewandt wird, ist sie von der heitersten Wirkung. Die beiden Blätter: Maiwein und Punsch, bieten auch schon für sich einen sinnvollen Gegensatz von Winter- und Frühlingsbildern. Was uns aber nicht gefällt, ist die beigedruckte Bemerkung, daß die Originale sich im Besitz des Herrn Franz Fallon befinden; dieselben sind vielmehr zur Zeit vom Städel'schen Kunstinstitut angekauft worden. Im „deutschen Kunstblatt" macht Inspector Passavant auf noch einen ähnlichen Irrthum aufmerksam; unter einem bei F. Buddeus in Düsseldorf erschienenen lithographischen Abdruck des Huß von Lessing ist nämlich das Original als „im Besitz des Herrn Consul Schletter" angegeben. Dasselbe befindet sich aber, wie allbekannt, ebenfalls im Städel'schen Institut und jene Notiz kann sich nur etwa auf die Farbenskizze beziehen, die zunächst für den Druck vorlag.

— **Dr. Barths Durchreise.** Dr. Barth, der große Reisende, ist in der Nacht vom vergangenen Mittwoch auf den Donnerstag von Gotha kommend hier eingetroffen und mit dem Frühzuge wieder nach Heidelberg weiter gegangen. — Die Ankunft Dr. Barths in unserer Stadt war Niemanden bekannt geworden, als Herrn von Launitz, der vor mehreren Wochen nach Gotha gereist war, um dort Dr. Barths beide Neger für seine schöne ethnographische Sammlung zu modelliren. Leider vereitelte die unerwartete Rückreise Barths nach Hamburg dies schöne Unternehmen, aus dem die Kenntniß jener uns noch nicht hinlänglich bekannten Stämme gewiß Vortheil gezogen hätte. Ebenso wenig konnte der Künstler aus der bloßen Uebernachtung des berühmten Reisenden mit seinen Schwarzen in unserer Stadt für seinen Zweck den erwünschten Nutzen ziehen. Dr. Barth hat aber versprochen, im künftigen Frühjahr, wo er wieder nach Gotha zurückzukehren gedenkt, diese beiden Aethiopier dem unermüdlichen Ethnoplasten zur Verfügung zu stellen. — Dr. Barth wird nur einen Tag in Heidelberg bei Geh. Rath Bunsen verweilen und sich von dort direct nach England begeben, wo der Herausgeber seines Werkes ihn mit Ungeduld erwartet.

— Ueber Herrn Henkels musikalische Abendunterhaltung vom 21. d. M., gehen uns von bewährten, unabhängigen Kunstfreunden sehr günstige Urtheile zu. Des Concertgebers Vortrag classischer Tonstücke ist durch eine ungekünstelte Empfindung und gesunde, dabei aber seelenvolle Auffassung ausgezeichnet. Was dem Künstler noch besonders zur Ehre gereicht, ist die gute Auswahl in seinem

Programm. Das herrliche Beethoven'sche Concert in Es (Op. 76) wurde mit seltener Präcision ausgeführt, was namentlich auch der Mitwirkung der Herren Eliason, Posch, Siedentorf zu verdanken ist. Unter den Novitäten des Abends bemerkt man als ein Duo für Violoncell und Piano von Aloys Schmitt eine anziehende und gefällige Composition. Ferner verdiente sich Herr Henkel vielen Dank durch Vorführung eines Quartetts in A. für Piano und Streichinstrumente von Hugo Staehle; ein kraftvolles, geniales Tonwerk, das mit dem größten Interesse angehört wurde und von welchem besonders der zweite Satz, das Adagio, als ein Musikstück voll Reiz und Empfindung gerühmt wird. Fräulein Zirndorfer sang die Cavatine der Agathe aus dem Freischütz; diese junge Sängerin hat sich in kurzer Frist durch ihren bescheidenen Anstand, sowie durch schöne Stimmmittel und reinen, geschmackvollen Vortrag die Achtung und das Wohlwollen des Publikums in hohem Grad erworben. — Abendunterhaltungen wie die hier besprochenen dienen nicht, wie dies wohl vorkommt, einzig der Ostentation, sondern fördern in der That eine bessere Richtung in Kunstsinn und Geschmack.

— Ein Charakterzug des Jahres 1837. Die Allgemeine Zeitung bringt einen Bericht über „Friedrich Ludwig Jahns Leben" von Heinrich Pröhle; der Verfasser, Karl Andree, ist leicht zu erkennen, obwohl er sich mit keiner Chiffre bezeichnet hat. Derselbe flicht aus dem Jahr 1837 eine ganz unscheinbare Begebenheit ein, die uns aber für die Charakteristik dieses Jahres bedeutend erscheint. Es war die erste, hoffnungsreiche Blütenzeit der nationalen und politischen Hoffnungen; die vaterländische Opposition hatte sich von der weltbürgerlichen noch nicht getrennt. Die studirende Jugend, von den Nachwirkungen der Julitage angeweht, entstieg dem Bann der historischen Schule und den Nebeln des späteren, unechten Hegelthums. Sie schloß sich mit Vertrauen an diejenigen Männer, die noch als ehrwürdige Thatgenossen eines Scharnhorst und Stein in die neue Zeit ragten. Das Auftreten der sieben Göttinger Professoren regte damals die Jünglinge mächtiger an, als die ungleich wichtigere Kölner Frage, in der es uns nicht so leicht ward, unbedingt unseren Standpunkt zu wählen. Am 6. November des genannten Jahrs fuhren drei junge Männer und ein Greis, nämlich der Geograph und Publicist Karl Andree, der Germanist Haltaus (Herausgeber des Theuerdank und des Liederbuchs der Clara Hätzlerin), der Theaterkassier Robert Blum und der alte Jahn von Leipzig nach Lützen, um der Einweihung des Denkmals beizuwohnen, das künftig an der Stelle des alten Schwedensteins den Sterbeplatz Gustav Adolfs bezeichnen sollte. Jahn und Andree waren in ihrem Vaterlandsgefühl vom Gegenstand der Feier nicht recht befriedigt; denn immerhin war der nordische Schutzherr des halben Deutschlands ein Gegner der anderen Hälfte gewesen. Als nun gar bei der Festlichkeit ein schwedischer Offizier jene Erinnerung allzu vorlaut betonte, gaben Jahn und Blum in kräftigen Reden ihrem Unmuth Raum, ersterer in seiner barocken Redeweise voll Lakonismen, Blum etwas breiter, aber klar, kräftig und packend; er rief dem Schweden die Worte Wallensteins zu: „nie soll im Reiche keine fremde Macht je Wurzel fassen, und am wenigsten die Gothen sollen's, diese Hungerleider!" — So bewegten sich damals noch Männer auf gleicher Bahn, die sich bald in so scharfem Gegensatz trennen und befehden sollten.

— Phrenologische Resultate. Die verschiedenen Systeme der Phrenologie werden von französischen Gelehrten einer scharfen Kritik unterworfen. Zu den kräftigsten wissenschaftlichen Gegnern der ganzen Schädellehre gehört Leuret, der bis auf die ersten, von Gall entworfenen Grundzüge zurückgeht. Gall hat bekanntlich durch Vergleichung mit Thierschädeln manches Organ der Seele auf dem Menschenhirn zu bestimmen gesucht; so wollte er z. B. durch Untersuchung des Schädels der Gemse einen Anhaltspunkt gewinnen, um beim Menschen die Stelle, wo der „Höhensinn" haus't, zu bezeichnen (wonach man sich also pädagogisch zu richten hätte, um ein Kind etwa zum Dachdecker zu bestimmen). Leuret aber hat nachgewiesen, daß Gall, die abweichende Stellung und Structur des Thierschädels nicht berücksichtigend, oft ganz verschiedene Theile für gleichbedeutend angenommen hat; wollte man seine Folgerungen richtig durchführen, so würde sich das Schaf durch poetisches Talent und der Ochse durch metaphysischen Tiefsinn auszeichnen (vergl. Jessens Psychologie). f.

— Der Krieg gegen das H. Die orthographische Bewegung, die jetzt durch Deutschland geht, scheint den Buchstaben h, insofern er als Dehnungszeichen oder zur Verzierung des T dient, als erstes Opfer zu verlangen. Schon Voß hat diese Neuerung versucht, ist aber nicht durchgedrungen. In der Poesie hat sie zuerst durch Platen festen Fuß gefaßt, der über das h eine anziehende kleine Abhandlung schrieb. Er verlangt, daß es wenigstens da wegbleiben soll, wo es wie in dem Worte Roth ganz ohne Not stehe. Platen war von dem Wunsche beseelt, über eine größere Auswahl vollkommener Reime zu verfügen; er glaubte, so lange das h noch bestehe, dürfe nicht Sohn und Thron oder Muth und Blut gereimt werden. Wie in manchen Dingen, wurden Herwegh und andere Lyriker auch hierin seine Nachahmer. Bald wurde dem h auch in mehreren Zeitungen, die in solchen Dingen am Meisten wirken können, der Krieg erklärt. Von hiesigen Blättern hat schon vorlängst das „Konversationsblatt" den Schritt gewagt. Anfangs wurde die Kühnheit nicht gebilligt; die Frankfurter wußten nicht, was sie mit Wörtern wie Demut, Wolfart oder mit Personen wie Frau Rat anfangen sollten. Jetzt hat auch der „Actionär" die Neuerung angenommen, sie scheint also doch etwas Praktisches zu haben. Wenn auch nur der kleinste unnütze Schnörkel getilgt, wenn auch nur eine winzige Plackerei unserer vielgepeinigten Jugend erspart wird, so ist dies schon als ein erfreulicher Fortschritt zu begrüßen.

— Würzburger Stadtpoesie vor hundert Jahren. In den Thurmknopf einer neuerbauten Kirche zu Würzburg sollte im Jahr 1760 ein Denkvers eingelegt werden. Der Stadtpoet begann mit den Zeilen:

> Die Schlag-Glock-Uhr und Viertel Uhr
> Im Thurme hoch gehenket wur,
> So sie bevor weit unten hing.
> Die Viertel Uhr erst neu anfing
> In diesem Jahr, war vorher nit.
> Noch eins, das merk', thu ich dich bitt,
> Wie Getreid und Wein zu dieser Frist
> In hohes Geld gestiegen ist.

Es folgt die Angabe, daß man damals den Weizen um 8, den Haber um 6 Gulden das Malter verkaufte; das Fuder Wein aber

> Fünfzig, sechzig und auch siebenzig
> Gulden bis auf sechs und neunzig
> Gegolten hat an diesem Ort;
> Kein Mensch so alt der von mehr hort.

Diese Verse wurden, bevor man sie an ihre Stelle brachte, dem Fürstbischof Grafen von Seinsheim zugesandt. Derselbe ließ durch den Referendär Prünner antworten: „Die neuen Denkverse betreffend, so haben Hochfürstliche Gnaden an deren Inhalt und eigentlichem Stoffe nichts sonderliches zu erinnern oder beizusetzen, Höchstdieselben vermeinen aber, daß, wie Alles nach der heutigen Zeit und Umständen ganz billig eingerichtet wird, also auch die erhabene schöne Dichtkunst oder vortreffliche teutsche Poesis unseres gegenwärtigen gelehrten und ohngleich mehr polirten Säculi hätte sollen imitirt und also die Fertigung sothaner Denkversen einem hierinnen recht ausbündig geübten Manne aufgetragen werden, welches ein sächsischer Rabener, Weiss oder anderen dergleichen berühmte deutsche Versificanten gegen eine geringe Douceur unvergleichlich würden vollzogen haben. Dieses ist jedoch nur eine Erinnerung welche denen Herren Baudirecteurs lediglich anheimgestellt bleibt."

— Die Sammlungen lyrischer Gedichte mehren sich noch immer wie die Kaninchen; eine Masse träger Geister, denen das leichte Handwerk zusagt, stoppelt immer neue Ragouts aus fremdem Schmaus, namentlich für die Frauenwelt, zusammen. Die beliebten, allgemein zugänglichen Lyriker werden immer wieder geplündert; die alphabetische Reihe: Apel, Arndt, Beck, Chamisso, Conz, Dingelstedt u. s. w. weiß man schon auswendig. Neue Eintheilungsgründe, geschraubte willkürliche Kategorien werden ausfindig gemacht, um wiederholte Sammlungen zu rechtfertigen. Wie wir hören, erscheint demnächst hier eine Anthologie aus Gedichten von Naturforschern und Aerzten, sowie in Stuttgart eine Auswahl unter dem Titel „Krankenlieder". Diese beiden Sammlungen werden wenigstens das Verdienst haben, einander zu ergänzen.

Bühnenschau.

Frankfurt, 19. November.

Don Juan, Oper von Mozart, wurde diesen Abend zum Besten gegeben; freilich weder zum Besten des Publikums, noch der Intendanz, noch der Sänger. Anderes hätte ich nicht berichten können, wenn ich der Vorstellung beigewohnt hätte; allein ich habe ihr nicht beigewohnt. Diese Unterlassungssünde fällt indessen nicht mir zur Last, sondern den Vätern der Stadt, welche nach den Vorschriften der Regel de Tri, die sie besser verstehen als ein Theaterberichterstatter, die Aufschminkung des alten Hauses dem Bau eines neuen vorgezogen. Im alten Hause finden nämlich vierzehnhundert Personen Platz, wenn auch nicht Alle eine Gelegenheit zum Schauen; (das Wort Schaubühne ist nur für die Glücklichen erfunden, die Muße genug haben, zu früher Stunde sich einen Sitz im Parterre zu erobern;) ein neues Haus könnten aber vielleicht gar zweitausend und mehr Eindringlinge besuchen wollen: facit wenigstens sechshundert wackere Leute, denen jetzt die lasterhafte Möglichkeit entzogen wird, ihre Zeit in Kunstgenüssen zu vergeuden. Unter diesen wackeren Leuten war auch ich am Abend des 19. November, nebst manchen Anderen, für deren bürgerliches Wohlergehen das städtische Ersparungssystem in solcher Weise gesorgt hat. Ich erinnere mich, in den amtlichen Berichten über den Theater-

ben gelesen zu haben, daß das Haus für die gewöhnliche Anzahl seiner Besucher ausreichend sei, und keine zwanzig Fälle im Jahre vorkommen sollen, wo das Publikum einen größeren Raum in Anspruch nehme. Aber diese zwanzig Fälle sind es gerade auch immer, wo die Bühne ihre höchsten Feste feiert, und die Abendtafel der Kunst, statt mit der gewohnten Hausmannskost, mit den reichsten, labendsten, erfrischendsten Gerichten besetzt ist. Darum mag es eine ganz gute Einrichtung sein, dem Parterre-Publikum solche Festfreuden möglichst unzugänglich zu machen, bei denen es sich den Magen verderben und die Lust an Alltagsspeisen verlieren könnte.

Ich habe also, wie ich bereits gebeichtet, vom Don Juan nichts Anderes hören können, als was die öffentliche Stimme und ein glücklicherer Mitarbeiter am Frankfurter Museum mir davon berichtet haben. Selbiger Bericht aber besagt, was der Leser, wenn er will, in den nächsten Zeilen finden wird.

„Die Aufführung des Don Juan gab nicht der Intendanz, und die Aufführung des Publikums diesem nicht, einen Anspruch auf die Denkmünze für besondere Auszeichnung. Der Frankfurter hängt an seinen Gewohnheiten; und sollen diese außer Acht gelassen werden, so verlangt er wenigstens, daß die Aenderungen auch Verbesserungen seien. An den Aenderungen nun hat es diesen Abend nicht gefehlt, wohl aber an den Verbesserungen. Zunächst war die scenische Einrichtung verschieden von der althergebrachten; dafür war sie aber auch unpassend anstößig, über alle Maßen ärmlich. Am Widrigsten war dies im ersten Finale. Den glänzend erleuchteten Saal, wo Don Juan uns sein Ballfest seit mehr als sechs Jahrzehnten zu geben pflegte, hatte man in einen Garten umgeschaffen. Da tanzte mit seinen Schönen auf dem unschuldigen Rasen, Don Juan, ein Geßnerischer Schäfer zartsinnigen Herzens! Im Hintergrunde zitterten und zagten ein paar schwindsüchtige Lämpchen, und wagten kaum ihr jammervolles Dasein zu verrathen. — Eine andere Neuerung würde sich als eine vortreffliche geltend gemacht haben, hätte ihre Durchführung der Idee nur einigermaßen entsprochen. In demselben ersten Finale, da wo Mozart mit kühnem Verständniß der rhythmischen Geheimnisse drei Taktarten zum brausenden Tanz ineinander klingen läßt, hatten gründlichere Kenner von jeher es bedauert, daß man, von der ursprünglichen Anordnung Mozarts abweichend, in Ein und dasselbe Orchester die drei Tanzweisen zumal verlegt hatte, die von dem Tondichter selbst für drei verschiedene Orchester, wovon zwei auf der Bühne, bestimmt waren. Die Intendanz hat denn mit vollstem Recht sich an Mozart's eigene Vorschrift gehalten. Das Orchester verfolgt im Dreivierteltact den Gang des Menuettes, den Don Juan mit Zerline tanzt. Da ordnen sich im Hintergrund andere Paare zu einem andern Reigen; ein Orchester, dort schon aufgestellt, gibt ihnen im Zweivierteltakt die Allemande zum Besten. Aber mittlerweilen sind in einem Nebenzimmer fiedelnde Bauernmusikanten erschienen; sie stimmen ihre Geigen, (zwei Akkorde hat Mozart eben dazu vorgeschrieben,) und spielen im Dreiachteltakt vor zwei lustigeren Paaren den frischen Tedesco auf. — Das war denn heute wieder hergestellt worden. Aber wie ungeschickt war es geschehen! Ein paar Musikanten, so armselig ausstaffirt, daß sie dem schon ohnehin allzu vergnügten Publikum neuen Lachstoff boten; ein paar Musikanten, an ihrer geringen Zahl und ihrer unglücklichen Aufgabe selbst schon verzweifelnd, ohne ein Podium, von welchem aus die Tanzweise ihre Tänzer beherrschen könnte, sollten mit dem rauschenden Vollklang des ganzen Theaterorchesters einen musikalischen Wettkampf führen! Es war unmöglich, es war lächerlich, es war zum Verhöhnen; und das Publikum ließ die gute Gelegenheit dazu nicht ungenützt vorübergehen.

„Nicht als ob die Zuhörer von vornherein eine ungünstige Stimmung mitgebracht hätten. Nein. Man hatte wohl noch eine neuerlich mißlungene Aufführung des Johann von Paris im Gedächtniß; allein die unfreundliche Erinnerung hätte doch höchstens dem Darsteller des Johann gegolten; — ob zwar mit Unrecht, da diese ihm nicht angemessene Rolle wider seinen Willen ihm aufgenöthigt worden. — Also das Publikum war herzlich gern bereit, sich erfreuen zu lassen. Leporello hatte schon seinem Aerger über das Schildwachstehen Luft gemacht; das berühmte Terzett der drei Baßstimmen war mit stiller Bewegung angehört worden; Donna Anna hatte, wiewohl eben erst von einem Unwohlsein erstanden, ihr Recitativ mit dramatischer Wahrheit vorgetragen; nur Ottavio, so schön er auch das Duett mit Anna sang, hatte einige Mißbilligung erfahren, als unverdiente Strafe für die Schuld Anderer, als Erinnerungszeichen an den ihm wie uns unerquicklichen Johann von Paris. Aber diese kleine Nachwirkung hätte sich bald und leicht in den mächtigen T·en Mozartischer Musik verloren.

„Da stolperte plötzlich Masetto auf die Bühne, und das Schicksal des Abends war entschieden. Denn diesem Masetto fehlte zum Sänger nichts, als daß seine Füße verständen zu gehen, sein Körper zu stehen, seine Hände sich zu bewegen, seine Mienen sich zu regen, sein Mund zu singen und seine Stimme zum Publikum durchzudringen. Masetto ist noch ein Schüler, allerdings; aber ist die Frankfurter Bühne eine Schulbank, und die Aufführung des Don Juan eine Kinderprüfung? Zwar ist Jeder einmal ein Anfänger gewesen; aber Lehrlinge müssen erst als Gesellen wandern gehen, bevor sie zur Zunft in Frankfurt zugelassen werden. Und da gibt es Orte genug, wo der Wandergesell die ihn bildende Arbeit findet; da gibt's bescheidene Werkstätten zu Offenbach, Babenhausen, Worms, u. s. w. und höher hinauf. Dann mag, tüchtig eingelernt und eingefahren, Masetto einmal wieder zu uns kommen, und von der Gerechtigkeit fordern, was das Mitleid nie gibt, den Beifall der Hörer.

„Mit Masetto brach aber auch Ein Mißgeschick nach dem andern herein. Die Scenerie gerieth zuweilen in Verwirrung; die Decorationen wollten dem Maschinisten nicht gehorchen. Don Juan war nicht bei Stimme. Das Orchester blieb unter seinem früheren Rufe. Es fehlte an Präcision. Zum Oefteren wurden die Tempi so schleppend genommen, daß eine ermüdende Eintönigkeit hervortreten mußte; hingegen ward das Champagnerlied so überstürzt, daß die Hast dem ermüdeten Don Juan nicht mehr den Gesang, kaum noch das Sprechen seiner Arie gestattete. Arien sind aber dazu da, nicht gesprochen, sondern gesungen zu werden, hat Doctor Eisele gesagt, oder wird er noch sagen.

„Trotzdem, daß Zerline gefiel, und Donna Anna nach der Briefarie gerufen wurde, kam das Publikum nicht mehr aus seiner feindseligen Laune. Masetto, die Decorationen, das Costüm hatten seine Nerven allzustark gereizt; es war wie ein ungezogenes Kind, das die Teller vom Tische herunterwirft, weil die Suppe mißrathen war. Es erdrückte unter seinen Zischlauten den Don Ottavio, als er eben seine G-Dur-Arie tadellos rein und klangvoll gesungen hatte. Es benahm sich so, als wäre es nur gekommen, um sich am Schlechten zu erlustiren. Es hatte eben das Anrecht auf einen musikalischen Genuß; und da es den erwarteten nicht fand, machte es sich einen nach eigener Melodie zurecht.

„Aber zu allen Zeiten, wenn das Publikum sank, ward es herabgezogen. Wer hieß die Intendanz, diesen Masetto der Prüfung des Abends auszusetzen, nachdem er bei der Probe des Morgens hinlängliche Beweise seiner Untauglichkeit gegeben haben mußte? — Und warum die Aermlichkeit der Ausstattung? Fehlt es etwa an Garderobe, an Couliffen, an Kolophonium zum Blitzen, an Maschinen zum Donnern?

„Zwar dies allein wäre nicht so hoch aufzunehmen. Was zu mißbilligen steht, das ist vor Allem, daß man sich an den Don Juan gewagt, bevor man über die nothwendigsten Kräfte gebot, bevor eine tüchtige Einschulung stattfinden konnte, bevor ein genaues, festes Zusammenwirken, die späte Folge ernster und schwerer Bemühung, möglich geworden. Die Mitglieder unserer Oper sind eben erst von Süd und Nord wie mit der Werbtrommel zusammengerufen worden; wie durfte man ihnen eine Aufgabe ertheilen, zu der ein jeder vorsichtige Feldherr nur gute alte Truppen zu verwenden wagt!"

— So weit die Mittheilungen meines Kollegen. Ich habe sie erfahrenen Kritikern des Parterre vor dem Abdruck vorgelesen; sie behaupteten, er sei gar zu streng in seinem Urtheil. — Ueber die Intendanz? fragte ich. — Nein, sagten sie; über das Publikum.

Ich aber meine, daß man im Theaterwesen, wie bei der Geige, nur durch Mißgriffe recht greifen lernt. Jene mußten den Anfang machen; es wird nun auch bald an einem rechten, meinetwegen an einem kühnen Griff nicht fehlen.

Also hofft, mit dem Vertrauen, das jeder Recensent in jeden Intendanten zu setzen verpflichtet ist:

Quintus Fixlein.

— Erinnerung an die Theaterdirection. Die neuliche Darstellung des Don Juan entsprach bekanntlich nur sehr mäßigen Erwartungen; doch sind Publikum und Kritik in Bezug auf die Oper noch immer geneigt, den wirklich bedeutenden Schwierigkeiten Rechnung zu tragen und die Mängel der Leistungen durch wohlerwogene Nachsicht zu decken. Bei dem Lustspiel aber, auf das man uns für jetzt hauptsächlich anweist, stellt sich das Verhältniß etwas anders. Die Aufführung der Scribe'schen Komödie „die Verleumdung" veranlaßt uns, der Direction zu bemerken, daß auch das Entschuldigen und Geltenlassen seine Grenzen finden kann. In dem erwähnten Stück ist, wie bei Scribe nicht anders zu erwarten, die Verwickelung anziehend und kunstreich, der Dialog lebhaft und fein; doch ist es in vielen seiner Beziehungen veraltet und werden selbst jene Vorzüge durch die schleppende, harte Uebersetzung beeinträchtigt. Und wie waren die Damenrollen besetzt, auf deren sinnvoller, graziöser Durchführung bei Scribe der größte Theil des Erfolgs beruht! Grade herausgesagt: wir erwarten für die Zukunft bessere Leistungen, für die wir unsere freudigste Anerkennung gerne bereit halten. Die Periode des Orientirens neigt sich allmälig zu Ende; in den Xenien heißt es:

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen;
Endlich, es hilft nichts ihr Herrn, muß man den Beutel doch zieh'n. C.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4⁰. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 9. Frankfurt a. M., den 1. December 1855.

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.

Georg Forster noch einmal. Von Th. C.

Zur englischen Literatur.

Ein Wort über Theater-Costüm.

Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach. Gemeanomische Briefe von Levin Schücking. — Bunsen's Zeichen der Zeit. — Liberalismus vulgaris im Mittelalter. — Ein merkwürdiges Kupferwerk. — Fragen über Bücher. — Ein Manuscript von Goethe. — Kupferplatten-Vernichtung u. s. w.

Bühnenschau von Q. F. Der letzte Trumpf. — Gut Sternberg. — Die Verleumdung. — Kaufmann von Venedig. — Das Tagebuch. — Martha.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Jemehr der Doctor Goethe im Textor'schen Hause einheimisch wurde, und je näher man ihn kennen lernte, um so lebendiger empfand die Frau Stadtschultheißin das Verlangen, einmal einen Blick in seine Häuslichkeit am großen Hirschgraben zu werfen, besonders aber die Bekanntschaft seiner Mutter zu machen; denn obwohl er stets in den ehrerbietigsten Ausdrücken von derselben sprach, so war er doch mit seinen Mittheilungen von ihr und ihrem häuslichen Leben so karg, daß Frau Anna Margaretha sich unmöglich für die Dauer dabei beruhigen konnte. Sogar ganz deutliche Winke und Andeutungen von Seiten des Stadtschultheißen, wie sehr man sich freuen werde, auch mit seiner Frau Mutter bekannt zu werden, ließ der sonderbare Mensch unbeachtet; und so entschloß sich denn endlich die resolute Frau Stadtschultheißin kurzer Hand, ohne Rücksicht auf ihren vornehmeren Stand, den ersten entgegenkommenden Schritt zu thun und bei Frau Cornelia Goethe eine Visite zu machen. Mit klugem Vorbedacht wählte sie dazu einen Nachmittag, an welchem der Doctor nicht zu Hause anwesend war, ein Umstand, der ihr ganz besonders wichtig erschien. Denn längst hatte sie sich aus einzelnen seiner Aeußerungen im Geiste ein Bild von dieser Frau entworfen und war allmälig zu dem Resultat gekommen, daß Jener in gewisser Beziehung eine Autorität über seine Mutter ausüben müsse. Wenigstens war ihr so viel gewiß, daß seine Gegenwart bei dem beabsichtigten Besuch ihr nur hinderlich sein werde; denn sie konnte in diesem Falle seiner Mutter unmöglich alles Das sagen, was sie auf dem Herzen hatte und wovon sie hoffte, daß auch diese dadurch bewogen werden würde, ihr mit der gleichen Offenheit entgegenzukommen. Selbst nicht einmal ihrem Manne, geschweige denn einem andern Menschen sagte Frau Anna Margaretha ein Wort von ihrem Plane, es sollte eben zunächst ihre eigne und alleinige Sache bleiben, und erst nach ihrer Rückkehr aus dem Goethe'schen Hause wollte sie dem Stadtschultheißen von ihren gemachten Entdeckungen und Wahrnehmungen getreuen Bericht abstatten. Daß sie diese Vorsicht nicht ohne Berechnung beobachtete, mag schon allein dadurch erklärt werden, daß sie gewissen scherzhaften Stichelreden ihres lieben Eheherrn über weibliche Neugierde oder über das Wohlgefallen an kleinen Recognoscirungen auf „fremden Territorien“ gerne aus dem Wege ging; zumal der alte Herr das ganz vorzügliche Talent besaß, dergleichen anzügliche Redensarten jedesmal an einem Orte und bei einer Gelegenheit fallen zu lassen, wo es schlechterdings unmöglich war, sie ihm, wie es doch einer verständigen Hausfrau zukommt, nach Gebühr zurückzugeben. —

Der unvorbereitete Eintritt einer Frankfurter Stadtschultheißenfrau in ein Haus, dessen Besitzer oder Besitzerin, wenn auch dem gutbürgerlichen Stande angehörend, doch bis dahin in keinerlei Beziehung zu den vornehmen und distinguirten Kreisen gestanden hatte, war damals nicht allein für dieses also geehrte Haus, sondern auch für die gesellschaftliche Gesammt-Anschauung der Zeit überhaupt ein Ereigniß, das man unmöglich zu den gewöhnlichen Fällen des Lebens zählen konnte. Es war vielmehr gleichsam ein vom Himmel heruntergefallener Moment; und wer ihn erlebte, der fühlte sich unwillkürlich wie von äußerer Gewalt aus dem Geleise der seitherigen Ordnung herausgehoben, nicht anders, als wenn er damit zu einem neuen Lebensabschnitt gelangt oder ihm eine ganz inwendig gelegene Vorherbestimmung auf Einmal in Erfüllung gegangen wäre.

Und das war auch der Eindruck, welchen Frau Cornelia Goethe, verehelicht gewesene Schellhorn, bei der Erscheinung der Stadtschultheißin empfing, ein Eindruck, der sie so tief ergriff, daß sie vor lauter Verwirrung nicht wußte, wie sie sich diese seltene Ehre erklären sollte.

Eine hohe hagere Gestalt, ganz in Weiß gekleidet, mit scharf markirten feinen Zügen, die aber trotz des strengen Ausdrucks noch Spuren einstiger wunderbarer Schönheit zeigten, stand Frau Cornelia sprachlos vor Frau Anna Margaretha.

Ach ja, das ist die liebe Frau Mutter unseres neuen Freundes! sagte diese so herzlich, als es ihr die eigne Ueberraschung beim Anblick der weißen ehrwürdigen Gestalt mit den großen dunklen Augen in dem geisterhaft bleichen Antlitz erlaubte, ging auf sie zu und ergriff die kalte feine Hand der Matrone. Vergönnt mir, Frau Cornelia, daß ich mich zu Euch dränge und die erste Ansprache thue, aber der Doctor ist uns Allen ein so werther Freund geworden, daß wir die Mutter eines so braven Sohnes partout nicht länger entbehren wollen.

Was reden da Eure Gnaden? stammelte Frau Cornelia auflauschend und eine kaum bemerkbare Röthe flog über ihre Züge. Ach, die Frau Stadtschultheißin ist sicherlich unrecht gegangen, fuhr sie fort und verneigte sich tief. Ich bin bloß die Wittwe Goethe, mein einziger Sohn aber ist der Doctor juris Johann Kaspar Goethe und hat, soweit mir bewußt, niemals die Ehre gehabt, Eurer Gnaden und dem hochedlen Herrn Stadtschultheißen persönlich bekannt zu werden.

Auf diese Erklärung hin war nun freilich die Reihe, aus den Wolken zu fallen, an Frau Anna Margaretha; aber nur einen Moment brauchte sie, um sich von ihrer Bestürzung zu erholen und einen zweiten, um zu wissen, daß der Doctor bis zur Stunde hinter der Mutter Rücken ihr Haus besucht habe.

Damit wußte sie mehr, als sie bedurfte, um sogleich den rechten Ton zu finden.

Ei, eben deßhalb komme ich ja zu Ihr, Madame! sagte sie so freundlich und unbefangen, als ihr möglich war. Denn sieht Sie, Ihr Sohn ist ein charmanter junger Mann, meinem lieben Eheherrn, dem hochedlen Herrn Stadtschultheißen mehr werth, als ein Dutzend hochstudirter Doctores; aber so blöde ist er, ach so blöde, daß wir nothwendig auch die Frau Mutter haben müssen, damit er sich endlich in unserem Hause orientirt und heimisch fühlt. Denn sieht Sie, liebe Frau, jede Hacke muß doch einen Stiel haben; und wo ein junger Mann, den wir Alle so hoch ästimiren, den Blöden spielt, da ist es Pflicht der Freundschaft, ihm ein Bischen aus der Klemme zu helfen, und eben darum komm' ich zu Ihr; denn längst stellten wir im Stillen unsere Betrachtungen darüber an, warum Ihr Musje Sohn Sie uns nicht vorführen will. Ach, nun bin ich ihm kaum noch gram wegen seiner großen Blödigkeit; denn ich sehe ja, daß er selbst der Frau Mutter gegenüber ebenso heimlich ist, wie gegen uns, denen er erst seit ein paar Wochen bekannt ist.

Diese im herzlichsten und zuversichtlichsten Tone ausgesprochenen Worte überzeugten endlich Frau Cornelia, daß sie nicht, wie sie anfangs beinahe zu glauben geneigt gewesen, von einem Traume befangen sei, da die Stadtschultheißin in so vertrauter Weise ihres Sohnes als eines lieben Hausfreundes erwähnte. Aber die Ueberraschung bei dieser unerwarteten Nachricht wirkte dergestalt auf sie ein, daß sie ihr anfänglich so befangenes und zurückhaltendes Benehmen aufgab und in großer Erregtheit ausrief:

Wie? So hätte er ohne mein Wissen gethan, was seit Jahr und Tag mein sehnlichster Wunsch ist, daß er sich nämlich nach wohlwollenden Freunden und Gönnern umsehen möge! Ach, nun ist's mir endlich klar, warum er mir oft in letzter Zeit so verändert vorkam, ohne daß ich mir den Grund davon erklären konnte!

Doch bleibt es höchst sonderbar und auffallend an ihm, daß Euch der curiose Mensch nichts davon mitgetheilt hat, warf die Stadtschultheißin leicht hin. Sollt' ich doch fast befürchten, er habe sich gescheut, die Frau Mutter von seinen Besuchen in unserem Haus zu unterrichten.

O da kennt Sie meinen Sohn noch lange nicht auswendig, verehrte Frau Stadtschultheißin, entgegnete Frau Cornelia rasch. Der ist in gewissen Punkten ein solcher Geheimler, daß man sich nur schwer einen Begriff davon machen kann.

Aber er ist doch sonst in allen Stücken ein vernünftiger Mensch, sagte diese. Wozu braucht er sich einer so guten Mutter gegenüber unserer Freundschaft zu schämen?

Schämen! Davor behüte ihn und mich der liebe Gott! rief Frau Cornelia feierlich. Aber so ist nun einmal mein guter Johann Kaspar. Das, was ihn am Innersten berührt, vergräbt sich stets am Tiefsten in sein Gemüth hinein, gleichwie der Geizige oft seinen kostbarsten Schatz so ängstlich versteckt, daß er ihn zuletzt selber nicht mehr zu finden weiß. Es ist ihm nun einmal nicht gegeben, sich von freien Stücken mittheilsam zu erzeigen.

Ei, Madame, da muß Sie ja wohl Ihre rechte Last mit einem solchen Sonderling von Sohn haben, sagte Frau Anna Margaretha, fast besorgt, daß sie in ihrer guten Meinung von dem Doctor zu voreilig gewesen sein möchte. Ist er denn auch in andern Stücken so urständig?

Behüte Gott, entgegnete Frau Cornelia in einem Redeeifer, der ihr sonst gewiß ebenso fremd war wie ihrem Sohne. Außer seiner ängstlichen Geheimelei und seiner grenzenlosen Scheu vor dem Frauenzimmer wüßt' ich selbst dem allwissenden Gott keinen Fehler von ihm zu beichten. Aber selbst mir, seiner leiblichen Mutter gegenüber erröthet er, so oft auf's Kapitel vom Heirathen die Rede kommt.

Ja, ja, so sieht er mir grade aus, sprach Frau Anna Margaretha lebhaft. Ach, was für ein kreuzbraver, grundsolider Mensch ist Ihr Doctor! Er denkt gewiß mit Recht: wozu brauch' ich eine Frau zu nehmen, so lange mir Gott meine theure Mutter gesund erhält!

Was er über diesen Punkt denkt, weiß ich nicht, versetzte nach einigem Zögern Frau Cornelia seufzend. Das aber weiß ich, daß er mir kein wahres treues Mutterherz zutraut, wenn er glaubt, ich sähe ihn lieber unbeweibt. Ach, Frau Stadtschultheißin, das ist mein einziges Herzeleid, wenn dereinst mein letztes Stündlein schlägt und ich ihn so allein und freudlos in Gottes schöner Welt zurücklassen soll!

Ei, wer wird sich darüber grämen! sprach die Stadtschultheißin wohlgemuth. Wenn Ihr Musje Doctor gegen Sie mit Allem so heimlich thut, wie mit uns, dann kann Ihr die junge Frau Goethe ins Haus kommen, bevor Sie noch mal recht weiß, daß Sie eine Schwiegertochter hat. Mir ist für den Doctor gar nicht bange. So ein grundgescheidter solider Mann nimmt sich Zeit zu einem so hochwichtigen Schritt, er übereilt sich weder mit seinem Kopf noch mit seinem Herzen, lass' Sie das Ihre geringste Sorge sein, ich wollte Ihren einen schüchternen Johann Kaspar gegen meine vier dreiste Mädels verwetten, daß Sie eher Enkel im Arme wiegt als ich.

Ach, wenn er nur nicht in Holland gewesen wär'! seufzte Frau Cornelia aus tiefgepreßter Brust, zwang dann ihr letztes Bedenken gegen ihre allzu große Aufrichtigkeit nieder und fuhr mit schüchtern flüsternder Stimme fort:

Ja, kann Sie sich's vorstellen, Frau Stadtschultheißin, daß mein Johann Kaspar vor seiner großen Reise ein ganz anderer Mensch gewesen ist, so frisch, so alerte und frohsinnig wie sein Vater selig? Aber in Holland — in Holland ist was an ihm hangen geblieben, so ein Stück holländisches Phlegma, so eine steife Ernsthaftigkeit und Bedenklichkeit, daß ich ihn nach seiner Rückkehr kaum wieder erkannte. Steif und fest beharrt er dabei, jeder Mensch von Verstand und Welt müsse sich bei allen seinen Verrichtungen im Leben die Holländer zum Muster nehmen; und da der dritte Mann, dem er in Holland begegnet, ein Hagestolz gewesen sei, so wolle auch er für sein Theil einer sein und bleiben.

Nur mit Mühe bezwang Frau Anna Margaretha bei dieser seltsamen Mittheilung ihren guten Humor; sie behielt ihre ernsthafte Miene und sagte mit Nachdruck:

Wenn er sich wirklich in Holland einen „Krappen" der Art geholt hat, so ist es an der Frau Mutter, ihm wieder zu seinem gut frankfurtischen Naturell zu verhelfen; und da scheint es mir wirklich — aber nimm mir die liebe Frau Base meine Offenheit ja nicht übel — da scheint es mir wirklich, als wenn Sie ihm zu viel nachgäbe, anstatt ihn ein wenig mehr zu encouragiren. Legt Sie ihm denn Ihren Herzenswunsch nicht beständig von Neuem nahe? In dem großen leeren Hause, sollt' ich meinen, müßt's ihm ja für die Dauer selber ganz unheimlich werden.

War es nun die zutrauliche Anrede: Liebe Frau Base, oder war es der Vorwurf, den die Stadtschultheißin ihr machte und der allerdings die innerste Saite ihres Gemüthes berühren mußte; genug, Frau Cornelia ward auf einmal ganz und gar wie verwandelt und das Gefühl des lang entbehrten Vertrauens überwand bei ihr jedes andere Bedenken:

Kommt, liebe Frau Stadtschultheißin, rief sie mit dem ganzen lebhaften Eifer eines treuen Mutterherzens; kommt und überzeugt Euch selber, was ich nicht Alles thue, um meinen Sohn zu encouragiren und ihm seinen holländischen Griesgram zu vertreiben!

Ohne ihr eine nähere Erklärung zu geben, ergriff sie die Hand der neuen Freundin und führte sie aus der Stube, die Treppe hinauf nach der mittleren Etage. Oben angelangt, öffnete sie die

Flügelthüre und nöthigte die Frau Stadtschultheißin zum Eintritt. — Himmel! Was für eine prächtige Visitenstube war das! Wie geschmackvoll und gemüthlich zugleich die ganze Einrichtung! Möbel, Tapeten, Teppiche, Spiegel, Porzellanfiguren, Gardinen, — Alles von der feinsten und kostbarsten Arbeit, und dabei herrschte eine Reinlichkeit, ein Sinn der Ordnung und Zweckmäßigkeit, als sei die Stube zur Aufnahme einer Fürstin eingerichtet, die jeden Augenblick erwartet werde. Und gleich daneben eine andere Stube, zwar kleiner, aber womöglich noch wohnlicher eingerichtet, dann ein kleines allerliebstes Kabinet mit grünseidenen Gardinen — kein Zweifel, es war das für die künftige junge Frau Goethe eingerichtete „Schmollzimmerchen," und jetzt, o wie staunte Frau Anna Margaretha, als die Hausbesitzerin die Thüre des nach dem Hofe zu gelegenen Zimmers öffnete und mit strahlenden Augen ausrief:

Da schaut, Frau Stadtschultheißin, ob ich's an Etwas habe fehlen lassen!

Ach, welche Pracht, welche Commodität! rief diese eintretend und sofort unwillkürlich die seidene, mit feinen Spitzen besetzte Decke des gewaltig hohen Himmelbettes befühlend. Da hätten ja drei ausgewachsene Holländer gut und gerne Platz drin, und der Toilettentisch mit dem doppelten Lavoir von Kristall — nein, sag' Sie mir nur, liebste Frau Base, ist das Alles Ihr Geschmack, Ihr Arrangement? — Ach, in einer solchen Stube, in einem solchen Bette möcht' ich dermaleinst meine Seele Gott dem Herrn befehlen!

Alles für ihn, Alles zu seinem Encouragement! schluchzte Frau Cornelia; und das Schönste schaut Sie noch erst, Frau Stadtschultheißin; denn die Möbel, die Gardinen, die Spiegel und Teppiche haben doch bloß fremde Hände gemacht, die kann man für sein gutes Geld allerorten kaufen, aber hier, sieht Sie, hier — sie zog bei diesen Worten eine große Kommodeschublade heraus — das läßt sich nicht kaufen, das hat nicht bloß die Mutter, das hat schon die Großmutter zu Stande gebracht, ach, die Großmutter, Frau Stadtschultheißin, weil Sie ja doch der Mutter so wenig Herz für ihren einzigen Sohn zutrauen wollte!

Und langsam an der Kommode auf die Kniee niedersinkend, bedeckte sie mit beiden Händen weinend das Gesicht; Frau Anna Margaretha aber, wie sie jetzt in die geöffnete Schublade blickte, war es fast nicht anders zu Sinne, als schaue sie auf ein Flecken vom verlorenen Paradies nieder, auf dem noch die Blumen eines längst von der Erde verschwundenen Lenzes blühten. Es war ein Anblick, bei dem jedes Mutterherz, auch noch so alt, in Wonne und Freude erzittern mußte; so anmuthvoll und farbenreich lagen sie da, alle die kleinen, mit Perlen und bunten Bändern geschmückten Kinderhäubchen, die rothgesäumten Wickelschnüren, die blendend weißen Strümpfchen, die weichen wollenen Söckchen, die allerliebsten rothen, blauen, grünen „Schücklein", die Hemdchen, die Kleidchen, die Röckchen, die Joppelchen, daneben das bändergeschmückte federwollige Tulisänchen, und, damit wir das Prachtstück nicht vergessen, das herrliche über und über mit kostbaren Spitzen und Stickereien verzierte Taufkissen von weißem Atlas — nichts fehlte, kein Fädchen, kein Bändchen, kein Fähnchen für die Equipirung des künftigen Enkels, der künftigen Enkelin, sie brauchten nur zu kommen und mit ihren Patschhändchen in die reiche bunte Fülle großmütterlicher Liebe hineinzugreifen, es war ja längst für Alles gesorgt, längst auf Alles Bedacht genommen — aber die kleinen Schreihälse, wo blieben sie eigentlich?

Das war zu viel der Rührung für das gute weiche Herz der Stadtschultheißin; und während es noch vor ihren Augen flimmerte bei all dem wunderholden lieblichen Anblick, füllten auch diese sich mit Thränen, auch sie sank vor der Schublade auf ihre Kniee nieder und weinte aus so tief empfundenem Mitgefühl, als sei es ihr eignes vergebliches Mühen und Sorgen und Hoffen, das ihr aus dieser reichen Fülle der zärtlichsten Mutterliebe zum Herzen drang.

Bald aber faßte sie sich, stand auf, wischte sich mit rascher Hand die Thränen aus den Augen, von den Wangen, faßte Frau Cornelia leise am Arme, zog sie empor und sagte, indem sie ihr zwar fest, aber doch mit einem ungemein innigen Blick in die Augen sah:

Sie allertreueste Mutter unter Gottes Sonne, Sie goldig Engelherz von Güte und Geduld, ich thu' Ihr hiermit nicht allein feierlich Abbitte für mein vorhiniges Geschwätz, nein, ich thu' noch ein Weiteres und sag' es, als wär' ich Sie und Sie ich: Wenn auch alle Holländer der Welt Hagestolze würden, ich, ich die alte Stadtschultheißin Textorin schaff' es zu Stande, daß Ihr Doctor wieder zu gut frankfurtischen Begriffen kommt, ruh' und raste nicht eher, als bis er seiner Frau Mutter eine Schwiegertochter in's Haus führt, die dasselbe Nämliche thut, was ich anjetzo thue — Das nämlich!

Und sie sank bei diesen Worten der Frau Cornelia an's Herz, küßte sie mit der Innigkeit einer treuen Schwester und rief dann in froher Bewegung:

So! Wir haben uns nun, denn wir kennen uns jetzt in und auswendig! Da soll dein Doctor uns Beiden einmal kommen und sagen: Ich bleibe ledig! Nein, Musje Harlkopf, so haben wir nicht gewettet! Wer in Frankfurt leben will, der muß auch gut frankfurtisch lieben — denn Holland, das merk' Er sich, Herr Doctor, — Holland liegt weit ab vom Reiche!

(Fortsetzung folgt.)

Georg Forster noch einmal.

Georg Forsters Leben und Schriften scheinen noch immer die Theilnahme vieler Leser zu beschäftigen. Von seinen berühmtesten Zeitgenossen, Goethe und Schiller, als revolutionärer Schwärmer verspottet, später von der nationalen Partei als Landesverräther zurückgesetzt, ist er erst durch Gervinus wieder zu verdienter Achtung erhoben worden. Heinrich König, der ihm in den „Clubbisten" die gebührende Hauptstelle zuwies und später seinen ganzen Lebenslauf in dem Buche „Haus und Welt" darstellte, sammelt, wie wir hören, den Stoff zu einer dritten Schrift über denselben Mann. Als ein ausgezeichneter Naturforscher (Moleschott) eine Charakteristik Forsters unternahm, glaubte man die merkwürdige Persönlichkeit von wissenschaftlicher Seite geschildert zu sehen; dies war aber nicht der Fall. Moleschott wollte seinen Helden als Typus eines neuen Begriffs, als „Naturforscher des Volkes" darstellen. Dieser unklare Ausdruck könnte allenfalls einen Mann bezeichnen, der bei den anscheinend fernliegenden Aufgaben, mit denen er sich beschäftigt, doch den Endzweck der Hebung und praktischen Beglückung des Menschengeschlechts nie außer Augen läßt. In dieser Weise würde z. B. Arago ein viel passenderes Beispiel sein als Forster, zumal da Letzterer, so weit wir ihn aus der Literatur beurtheilen können, selbst in Schriften allgemeineren Inhalts nur einer Auswahl von Gebildeten zugänglich war. Auch vermochte weder die hohe wissenschaftliche Tüchtigkeit, die man Moleschott allgemein zugesteht, noch seine seltene Darstellungsgabe einer Arbeit Werth und Bedeutung zu geben, deren Grundgedanke gezwungen und verkehrt war. Vielleicht war also Forster als ein Ahnherr der neueren materialistischen Weltanschauung zu bezeichnen, deren Ergebniß, wie ihre Anhänger meinen, dem „Volke", dem Menschengeschlecht zu Gute kommen muß, da dessen zeitliches Wohlsein als erstes und letztes Ziel sich herausstellen wird. Aber auch dieser Anspruch an den berühmten Mann wäre durchaus unberechtigt. In einer interessanten Abhandlung von Medicinalrath Dr. A. Clemens, die wir im neuesten Bande der Cotta'schen deutschen Vierteljahrschrift lesen (über die neusten materialistischen Tendenzen in der Naturforschung) führt derselbe folgenden Ausspruch von Forster an: „Nur das Gleichartige kann sich fassen. Den Geist zu erfassen, der über die Materie hinschwebt, ihr gebietet, sie zusammensetzt und schöner formt, bedarf es eines ähnlichen prometheischen Funkens. Die Herren vom anatomischen

Messer pflegen sich an die sichtbare Natur, an Knochen, Muskeln, Adern und Nerven zu halten und vor dem Reiche des Geistes keinen Respect zu bezeigen." Aus diesen wenigen Worten erhellt bündig genug, daß die Lamettries unserer Tage an dem Gepriesenen einen starken Gegner gehabt hätten. Dies eine Beispiel könnte sie zu einer bescheideneren Polemik veranlassen, da sie bis jetzt sich oft erlaubt haben, einen Jeden, der sie bekämpfte, als Frömmler, als Knecht des Bestehenden, als Feind der unabhängigen Wissenschaft hinzustellen. Georg Forster widmete seine beste Manneskraft dem Kampfe für Freiheit und Recht mit einer Hingebung, die stets achtbar bleibt, wenn auch das ihm zunächst vorschwebende Ideal ein trügerisches war. Das Interesse, das durch unsere Materialisten so schnöd und unbedacht verletzt wird, knüpft sich nicht an das Banner Rudolf Wagners; es geht über die Sphäre des Katechismus, des Offenbarungsglaubens, ja der deistischen Anschauung noch weit hinaus. Die Frage ist, ob das Wesen der Dinge in unsere Erscheinungswelt völlig aufgeht oder ob wir die letztere als die Aeußerung eines idealeren Daseins zu betrachten haben. Für die letztere Ansicht steht eine ganze Reihe von Helden der Geistesfreiheit ein; ja, wir können uns ohne sie ein Geistesheldenthum gar nicht denken. Nur die Idee verleiht dem Krieger den Muth, für die Fahne zu streiten, die ohne sie nur ein leeres Symbol wäre. Die positiv-religiöse Denkungsart mag in unserer Zeit sehr getrübt oder verblaßt sein; doch hat sie den Untergang durch die Angriffe der Leugner aller Denk- und Willensfreiheit nicht zu befürchten. Nemo contra deum nisi deus ipse; nur durch eine Idee kann die Idee gestürzt werden. Die deutsche Philosophie hat durch eigene und fremde Schuld für lange Zeit alles Vertrauen verloren; und dieser Umstand hat zur Entwickelung der Ansichten, die uns jetzt beschäftigen, das Seine beigetragen. Aber in dem Hauptpunkte der vorliegenden Fragen bleibt das abstracte Denken immer und ewig mächtiger, als alle empirische und experimentale Beobachtung. Es zeigt uns unwiderleglich, daß dem Princip, in welchem Stoff und Geist sich berühren, auf dem Weg der Naturforschung nicht beizukommen ist. Für uns und für sie wird stets hinter dem neu gefundenen vermeintlich letzten Grunde noch ein tieferer Urgrund auftauchen, der der materiellen Untersuchung gegenüber ganz dasselbe Gepräge der Unlösbarkeit an sich tragen wird, wie die Wunder des ersten Tags. Weit mehr als dem Orthodoxen liegt es dem Freunde der Freiheit und des geistigen Fortschrittes ob, gegen die Verkünder der neuen Lehre von Stoff und Kraft, gegen die Verthierung der höheren Menschheit in die Schranken zu treten. Niemand hat die kirchliche Gedankenwelt gründlicher aus den Angeln gehoben als Cartesius und Spinoza, indem der Erstere recht eigentlich außerhalb derselben den Punkt fand, auf dem er stehen konnte. Heutzutage würde er den Grundstein seines Werkes, den er für unantastbar hielt, jenen Satz nämlich, daß es kein intensiveres Sein gibt als das Denken, jenes: „ich denke, also bin ich" weggeräumt sehen. Dem Principe, welches denkt, wird das Gepräge der Ichheit abgeleugnet, ohne daß, wie bei Spinoza geschah, eine andere, alldurchdringende Idealität an die Stelle träte. Die Verfasser der jetzt so gierig verschlungenen materialistischen Bücher würden jene beiden Denker, wenn sie in unserer Zeit lebten, zwar nicht zu der Schaar ihres Göttinger Gegners, aber gewiß zu *ihren* Gegnern rechnen müssen. Neben denselben würden noch andere Geister kämpfen, deren Wirken in der Bildungsgeschichte der Neuzeit nicht der Reaction angehört; am heftigsten vielleicht Rousseau, aber nicht minder entschieden Lessing und Kant, Schiller und Goethe; ebenso nach obigem Ausspruch Georg Forster, den wir bei diesen Heroen schon deßhalb nennen, weil er von den Wortführern der Gegenpartei auf den Schild gehoben wird. Auch Volksmänner wie Mirabeau und Robespierre, die ihre revolutionäre Energie wenigstens im großartigsten Maßstabe bethätigt haben; auch republikanische Vorkämpfer wie Lamennais und Börne würden die Sache des Geistes und der Gottesidee verfechten. Dagegen hat die materialistische Lehre von Hobbes an bis auf unsere Tage häufig dazu dienen müssen, das Streben nach Geistesfreiheit als eine nichtige Täuschung, die Politik der Unterdrückung und Ueberlistung aber als die einzig richtige nachzuweisen. Es ist daher ebenso ungereimt als feige, wenn man, wie uns dies stellenweise vorgekommen ist, sich dem Auftreten gegen die platte Verkennung des Ewigen und Idealen aus Furcht entzieht, man möge für einen Feind geistiger Bewegung, etwa, wie das beliebte Anathema lautet, für einen „Schwachkopf oder Heuchler" gehalten werden.

Th. C.

Zur englischen Literatur.

Die beständig zunehmende Beschäftigung mit der englischen Sprache, welche sich in den letzten Jahren in so erfreulicher Weise bei den gebildeten Ständen geltend gemacht, hat eine wachsende Kenntnißnahme der Literatur, namentlich der schönen Literatur der Engländer, zur Folge. Und in der That verdient diese eine solche Aufmerksamkeit von deutscher Seite auf das Entschiedenste; denn, mit unserer Dichtung zum Theil aus denselben Quellen entsprungen, hat sie die wohlthätigsten und belebendsten Einflüsse auf dieselbe ausgeübt und in gleicher Weise solche von ihr empfangen. Es ist bekannt, wie das geistige Leben Deutschlands in der Zeit, welche der Epoche der Originalgenies und der Stürmer und Dränger unmittelbar voranging, seine Anregungen zumeist aus England erhielt, wie sich Klopstock an Miltons verlorenem Paradies zu seiner Messiade begeisterte, und die Bekanntschaft mit Shakespeare die Herrschaft des französischen Zopfs, welche auf unserer Bühne lastete, brach. Seit jener Zeit ist die Cultur der englischen Dichtung aus der unserigen nicht gewichen, und die zahlreichen, trefflichen Uebersetzungen fast aller bedeutenden, dort erschienenen Geisteswerke, sowohl der älteren als der neueren, welche wir zum größten Theil unserer romantischen Schule verdanken, haben jene stammverwandten Genien uns halb zu eigen gemacht. Der Erfolg davon konnte nicht ausbleiben, und gern wird unsere Literaturgeschichte zugestehen, daß auch unsere bedeutendsten Größen Inspirationen von dorten, Klopstock von Milton, Schiller und Goethe von Shakspeare, Jean Paul von Sterne, u. s. w. erhalten haben. Fast noch größer wurde dieser Einfluß, als die neuen großen Genien Englands zu Beginn dieses Jahrhunderts auftauchten, als die Romane „des großen Unbekannten" ganz Europa in neugieriges Erstaunen versetzten, und die leidenschaftlichen Schmerzensklänge der Byron'schen Leier es durchrauschten; denn von da an beginnt bei uns der große historische Roman in Nachahmung der Meisterwerke Walter Scotts sich zu entfalten, und das Echo der Dissonanzen des großen Lords tönte sogleich aus einer ganzen Dichterschule, Grabbe und Lenau voran, wider und ist noch lange nicht verklungen.

Weniger bekannt als diese Einflüsse der englischen Poesie bei uns, dürften die der *unsrigen in England* sein, sie sind aber darum nicht weniger ausgedehnt und wichtig. Sie reichen bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts hinauf. Damals hatte sich in England der Streit zwischen den Nachbetern einer klassisch-französischen Schule und einer neuen Richtung entwickelt, welche Letztere aus dem engen Bereich einer conventionellen, höfischen Verstandes- und Kunstdichtung zur Natur und zu romantischen Stoffen zurückstrebte. Nach Deutschland, wo Schiller und Goethe in ihrem ersten Ruhme strahlten, richteten die Verfechter der Natur und der Romantik ihre Blicke, der Dichter Coleridge übersetzte von Schiller die beiden Piccolomini, den Wallenstein und viele Gedichte; die deutsche Kunstphilosophie wurde, wenn auch nicht immer mit dem richtigen Verständniß, in jenem Streit angerufen, und die angelsächsische Race begrüßte freudig das Wehen des verwandten germanischen Geistes, welches den gallischen Phrasenduft aus ihrer Atmosphäre trieb. Nun debutirte, in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts,

Walter Scott mit Uebersetzungen der Leonore und des wilden Jägers von Bürger und des Götz von Berlichingen, und Lord Byron war erfüllt von Enthusiasmus für deutsche Dichtung, namentlich für Goethe; er ahmte dessen Faust in seinem Manfred nach und dedicirte ihm, in Ausdrücken der höchsten Verehrung, sein Trauerspiel Sardanapal. Ganz von deutschen Einflüssen beseelt, erscheint aber der treffliche, ebenso unglückliche als hochbegabte Shelley, ein genauer Kenner unserer Sprache und Literatur, und neben ihm sein Freund Keats. Die beiden Letzteren haben in England eine ganze Dichterschule begründet, welche sich durch eine zugleich idealistische und philosophische Richtung charakterisirt, ihre Inspiration aus deutschen Einflüssen offen zugesteht und die bedeutendsten seitherigen Lyriker, namentlich den jetzigen Laureaten, Alfred Tennyson, unter ihrer Fahne zählt.

So hat also diese Wechselwirkung nicht allein für die Entwicklung der beiderseitigen Dichtung die erfreulichsten Folgen gehabt, sondern währt auch noch beständig fort in einer Weise, welche das Beste hoffen läßt. Der speculative Deutsche nämlich ahmt jetzt den praktischen Engländer auf einem Gebiet nach, auf welchem ihm dieser im Allgemeinen immer noch überlegen ist, auf dem der Romandichtung, und das Studium der Schöpfungen eines Bulwer, Dickens und von den Neuesten namentlich Thackeray's, ist für Viele unserer Novellisten sehr fruchtbringend gewesen. Auf der anderen Seite wird der nüchterne Engländer da von uns angeregt, wo das ideale Element die positive Thatsache überwiegt, in der Lyrik, und hat uns dort viel zu verdanken. Als Vermittler des deutschen Geistes für England erscheint jetzt hauptsächlich der bekannte Thomas Carlyle, welcher in dieser Richtung eine Uebersetzung des Wilhelm Meister, eine Auslese aus den Gedichten von Schiller, Goethe und unseren Neuromantikern, ein Leben Schillers und Anderes veröffentlicht hat.

Auch bei den Nordamerikanern hat der deutsche Dichtungsgeist Eingang gefunden, und zwar nicht durch englische Vermittlung, sondern unmittelbar. Einige der bekanntesten Dichter, wie Dana und Poe, stehen unter dessen Einflüssen, am deutlichsten aber bekundet sie der, als der Erste anerkannte Dichter der Union, der Professor Longfellow. Er hat mehrere Jahre in Deutschland zugebracht, unsere Literatur eifrig studirt und verehrt namentlich Goethe, dessen Hermann und Dorothea ihm die Anregung zu seinem besten Werk, dem kleinen Epos Evangelina, gegeben hat.

Wir verdanken diese Notizen über die interessante gegenseitige Befruchtung des englischen und deutschen Geistes der ausführlichen Darstellung dieser Verhältnisse, welche sich in einer vor Kurzem erschienenen Geschichte der englischen Poesie, von der Mitte des vierzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, von Dr. Alexander Büchner, Darmstadt, bei J. Ph. Diehl, findet. Dieses Buch hat eine wesentlich populäre Tendenz und sucht nicht sowohl den Inhalt und die Entwickelung der einzelnen Dichtgattungen vom gelehrten Standpunkt aus zu beleuchten, sondern in allgemein faßlicher Weise dem Gebildeten eine Uebersicht über die bedeutendsten Dichtwerke der Engländer, deren Inhalt, die Einflüsse, unter welchen sie entstanden, und die Lebensschicksale ihrer Verfasser zu geben.

Ein Wort über Theater-Costüm.

Wenn die Geschichte erzählt, daß Cäsar, als er unter den Streichen seiner Mörder an der Säule des Pompejus niedersank, sein Haupt stolz in der Toga Falten verhüllte; oder daß Virginia, als sie den tödtlichen Dolchstoß von der Hand des Vaters empfing, selbst noch im Sterben die Anmuth von Gestalt und Gewand zu bewahren wußte: so mag wohl die Frage erlaubt sein, warum uns so häufig auf der Bühne, in ernsten wie in heiteren Stücken, der Mißstand entgegentritt, daß Künstler und Künstlerinnen, auch wenn sie sonst ihren Rollen gewachsen sind, so wenig Rücksicht auf das Costüm nehmen, warum so häufig die darzustellende Person oder die von dem Dichter vorgeschriebene Situation im allerschreiendsten Mißverhältniß zu dem Kleide steht, in welchem jene gespielt und diese hervorgehoben werden soll? Von Vornherein geht dadurch dem Zuschauer, der mehr sehen will als die neueste Pariser Mode, eine Haupttäuschung verloren; abgesehen von dem lästigen Zwang, den der Künstler, die Künstlerin sich selber anthun. — Auch auf unserer Bühne ist dieser Mißstand in einem Grade eingerissen, daß er von Seiten der Kritik eine ernste Rüge, von Seiten der Regie aber die entschiedenste Zurückweisung verdient. Glaubt z. B. Fräulein N.N. oder Fräulein Soundso, es komme in der dramatischen Kunst überhaupt darauf an, geschmackvoller zu sein als der Dichter? Oder steht etwa das neueste Modejournal über der darzustellenden Bühnendichtung, der sie doch ihr Talent weihen, der sie vielleicht neuen Künstlerruf verdanken? Ja, verräth es nicht einen offenbaren Mangel an künstlerischem und ästhetischem Sinn, wenn wir z. B. in Conversationsstücken oder in bürgerlichen Dramen die kostbarsten Atlaskleider aufrauschen hören, die gesuchtesten Toiletten glänzen sehen, während die Umgebung im Stück mit Hunger und Kummer ringt? War es, um nur ein Beispiel für viele anzuführen, in der neulichen Vorstellung des verwunschenen Prinzen möglich, daran zu glauben, daß die sonst allerliebste Darstellerin des Evchens die Braut und Geliebte des unmanierlichen und bäurisch gekleideten Dorfschusters sein könne? Glanz und Eleganz haben ihre Berechtigung auf der Bühne so gut wie im Leben; doch müssen sie hier wie dort am rechten Platze erscheinen; da aber, wo das Einfache, das Anspruchlose, das Natürliche durch Rolle und Situation vorgeschrieben sind, sollen diese auch ihre volle Geltung behalten. Grade jener Theil des Publikums, der in der Toilette den Ton anzugeben pflegt und ein richtiges Kunstverständniß besitzt, wird solche Mißgriffe bei einer Vorstellung zuerst inne werden; denn einmal verfehlt auf ihn jede derartige luxuriöse Uebertreibung ihre blendende Wirkung; und dann wird es z. B. keiner wirklich vornehmen Dame, auch wenn sie über die reichste Garderobe zu verfügen hat, jemals einfallen, für eine Landparthie, oder da, wo es sonst unpassend und unbequem ist, eine Toilette zu wählen, in der sie wohl den glänzenden Salon besucht, in der sie sich aber an jedem andern Ort geradezu geschmacklos vorkommen müßte.

Die „Didaskalia" hat neulich in einem beachtenswerthen Aufsatz auf das Mißverhältniß hingewiesen, in welchem die Statisten so häufig zu der Vorstellung und dem Spiel der Acteure stehen. Mit dem Costüm ist es der nämliche Fall. Unsere deutschen Künstler, besonders aber unsere deutschen Künstlerinnen, mögen sich nur einmal bei den Koryphäen unserer vaterländischen Kunst, oder, wenn die ihnen zu unverständlich geworden sein sollten, bei den heutigen französischen Schauspielern Raths erholen und sich belehren lassen, wie man sich dem Geist seiner Rolle gemäß kleidet, wie man Geschmack und Naturwahrheit vereinigt. — Wir schließen mit einer Betrachtung, die sich uns, solchen Uebertreibungen und Geschmacksverirrungen gegenüber stets von Neuem aufdrängt: Das heutige gebildete Gesellschaftselement, so oft es auf der Bühne erscheint, steht im offenbarsten Contrast zu der gebildeten Gesellschaft der Wirklichkeit. Wir sehen z. B. einen Grafen auf der Bühne darstellen, der so eckig, so ganz aller feineren gesellschaftlichen Form und Lebensart unzugänglich erscheint, daß der wirkliche Graf in der Loge, der Mann von feinem Ton und Bildung, jenen schwerlich zu seinem Kammerdiener annehmen würde. Während ein guter richtiger Sinn unsere vornehmen Stände immer mehr dahin leitet, dem Einfachen, Zweckmäßigen und Gediegenen in der Toilette den Vorzug vor dem Pomp und beleidigenden Luxus zu geben, sehen wir auf der Bühne das grade Gegentheil davon, sehen oft eine Putzüberladung und Gefallsucht, der gegenüber uns selbst der eckige Graf noch geschmack-

voll und salonsfähig erscheint. Wir lachen über die Franzosen von Ehedem, die ihren Theseus, ihren Agamemnon, ihren Achill im Costüm ihrer Zeit darstellten, in großen Allongeperrücken und zinoberrothen seidenen Strümpfen. Aber jene Künstler gingen doch wenigstens nicht über den allgemeinen Ungeschmack ihrer Gegenwart hinaus. Wir Heutigen dagegen suchen das Zeugniß eines guten und gebildeten Geschmacks schon lange nicht mehr im Pomp der Aeußerlichkeit; aber dafür sind die Repräsentanten der innerlichsten und am unmittelbarsten wirkenden Kunst noch so sehr auf das rein Aeußerliche erpicht, daß uns nachgerade steife, verblüffte Statisten fast noch lieber geworden sind als die wieder auflebenden Toilette-Reminiscenzen aus der viel verspotteten Zeit der Unnatur und Reifröcke.

Epigramme.

Von J. M. Hessemer.

Anruf.

Im Hexameter spanne den silbernen Bogen Apollons,
 Im Pentameter dann schnelle den spitzigen Pfeil.

Weltanschauung.

Was ist heilig? Die Wahrheit! Und was unheilig? Die Lüge!
 Aber im Leben, o schaut, was sich da regt und bewegt.

Glaube.

Was wir glauben? O still! Denn in Worten ist dies nicht zu fassen;
 Aber das, was wir nicht glauben, sagte sich leicht.

Adam.

Ging vollkommen aus Gott er hervor, wie verfiel er der Sünde?
 Hat er gesündigt, so war er auch erschaffen wie wir.

Erfahrung.

Wer das Vernünftige will, hat selten entschiedene Freunde;
 Wer Gott fühlt in der Brust, gegen sich hat er die Welt.

Preisaufgabe.

Einen Fuß in der Luft, und den anderen nicht auf dem Boden,
 Wie doch erreicht man es, dennoch zu schreiten voran?

Warnung.

Glaubt nicht Alles, was man Euch sagt, nein öffnet das Auge:
 Mystiker ist das Gehör, Rationalist das Gesicht.

Abmahnung.

Sucht ein Fünkchen, ein zündendes Ihr, so schlagt an den Stein an;
 Denn in dem modernden Schlamm leuchtet nur faulendes Holz.

An die Frömmler.

Aus des Herzens Verfall erhebt sich der Dünkel des Glaubens;
 Auf der Sitte Ruin wächst die fanatische Wuth.

Ehe.

Das ist der heiligste Bund und der lauterste Glauben auf Erden,
 Wenn der Mann an das Weib glaubt und das Weib an den Mann.

Abfertigung.

Was nicht gut, das ist schlecht; doch was nicht schlecht, dem gebricht noch
 Vieles, ach viel, um nur irgend erträglich zu sein.

Schifffahrt.

Was uns das Nöthigste sei, voran zu kommen? Das Ziel ist's,
 Denn nichts fruchtet die Kraft, wenn wir nicht wissen wohin.

Wechselwirkung.

Strebt nur ein Jeder für sich, so zerfällt das Ganze; doch streben
 Alle zum Ganzen, dann baut Jeder sein eigenes Glück.

Zeitalter.

Wo nichts Großes geschieht, wie wäre das Große zu denken?
 Wo nichts Großes man denkt, kann da wohl Großes geschehen?

(Werden fortgesetzt.)

Feuilleton.

— **Geneanomische Briefe von Levin Schücking.** Diese anregende und belehrende Schrift ist im Anfang des laufenden Jahres im Verlag von H. L. Brönner erschienen. Seit Riehl's Vorgang hat man sich vielfach damit beschäftigt, manche Stoffe, die bisher blos in zerstreuten Bemerkungen der Unterhaltung dienten, mehr literarisch zu behandeln. Es hat sich gefunden, daß solche, bisher von keiner Wissenschaft in ihr officielles Gebiet aufgenommene Erörterungen bedeutender und folgenreicher sind, als manches Erzeugniß der Fachgelehrsamkeit. Man kam zu Untersuchungen über das Wesen der Gesellschaft, in deren wechselnder Erscheinung wir die bestimmten Gesetze und Grundbedingungen zu finden bemüht sind; eine neue Lehre, in welcher das historische und das naturwissenschaftliche Interesse mit dem praktischen sich begegnen. Einen Stein zu diesem Bau bringt Schücking in seinen Briefen über Geneanomie, d. h. über die Gesetze der Vererbung von Namen- und Familieneigenschaften. Seine Bemerkungen, von denen hier einige folgen, fallen schon dadurch auf, daß sie nicht vag und allgemein sind, sondern mit großer Bestimmtheit ins Einzelne gehn. — Wo eine Berufsthätigkeit sich vererbt, tritt zur natürlichen Anlage bald eine technische Vollendung, die selbst fähig ist, ein Gewerbe zur Kunst zu steigern; so wurde im Mittelalter bei mancher zünftigen Schreinerfamilie die Bildschnitzerkunst einheimisch, und Söhne von Goldschmieden entwickelten ein hohes plastisches Talent. Dem gleichen Umstand schreibt Schücking die Entwickelung des jüdischen Geschäftsbetriebes zu; als ein noch schlagenderes Beispiel hätte er die Halloren anführen können, zu deren Schwimmunterricht man immer ein besonderes Vertrauen haben wird. Wenn jedoch das Schauspielertalent unter allen künstlerischen Anlagen am meisten auf der Familie beruht, — man denke an die Namen Devrient und Schröder, — so hat wohl die früher so schroffe Abtrennung des Standes mitgewirkt. Zunächst kommt die musikalische Begabung; nicht weniger als zwölf hervorragende Tonkünstler tragen den Namen Philidor und zweiundzwanzig den Namen Bach. Bei solcher Verbreitung einer Anlage steht gewöhnlich diejenige Persönlichkeit, in welcher die Eigenschaft culminirt, am Schluß der Stammtafel. (Nach Goethe: „erst eine Reihe Böser oder Guter bringt das Entzücken, bringt den Abscheu der Welt hervor.") Während in diesen Gebieten das Talent gleichmäßig auf Männer und Frauen übergeht, scheint es in der Malerei vorzugsweise vom Vater auf den Sohn zu vererben. Ganz dem entgegengesetzt haben die Dichter meist zwar nicht das Versmachen, aber die poetische Anschauung von der Mutter; Tasso und Crébillon sind Ausnahmen. Die Mütter der Dichter lebten oft in einer, ihrer tieferen Stimmung wenig entsprechenden Ehe. Hätte Schiller sich mit Frau von Staël vermählt (oder — was eher eintreten konnte — hätte Sappho die Wünsche des Alcäus erhört), die Kinder wären schwerlich Dichter geworden. Im Allgemeinen stammen berühmte Frauen von ausgezeichneten Vätern; so Frau von Staël, Therese Huber, Christine von Schweden, Sabina von Steinbach (die Tochter Erwins). Die Stammtafel einer würtembergischen Familie, in welcher die Frauen durch lebhaften Geist, aber auch durch Somnambulismus, ja durch Irrsinn bezeichnet waren, wird von zwei Dichtern, Justinus Kerner und Wilhelm Hauff, geschlossen. Daß große mathematische Anlage in einigen Familien (so bei den Bernoulli) erblich war, daß bedeutende Aerzte von Quacksalbern, Schäfern, Scharfrichtern abstammen, erscheint weniger auffallend, als daß das juristische Talent sich forterbt. Auf körperliche Eigenschaften übergehend, meint der Verfasser, daß die Fehler des Auges, z. B. die Blindheit oder der Mangel an Farbensinn, besonders mit Erblichkeit behaftet sind. Die sonderbare Disposition der sogenannten Bluter geht, wie er berichtet (wir überlassen ihm die Verantwortung), dem Rösselsprung ähnlich vom Oheim auf den Neffen über. Für die wahrhaft überraschenden Verhältnisse von „Kurzlebigkeit", Unfruchtbarkeit und Aussterben gibt die Geschichte der Regentenhäuser merkwürdige Belege; auch die deutschen Adelsfamilien, in deren Kenntniß bekanntlich Schücking unvergleichlich ist, liefern ihm manchen merkwürdigen Beitrag. In dieser Weise bietet das Büchlein kein System, aber eine anziehende Reihe von Beobachtungen.

— **Bunsen's „Zeichen der Zeit"**, welche sich hauptsächlich auf kirchliche und religiöse Zeitverhältnisse beziehen, finden, insofern sie hierin einer freieren Geistesrichtung huldigen, mit um so größerem Recht fast allgemeinen Beifall, als des Verfassers Name und Leben dafür bürgt, daß allen seinen reformatorischen Bestrebungen ein erhaltendes Princip zu Grunde liegt. Nichtsdestoweniger haben wir Herrn Bunsen nicht sofort der freisinnigen Partei auf kirchlichem und staatlichem Gebiete um deßwillen beizuzählen, weil er das jetzt in Preußen vorherrschende System bekämpft. In einer Beziehung ist Bunsen unstreitig selbst gegen Stahl, dem er entgegentritt, im Nachtheil; darin nämlich, daß er der vom Ministerium Eichhorn angestrebten Anglicanisirung der protestantischen Kirche Preußens das Wort redet. Wie ehrenwerth Eichhorns früheres Leben war, wie achtbar sein persönlicher Charakter bleibt, so dürfen wir doch nicht schon jetzt vergessen, wie unbeliebt er, als preußischer Minister der geistlichen Angelegenheiten, in ganz Deutschland wurde. Was an die Bestrebungen seines Ministeriums wieder anknüpfen will, ist nicht ohne kalte Prüfung anzunehmen. Das auf Betreiben Eichhorns von der Berliner „evangelischen Generalsynode" im Jahr 1846 geschaffene Ordinationsformular, vermöge dessen eine ganze Kirchenverfassung umgestaltet werden sollte, wurde seiner Zeit nicht bloß von Stahl und dessen Anhängern bekämpft. Im Gegentheil befand sich der Letztere in diesem einzigen Fall mit der Partei des Fortschrittes, wie ee in der protestantischen Kirchenzeitung und in Röhrs Predigerbibliothek vertreten wurde, auf gleichem Boden. Nitzsch und seine Freunde waren für Eichhorns Plan vielleicht mit aus dem Grunde, weil derselbe dem Rationalismus jede weitere Aussicht nahm. Wir finden es nur erfreulich, daß die von Bunsen vertheidigte Consolidirung nicht in Wirksamkeit trat, welche die evangelische Kirche Preußens von der lebendigen Verbindung mit anderen protestantischen Gemeinschaften in Deutschland abgeschlossen hätte. d.

— **Liberalismus vulgaris im Mittelalter.** Gab es schon im elften Jahrhundert in Deutschland, z. B. in Köln, eine Wirthshauspolitik des liberalen Philisters? Man sollte es glauben, wenn man eine Stelle aus dem berühmten Chronisten Lambert von Hersfeld (gewöhnlich von Aschaffenburg genannt) zu Rathe zieht. Derselbe schildert als Zeitgenosse die Erhebung der Kölner gegen den berühmten Erzbischof Anno (1074). Ein junger Kaufmannssohn, bei der in der Stadt herrschenden Art und Weise allgemein beliebt, rief die Einwohner zum Aufstand. „Auch war es nicht schwer, sagt Lambert, diese Menschengattung zu Allem, was man wollte, wie ein vom Wind bewegtes Blatt anzutreiben. Von Jugend auf unter städtischen Vergnügungen erwachsen, haben sie von Kriegssachen keine Kenntniß. Wenn ihr Waarenlager geschlossen ist, verführen sie beim Essen und beim Wein ein Gespräch über Krieg und Kriegsgeschrei und meinen, Alles, was ihnen einfällt, sei ebenso leicht auszuführen als zu sagen; denn den Ausgang der Dinge zu bemessen verstehen sie nicht."

— **Ein merkwürdiges Kupferwerk.** Die antiquarischen Anzeigen, welche die Buchhandlung von Joseph Baer in Frankfurt versendet, sind für jeden Bücherfreund interessant. Sie gewähren den erfreulichen Einblick in einen Vertrieb, der sich der Würde jenes alten Antiquariats nähert, das für Wissenschaft und Literatur vom erheblichsten Nutzen war. In Nr. 11 dieser Anzeigen finden wir ein Buch verzeichnet, das wohl jeden unserer Leser interessiren würde; Herr Baer besitzt nämlich von dem Kupferwerk »Galerie de Florence«, das unter Masqueliers Leitung in Paris erschien, ein vierbändiges Exemplar in Stichen avant la lettre, das aus der Bibliothek des Königs Ludwig Philipp herrührt. Sein Stempel befindet sich auf dem Titelblatt, daneben das Certificat des Versteigerers (Commissaire-Priseur). Dieses Prachtwerk trägt die Spuren der Februarrevolution an sich, indem 25 Kupfertafeln und 3 Textblätter theilweise herausgerissen oder verstümmelt sind. Die Helden dieses Vandalismus entblödeten sich nicht, auf die innere Seite eines Deckels ihre Namen mit der Ueberschrift »Citoyens de 24 Fevrier 1848« einzuschreiben.

Fragen über Bücher. Woher kommt jene Abneigung vor dem Ankaufe von Büchern, die wir so oft selbst bei wohlhabenden und im Uebrigen keineswegs geizigen Leuten finden? Wir kennen reiche Häuser, in welchen, wenn die Lind singt, mehrere Kronthaler unbedenklich dem Theaterbesuch geopfert werden; in denselben aber würde man den Ankauf eines unterhaltenden Geschichtswerkes oder Romans, die Anschaffung einer belehrenden Schrift für eine Verschwendung halten. Und doch ist ein Buch ein Zeitvertreib von längerer Dauer, ist ferner, wo man es schön einbinden läßt, ein niedliches Möbel und trägt, wenn es verkauft wird, einen Theil des Preises wieder ein. Aber zu manchem eleganten Salon bildet das der Leihbibliothek entnommene gebräunte Buch, das die Dame liest — wenn sie überhaupt liest — einen bedenklichen Gegensatz. Eine schön eingerichtete Bibliothek gehört bei uns noch nicht zu den Erfordernissen eines wohl garnirten Hauses. Woher kommt es, daß man leichter dreihundert Gulden für einen Sommeraufenthalt bestimmt, als drei Gulden für den mitzunehmenden Lesebedarf? Daß Mancher den Thaler für seinen Logenplatz nicht scheut, aber den Groschen für den Theaterzettel in Erwägung zieht? Woher kommt es endlich, daß Jeder sein für Bücher anzulegendes Geld so hoch, das Geld aber, das andere dafür angelegt haben, so niedrig anschlägt? Der redlichste Mann, der seinen Spielverlust vom Abend dem Gewinner noch vor Sonnenaufgang ins Haus schickt, der einen geliehenen Regenschirm nicht gern über Nacht im Hause behält, hat in Bezug auf geliehene Drucksachen ganz andere Ansichten; er behält sie, bis Eigenthümer und Borger sie vergessen haben. Woher kommt das Alles?

Hofrath Sömmering besitzt aus dem Nachlaß seines Vaters ein höchst merkwürdiges Manuscript, nämlich Goethe's Iphigenia in der ersten, prosaischen Form. Das Trauerspiel erscheint also hier in dem ursprünglichen Text, wie Goethe es niedergeschrieben, bevor er durch Moritz' Prosodie sich ermuthigt fand, es in Jamben umzusetzen. Die Handschrift ist, nach der Schreibart und dem Einbande zu schließen, nicht über sechzig Jahre alt; der Dichter fand sich also auch, nachdem die jetzige Iphigenia allgemein verbreitet war, noch veranlaßt, dem berühmten Naturforscher das Werk in seiner ersten Gestalt abschreiben zu lassen. Es stimmt mit dem bereits verunstalteten Abdrucke in Prosa nicht durchaus überein; die Sprache ist so überaus schlicht und rein, daß selbst das bekannte Meisterwerk im Vergleich dazu geschmückt erscheint. Das Parzenlied am Ende des vierten und der jetzt daktylische Schluß des ersten Actes wirken in der unrhythmischen Form besonders eigenthümlich.

— **Kupferplatten-Vernichtung.** Wir wissen nicht, ob der Gebrauch, werthvolle Kupfertafeln zu vernichten, um den Preis der Abdrücke zu erhöhen, auch in Deutschland besteht. Eine solche Zerstörung hat vor vier Wochen in der Albion-Tavern in London vor eingeladenen Zeugen und mit einer gewissen Feierlichkeit stattgefunden; Tags darauf wurden die zerstörten Werke vor dem Publikum ausgestellt. Herr Boys, Eigenthümer der Stiche, hatte die angesehensten Bilderhändler der Hauptstadt zu der sonderbaren Ceremonie eingeladen. Die Herstellungskosten für die Tafeln, die man so zerbrach, hatte sich mit Einschluß der für die Erwerbung des Autorrechts bezahlten Summen auf beinahe zweimalhunderttausend Thaler belaufen. Von den Bildern, die nun vor der Hand im Kupferstich nicht mehr vervielfältigt werden können, sind die bedeutendsten das Banquet von Waterloo von Salter, die Königin beim Abendmahl von Leslie, Christi Klage um Jerusalem von Eastlake, die Schmiede von Landseer und drei ausgezeichnete Jagd- und Thierstücke von demselben, in diesem Fache hochgerühmten Meister. Die Platten waren von den tüchtigsten Künstlern, wie Greatbach, Ryal, Lewis, Cousin angefertigt. — Dies Verfahren mag kaufmännisch wohl berechnet sein; doch erinnert es an die Politik der Holländer, die auf den Gewürz-Inseln alljährlich eine Masse der werthvollsten Naturproducte in Brand steckten, und hält sich zwischen Kunstsinn und Vandalismus in einer bedenklichen Mitte.

— Ueber den Tod des Infanten Don Carlos sind bekanntlich die widersprechendsten Mittheilungen der Geschichtsforscher uns geworden. Philipp V. ließ sich kurz nach seiner Ankunft in Spanien (1701) den Sarg des unglücklichen Prinzen öffnen. Saint-Simon berichtet, es sei hierbei der französische Gesandte Louville zugegen gewesen, und habe ihm erzählt, man habe den Kopf des Infanten zwischen den Beinen liegend gefunden. Hiernach wäre also der Prinz hingerichtet worden.

— **Mnemotechnische Aesthetik.** Der berühmte Kopfrechner Jedediah Burton wurde einst in das Theater geführt, als Garrick in einem Shakespeare'schen Schauspiel auftrat. Nach beendigter Aufführung wurde er um sein Urtheil gefragt. „Herr Garrick, erwiederte er, hat heute 2825 Worte ausgesprochen." — Ebenso gab Dase, wenn man ihn vor ein prächtiges Gebäude führte, im ersten Augenblick die Fensterzahl an, ohne in Bezug auf die Form sonst Etwas aufzufassen; von Gedichten kannte er nur diejenigen, die man in sein Album geschrieben hatte.

Bühnenschau.

Frankfurt, 20. November.

Der letzte Trumpf, Lustspiel in einem Act; von Wilhelmi: so sagen der Zettel und Herr Wilhelmi. Aber ein Sitznachbar im Parterre, der sich für einen rechten Kenner der französischen Eintags-Literatur ausgab, behauptete: das Lustspiel sei ganz aus dem Französischen geborgt; die Geschichte mit dem „Liebesstern" sei sogar doppelt entwendet; nämlich sie sei zuerst aus der Quarantaine von Charles de Bernard durch einen Pariser Vaudevillisten gezogen, dann dem Letztern wieder durch Herrn Wilhelmi abgenommen worden. Allerdings beweist jenes Geschichtchen für eine Entwendung, und das schlotte-

rige Zeitungsdeutsch dieses Stückchens für eine Uebersetzung; und einen Dieb zu bestehlen, ist nur gerechte Vergeltung. Aber es war in diesem Falle nicht der Mühe werth, sie zu üben. Der „letzte Trumpf" ist für ein Lustspiel zu abgeschmackt, und für eine Posse zu albern.

Dem abgestandenen französischen Ragout folgte eine Schüssel ehelichen deutschen Sauerkrauts; der Frau von Weißenthurn altbekannter „Haupttreffer in der Güterlotterie", auf einem neuen Aushängeschilde „Gut Sternberg" betitelt. Das war ein rechtes Labsal für einen durch die modische Sudelküche so oft verdorbenen Magen. In diesem vieractigen Lustspiel finden wir keine Ränke, keine Spannung, kein künstliches Spiel und Gegenspiel der Leidenschaften und Interessen, keine Verknüpfung noch Lösung; kaum eine Handlung. Die Fäden des Stückes laufen ruhig nebeneinander her; unverwirrt, bedürfen sie keiner Entwirrung; das ganze Lustspiel ist eigentlich mit dem ersten Acte schon aus; und von allen Vorgängen, die dann weiter geschehen, ist nicht einer, auf den der Hörer nicht von Anfang an zählte, nicht einer, der Erwartung aussäete, um Ueberraschung zu ernten. Und trotz alledem hört man das Stück mit einer gewissen Befriedigung an, und folgt ihm nicht ungern bis zum Ende. Denn es ist wenigstens Natur darin und Wahrheit; freilich prosaische Natur und philisterhafte Wahrheit: aber doch eine solche, die uns allen lieber ist, als die mißschaffenen Bilder aus dem Zerrspiegel falscher Künstelei; lieber, als die Verrenkungen und Seiltänzerstückchen des einen und andern großen Schriftstellers, der vor dem Publikum psychische Rechenexempel aufführt: — ein kleiner Irrthum in den Zahlen, und die ganze Berechnung ist falsch! — Im „Gut Sternberg" wird dem Zuschauer nicht zugemuthet, daß er als eine Art von Aufsichtslehrer der Lösung einer Aufgabe folge, die ein Prüfungsschüler vor ihm an der Tafel mit vielen Ziffern und Combinationen versucht. Es ist ein einfaches Stück, das im Gegentheil durch seinen zu großen Mangel an Kunst und gänzliche Abwesenheit aller Berechnung sündigt. Der gutmüthige Verschwender Bolzheim hat sein Vermögen verschleudert, gewinnt dann in der Lotterie eine Herrschaft, reist incognito hin, läßt sich zum Spaß von seinem spitzbübischen Amtmann einsperren, sperrt dann am folgenden Tage den Amtmann selber ins Gefängniß, und heirathet die schöne Tochter des braven Dorfrichters. Das ist Alles. Wenn man ein paar Stückchen von dem breiten groben Gewebe der vielen Moralsprüche wegschnitte, so würde das allerdings nicht schaden; und wer weiß? vielleicht würde die Weißenthurn dem hohen Publikum am Ende wieder so theuer werden, als die Birch-Pfeiffer je gewesen. — Der „Bolzheim" des Herrn Starke war eine vortreffliche Leistung. Die Dorfrichterin wurde von Fräulein Lindner gegeben; mehr zu sagen wäre beinahe eine Wortverschwendung. Wie ruhig und wahr in jedem Worte, wie natürlich in jeder Bewegung! Jedes Auftreten der Lindner regt neben der Kunstfreude des Augenblickes zu unwillkommenen Rückerinnerungen an: sie ist fast allein noch übrig aus einem Kreise bedeutender Schauspieler, deren Namen uns noch unvergessen sind. Die schaffende Natur ist geizig geworden, als ob sie es bereute, der Bühne vor Zeiten zu viel Talente auf Einmal gegeben zu haben. — Den Amtmann Kübel hätten wir, wie sein neuer Gutsherr es auch thut, vor ein ernstes Gericht zu stellen. Kübel ist ein Spitzbube, aber kein Hampelmann; Kübel ist ein alter Schuste, aber kein komischer Alter. Zwar hat das vergnügte Lachen einiger Zuschauer für manchen Darsteller etwas Verführerisches und Unwiderstehliches; aber solchen Lockungen widerstehen zu können, sich zu beherrschen und dadurch das Publikum, das ist doch das Mindeste, was wir von einem Schauspieler verlangen dürfen, der sich nicht unter das Joch der Alltäglichkeit beugt.

(22. Nov.) Die Verleumdung, nach Scribe verdorben von B. A. Herrmann. Eines der schwächsten Stücke des vielerfahrenen Odysseus der Bühne, der auf seinen Wanderungen in die Kreuz und Quer nach allen dramatischen Küsten, nothwendig auch mannichfache Irrfahrten bestanden hat. Schon der Titel ist eine Verirrung. Das Lustspiel sollte nicht die Verleumdung heißen, sondern der Klatsch. Die Verleumdung zielt mit bestimmten Absichten still und sicher nach einem scharf aufs Korn genommenen Ziele; der Klatsch tastet unruhig und beweglich nach Allem, was ihm unter die Hand kommt, und wirft Schmutz und Steine nach jeder beliebigen Seite hin, gleichgültig, was daraus entstehen möge. Die Verleumdung ist ein Feldherr, und der Klatsch ein Abenteurer. Die Verleumdung führt Krieg, meistens den unterirdischen mit Minen und Wolfsgruben; der Klatsch treibt nur ein gedankenloses Spiel, wenn auch oft verderbliches. Die Verleumdung freut sich des Schadens, den sie Anderen zufügt, wie des Nutzens, den sie erbeutet; der Klatsch hat seine Freude nur an sich selbst. Verleumdung ist die Sache des kräftigen Lasters; und Klatsch, der alltäglichen Schwäche. In diesem Lustspiel hat aber nicht die berechnete Verleumdung, sondern der zufällige und ziellose Gesellschaftsklatsch den Stoff und Inhalt gegeben. Darum nimmt der Zuschauer auch keinen warmen Antheil an der ärmlichen Handlung und an den erbärmlichen Charakteren, auf denen jene ruht, — soweit man überhaupt hier von Charakteren sprechen kann. Auch von dem großen Geschick Scribe's in der Anordnung und Ineinanderschachtelung der Situationen hat dies Stück wenig Beweise gegeben. Der Schluß des vierten Actes allein hat einige Wirksamkeit, wenn auch keine innerlich bedeutende, noch den Zuschauer an- und aufregende. Das Publikum blieb von Anfang bis zu Ende gleichgültig, und sein Gefühl war das richtige. — Der Minister Raymond (Herr Kölert) ließ es nicht an Würde und Wärme fehlen. Der sonst so tüchtige Darsteller des Spießbürgers von Dieppe, des Monsieur Coquenet, hätte bedenken dürfen, daß ein Lustspiel, selbst wo es an das Gebiet der Posse grenzt, doch nicht über die Grenze hinüber wildern darf. Fräulein Bognar (Cäcilie von Mornas) läßt noch häufig die Mannichfaltigkeit des Tones und der Bewegung vermissen. Einen trefflichen Moment aber hatte sie: wo sie mit dem Ausdruck der tiefsten Liebe zu Raymonds Füßen stürzt, und ihm ein Ach entgegenwirft, das sich mit dem heißesten Herzblut färbt, einen aus dem vollen Gefühl emporquellenden und von Jedem nachgefühlten Aufschrei der Seele. Das war ächt und wahr; das gab auch Zeugniß, daß Fräulein Bognar eine wirkliche Künstlerin werden kann.

(25. Nov.) Shakespeare's Kaufmann von Venedig. O wie wunderbar erfrischend nach all den Wilhelmi, Töpfer, Plötz, und wie sonst diese Eintagsfliegen und Regenwürmer der Bühne genannt werden, endlich wieder ein wirkliches Drama zu genießen, endlich wieder Poesie, und welche Poesie! Der Schatten Shakespeare's ging, wie der des alten Dänenkönigs, mit zürnenden Schritten über die Bretter, zürnend über die kleine Brut, die ihn, den ächtesten König der Bühne, täglich neu mordet, um, armselige Halbmenschen, ein mit Goldpapier beklebtes Theaterzepter zu führen. Aber heute, — die Geister und Herzen erobernd, in das alltäglichste Gemüth eine Ahnung des Hohen und Edeln hineinzwingend, jede Fiber erfassend, den ganzen Menschen ausfüllend, so erprobte sich diesen Abend aufs Neue die ewige Gewalt der Shakespeare'schen Dichtung; und jeder schämte sich plötzlich dessen, was er sonst beifällig beklatschen mochte.

Uebrigens habe ich all dies heute nicht mit erlebt; denn wiederum war weder im Parterre noch auf den Sperrsitzen ein freier Platz zu erkämpfen, obschon ich bereits eine halbe Stunde vor Beginn des Stückes auf dem Schlachtfeld, (einer schmalen Treppe mit möglichst engem Einlaß,) mit Entschlossenheit und zwei abwehrenden Ellenbogen gerüstet, eingetroffen war. Die Schlacht an der Thüre, der an den Thermopylen vergleichbar, war zu dieser Zeit noch im lebhaften Treiben. Unter den Kämpfern um den Eingang bemerkte ich auch sanfte weibliche Wesen, die den Stößen des Geschickes, nicht ohne manchen Schmerzensruf, Trotz zu bieten wagten: so viel vermag die Kunstliebe! Als die Stürmenden allmählig den Paß erzwangen, war ich mit unter den letzten Siegern. Aber es ging mir, wie jenem preußischen Landwehrmann, der Paris erobern half, und dann zwanzig Stunden weit in einem armen Dorfe ins Quartier kam. Ich war ins Theatergebäude gedrungen, und gewann als Lohn dafür das Vergnügen, an den neuen Silberborten der Billeteurs auf dem Vorplatz die glänzenden Leistungen der Frankfurter Kunst zu studiren. Wer wird leugnen, daß mit Hülfe einer Tonne Goldes bereits Großes bei uns vollbracht worden!

(26. Nov.) Der letzte Trumpf, wiederholt. — Also noch einmal ausgespielt dieser schwache Trumpf? Warum ist es nicht schon neulich der letzte geblieben!

Hierauf folgte: Das Tagebuch, Lustspiel *) von Bauernfeld. Daß ein Stück des wackern Bauernfeld sinnlos in der Anlage, geistlos in der Ausführung ist, sage ich sehr ungern. Auch ist solche Aussage zwecklos: das Publikum weiß es, und der Verfasser braucht es nicht zu erfahren.

(27. Nov.) Martha, Flotow's liebenswürdige Oper, mit Melodien, die bald freundlich lächeln, bald herzig grüßen, immer aber die Sinne bestechen.

Herr Schlösser von der Mannheimer Bühne, — eine klangreiche Stimme, eine frohe Ueberraschung für uns Tenor-verarmte Freistädter, — errang einen schönen Erfolg. Desgleichen Fräulein Johannsen, als Lady Durham, im Lied von der letzten Rose und in der großen Arie des vierten Actes. Desgleichen Fräulein Schmidt als Nancy. Und damit Punktum!

Also wäre wirklich einmal in dieser theuren Zeit des Opern-Mißwachses, eine Opern-Aufführung gerathen? — Wenigstens nicht mißrathen. Es ist, so würde ein literarischer Landwirth sagen, heuer eine halbe Ernte; und den Ausfall zu decken, braucht man eine schwer zu gewinnende Zufuhr vom Ausland. Genügte sie? Das hungernde Theaterpublikum rief ein freudiges Ja. Freilich hatte es arg gehungert. Q. F.

*) Merkwürdig zutreffender Druckfehler!

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 10. Frankfurt a. M., den 8. December **1855.**

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.

Bilder aus Oesterreich. II. Land und Leute im österreichischen Italien. Von Jul. Gundling.

Verirrt und Erlöst. Roman in zwei Bänden, von Max Ring.

Schlichte Meinung. Gedicht von Rudolf Redt.

Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach. Feuerbach's Aretino, ausgestellt im neuen Kunstverein. — Spuren einer gesellschaftlichen Miniatur-Revolution. — Weltgeschichte von Schlosser und Kriegk. — Weihnachtsliteratur. — Das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart u. s. w.

Bühnenschau.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Es dämmerte schon, als sich endlich die Stadtschultheißin von Frau Cornelia verabschiedete, um nach Hause zurückzukehren; und die beiden würdigen Frauen, die am Morgen kaum mehr als ihre Namen von einander gekannt hatten, trennten sich am Abend des nämlichen Tages als treue Freundinnen mit dem herzlichen Gelöbniß, daß künftig Eine bei der Andern Trost und Beistand suchen wolle, so oft sie dessen bedürftig wäre.

Frau Anna Margaretha, noch ganz voll von dem Eindruck, den die Erscheinung und das ganze Wesen dieser seltenen Frau auf sie gemacht hatte, ging mit dem festen Vorsatz nach Hause zurück, ihrem Manne von Allem, was sie im Goethe'schen Hause gesehen und gehört, treuen Bericht abzustatten und ihn dadurch zu bewegen, seinen Einfluß auf den Doctor geltend zu machen, damit derselbe endlich den Wünschen seiner Mutter geneigt werde und sich in Anbetracht so vieler dringender Umstände entschließen möge, eine eheliche Verbindung einzugehen, wozu es ihm nach ihrer Meinung weder an günstiger Gelegenheit noch an gutem Erfolg fehlen konnte.

Denn auch darin hatte sich diese treffliche Frau ihres Herzens Jugendsinn frisch erhalten, daß es ihr nicht möglich war, in einer Sache, die ihr nahe ging und bei der die betheiligten Personen nach ihrem Dafürhalten nur richtig zuzugreifen brauchten, um alsbald Glück und Heil mit vollen Händen zu gewinnen, — die persönliche Eigenthümlichkeit und die individuelle Neigung oder Abneigung der Menschen mit in Anschlag zu bringen, denen sie wohlwollte und für die sie, nach ihrem Ausdruck, „durch's Feuer gegangen wäre". Was ihr einmal so und nicht anders gut, zweckmäßig und heilsam schien, was besonders im natürlichen Gang der Dinge begründet und gerechtfertigt war, davon war in ihren Augen nichts ab- und nichts hinzuzuthun; höchstens mußte man, wo's ihm an der nöthigen Energie, Einsicht oder dem guten Willen zu seinem Glücke fehlte, dem Betreffenden die Augen öffnen, vor seinem zaghaften Schritt die Wege ebnen und, falls es auch dann noch nicht vorwärts gehen wollte, mit gesteigertem Nachdruck weiter verfahren, um ihn endlich auf den ihm von der Vorsehung vorgezeichneten richtigen Weg zu bringen.

Ja, es war ihr ganz unzweifelhaft und konnte gar nicht anders sein, der Doctor mußte heirathen; denn wozu hätte sonst seine gute Mutter schon Jahre lang diese Sorge auf seine künftige Einrichtung verwendet? Ach, wie glücklich war die junge Frau, die in ein so grundgediegenes Hauswesen kam, worin selbst das schärfste Auge keine Lücke, keinen Mangel wahrzunehmen vermochte! Denn das müssen wir hier noch nachträglich bemerken, die Frau Stadtschultheißin war, nachdem sie sich in der mittleren Etage umgesehen, auch in die obere gestiegen, hatte hier sämmtliche Linnenschränke mit Kennerblick gemustert; war sodann, so einheimisch fühlte sie sich schon im ganzen Hause, selbst auf die Bodenkammer gerathen, war auch später nicht an der Küche vorübergegangen, ohne sich an der Menge des herrlichen Kupfergeschirrs satt gesehen zu haben; und, hätte Frau Cornelia nur gleich den Kellerschlüssel bei der Hand gehabt, sie wäre sicherlich auch noch in die schattenlose Unterwelt hinabgestiegen, Alles bloß, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß der Doctor nothwendig heirathen müsse, ja *müsse*, nur damit endlich all' das stattliche Gut seine nützliche Verwendung finden möge.

Plötzlich stand sie still und sah sich erschrocken um.

Ach Gott im Himmel! Das war ihr ja noch niemals passirt und bedeutete gewiß nichts Gutes; denn weil sie ganz in ihre Gedanken vertieft dahingewandelt war, hatte sie nicht darauf geachtet und war richtig unter dem Schirmdach der Schmiede hingegangen, die dicht bei ihrer Wohnung, in der Nähe des Gasthauses zum gelben Hirsch lag; ein Versehen, das unter allen Umständen nichts Gutes bedeutete. Denn durch eine Schmiede zu gehen, war nach damaligem Begriff ein fast noch schlimmeres Anzeichen, als wenn Einem eine schwarze Katze zwischen Licht und Dunkel über den Weg gelaufen wäre oder die Todtenuhr im Wandgetäfel gepickt hätte. Gegen den Gang durch eine Schmiede gab's nur ein einziges Mittel, um sich vor Schaden zu bewahren, dasselbe bestand in schleuniger Rückkehr auf demselben Wege bis zu der Schwelle des Hauses, von der man ausgegangen war. Auch Frau Anna Margaretha besann sich nicht lange, sondern ging sofort zurück, noch einmal durch die Schmiede und über die Zeil nach dem großen Hirschgraben bis zum Goethe'schen Hause, von wo sie dann neuerdings ihren Heimweg antrat, nun erst überzeugt, daß ihre Unachtsamkeit weder für sie noch die Ihrigen gefahrbringend sein werde. In der Gegend des Rothen Hauses auf der Zeil begegnete ihr der Doctor Goethe; aber obwohl er ganz dicht an ihr vorüberging und sie selbst starr ansah, erkannte er sie doch nicht, wohl aber fiel ihr sein blasses Aussehen auf und sie hätte ihn angeredet, wäre er nicht so rasch davongeeilt. Abermals ein schlimmes Omen! Denn ein Freund, der Einen auf der Straße, ohne ihn zu erkennen, ansah und fremd vorüberging, bedeutete nichts Geringeres als Zwist in der Freundschaft, häuslichen Streit und Familienhader. War's daher ein Wunder, daß die Stadtschultheißin, die kaum den verhängnißvollen Gang durch die

Schmiede wieder gut gemacht hatte, von Neuem in Sorge gerieth und ihre Schritte beschleunigte, um nach Hause zu kommen?

Ist nichts vorgefallen? war ihre erste Frage, als sie zu ihren Mädchen in die Stube trat, und sie athmete erst wieder leichter auf, als diese sie versicherten, daß sich nicht das Mindeste während ihrer Abwesenheit ereignet hätte. Sie hörte von ihnen, daß der Vater noch in seiner Arbeitsstube sei, und ging daher, um sich auch von seinem Wohlbefinden zu überzeugen, hinunter. Zuvor trat sie jedoch in die Gesindekammer, wo sie die Mägde fragte, ob Jemand bei dem Herrn Stadtschultheißen sei. Eine sonderbare Bestürzung überkam sie bei der Nachricht, die sie hier empfing, daß ihr Mann schon mehrmals nach ihr gefragt, sowie, daß der Herr Doctor Goethe ihn soeben verlassen habe; und schon saß ihr die Frage auf der Zunge, warum denn ihr Eheherr den Doctor nicht hinauf in die Wohnstube geführt hätte, als sie sich darauf besann, daß ihr die Mägde auf dies Alles schwerlich eine genügende Auskunft würden geben können. Nicht ohne geheimes Zagen öffnete sie vorsichtig die hintere Hausthüre, um vom Garten aus zu sehen, ob ihr Mann schon Licht in seiner Stube habe. Da dies der Fall war, so schlich sie zu den Fenstern des Seitenbaues und sah in das Zimmer hinein. Der Stadtschultheiß saß vor seinem Arbeitstisch, über dem die große Hängelampe brannte, deren Licht voll auf sein Antlitz fiel, so daß sie jeden Zug seiner Miene beobachten konnte. Aber, o Himmel, wie erschrak sie, als sie jetzt in sein Gesicht blickte und die Sorge, den düsteren Ernst entdeckte, der aus allen seinen Zügen sprach; die Lippen fest aufeinandergedrückt, die buschigen Augenbrauen dicht zusammengezogen, saß er regungslos da, während sein Blick starr zur Seite niederfiel, wie er zu thun pflegte, wenn ihn eine Sorge, eine Verlegenheit ohne Rath und Ausweg fand.

Da ist ein schlimmer Gast bei meinem lieben Herrn eingekehrt, dachte die Frau Stadtschultheißin; aber als Frau der raschen hilfreichen That war sie nicht lange in Zweifel, was hier ihres Amtes sei; und schnell ihre äußere Fassung und Ruhe wieder gewinnend, ging sie in's Haus zurück, stieg die kleine Seitentreppe zur Linken hinunter, welche aus der eigentlichen Wohnung über einen schmalen Gang nach der Arbeitsstube des Stadtschultheißen führte und öffnete leise die Thüre zu derselben. Er bemerkte ihr Eintreten nicht eher als bis sie ihm einen guten Abend bot, worauf er sich rasch umdrehte und in einem Ton, dem sie's anhörte, wie froh er über ihre Ankunft sei, zu ihr sagte:

Ah, meine liebe Anna Margareth, wo hast du denn den ganzen Nachmittag über gesteckt? Wenig fehlte, daß ich dich durch die Rathsdiener in der ganzen Stadt hätte aufsuchen lassen.

Wo ich gewesen bin, hätt'st du mich doch nicht gesucht, erwiederte sie, während ihre Augen forschend auf seinen Zügen ruhten, deren Ausdruck bei Weitem nicht mehr so ernst und düster war wie zuvor. Rath 'mal, wo ich gewesen bin, mein lieber Johann Wolfgang? sagte sie, seine Hand ergreifend. Weißt ja doch sonst Alles, was ich thue und erräth'st oft meine innersten Gedanken?

Nun, nun, prahl' nur nicht so voreilig mit deiner Geheimthuerei, antwortete der alte Herr, indem er sie mit seinem gewohnten halb schalkhaften, halb prüfenden Blinzeln anschaute und den Kopf hin und herwiegte, wobei er seine untere breite Lippe so eigenthümlich pfiffig über der oberen zusammenzog, daß man hätte schwören mögen, diesem Mann sei Alles bekannt. Ja, ja, schau mich nur verwundert an, fuhr er dann fort; wo du heute gewesen bist — soll ich's mal rathen?

Wenn du das vermagst, so will ich . . . .

Halt, thu' keine voreilige Betheuerung, Alte! fiel ihr der Stadtschultheiß feierlich in die Rede. Hör' erst, ob mir's nicht schon längst bekannt ist, daß du soeben von einem Orte herkömmst, ja, ja, — von einem Orte, wo du dein Lebtag zuvor nicht warst. Na! Ist's so oder ist's nicht so?

Frau Anna Margaretha sah ihn groß an und die Ueberraschung, die sich dabei in ihren Zügen malte, entging seinem scharfen Auge nicht. Schwerfällig stand der alte Herr von seinem Sitze auf, schlürfte in seinen dicken Salbandschuhen nach der Zimmerecke, schob den mit Messingrädern versehenen mächtig großen Sessel von rothem Corduan, auf den sonst nur vornehme Standespersonen zu sitzen kamen, neben den Schreibtisch, drückte ohne besondere Galanterie seine liebe Ehehälfte tief in das weiche Polster und sagte, indem er sich selbst wieder auf seinem harten Holzstuhl niederließ, mit der ganzen Strenge eines hochgebietenden Stadtschultheißen von Frankfurt am Main:

Hör' Sie mal, Frau Anna Margaretha, Ihre Kartenmischerei gefällt mir ganz und gar nicht, insonderheit hätt' ich mich von Ihr, was einen gewissen steifbockigen Menschen anbetrifft, der erst seit Kurzem in unser Haus kommt, eines Besseren versehen, am Wenigsten aber von Ihr geglaubt, daß Sie ihn sogar hinter meinem Rücken encouragiren thäte . . . .

Bei diesem Wort stieß die gute Frau einen lauten Schrei der Ueberraschung aus und wenig fehlte, sie hätte ihm in ihrem Schrecken über seine Allwissenheit Alles gestanden. Doch faßte sie sich eben noch zur rechten Zeit und sagte blos mit unsicherer Stimme:

Wenn du den Doctor Goethe meinst, wer hat ihn denn mehr protegirt wie du selber?

Aha! Klopf' auf den Busch und ruf: Hui Has', gleich springt er dir heraus! rief der alte Herr und brach in ein so lautschallendes Gelächter aus, daß die ganze Stube davon schütterte. O du liebe Zeit! Du liebe Zeit! Hat jemals eine Frankfurter Stadtschultheißin alle ihre Weisheits-Eier so prompt in ein Nest gelegt? Warte mal, Sibyllchen, und sag' kein Wort, sondern bekenne mir aufrichtig und von freien Stücken, bevor ich dir's zu deinem Doctor Goethe gratis in den Kauf gebe: Wo bist du wieder herumspionirt?

Er neumodischer Prophet Elias, Er Gräschenwachsenhörer! brach die Stadtschultheißin nun ihrerseits los; wenn Er mir das spöttische Lachen über Seine getreue arme Ehefrau nicht bei Seite läßt, so will ich Ihm zu all Seiner erstaunlichen Weisheit Eins dazu sagen . . . .

Nun, nun, Alte, 's war ja nicht so bös gemeint, sagte Herr Johann Wolfgang begütigend und klopfte ihr dabei sanft auf die Wange. Ich wollte dir damit nur zeigen, daß ich ganz wohl weiß, wo du gewesen bist. Um aber auf besagten Hammel, respective den Doctor Goethe zurückzukommen — und wieder schaute sie der alte Herr gar listig lauernd von der Seite an — so thut es mir sehr leid, daß du deinen heutigen Gang nicht wenigstens um einen Tag aufgeschoben hast.

Damit ich seine treffliche Mutter um einen ganzen Tag später hätte kennen lernen! fuhr die Stadtschultheißin in ihrer Lebhaftigkeit heraus und — ach, zu spät, viel zu spät biß sie sich auf die verrätherische Zunge, als sie sah, wie Jener bei dieser Nachricht rasch den Kopf in die Höhe warf und den Mund, den er vor Staunen weit aufgethan, wohl eine Minute lang wieder zu schließen vergaß, wobei er sie so groß und betroffen anschaute, als wenn er, der Alleswissende, wahrhaftig noch gar keine Ahnung davon gehabt hätte, daß sie bei Frau Cornelia Goethe gewesen. Sie aber war so verwirrt von ihrem voreiligen Geständniß, welches er ihr listig abzulocken verstanden, daß sie die Augen ganz beschämt zu Boden senkte; denn nun konnte er allerdings wieder einmal mit Grund von sich rühmen und damit prahlen, daß ihm Nichts verborgen bliebe, was sie hinter seinem Rücken thue.

Endlich nahm er das Wort und fragte sie so gleichgiltig, als sei ihm kaum Etwas an der Antwort gelegen:

Was ist's denn eigentlich für eine Art von Frau, diese Wittwe Goethe? Bist ja wohl schon ganz Feuer und Flamme für sie?

Ah, — passirt, — so so, — eine ganz brave Frau, — nur etwas gar zu altmodisch, versetzte die Stadtschultheißin mit der nämlichen scheinbaren Gleichgiltigkeit.

Der Doctor war vorhin bei mir, fuhr der Alte fort, wenig befriedigt von dieser Auskunft, und seine Finger klappten immer stärker und rascher auf die große runde Dose von Schildpatt, die er mit beiden Händen über seinen stattlichen Embonpoint hielt.

Was hast du denn auf Einmal gegen ihn und wozu soll ich ihn denn eigentlich encouragirt haben? fragte sie ebenso spitz als bitter. War er ja doch noch gestern in deinen Augen ein ganz charmanter junger Mann, ein höchst verständiger junger Mann, ein wahres Musterexemplar von einem Doctor juris? Ach, geh mir, Johann Wolfgang! Du bist wirklich recht wetterwendisch in deinem Geschmack, und was dir noch heute vollkommen recht ist, steht dir morgen windschief.

Wer sagt denn, daß mir der Doctor nicht schon recht wär', entgegnete der Stadtschultheiß, der mit Einmal ganz kleinlaut wurde. Nur fragt sich's, wozu er mir recht sein soll?

Ich dächte doch, er hätte dir bis jetzt keinen Anlaß gegeben, ihn für pretentiös zu halten, fuhr sie lebhafter fort. War's doch noch ehegestern deine Meinung, er sei so modest, daß dir's fast leid um den trefflichen Kopf thäte.

Das sagt' ich auch und sag's noch jetzt, erwiederte der alte Herr. Aber wer heißt ihn, sich in meinem Hause um Dinge zu bekümmern, die ihn Nichts angehen? Zwar beruft er sich dabei ausdrücklich auf dich und deine Gunst und behauptet sogar, du würdest ihm gewiß den Gefallen thun und Ja dazu sagen, wenn er sich so was herausnähme . . . .

Hör' mal, Johann Wolfgang, ich hab's nun mit deinem sonderbaren Gemunkel über den Doctor dicksatt gekriegt, sagte die Stadtschultheißin unmuthig. Wenn keine abermalige Quertreiberei dahinter steckt, so sprich's deutlich aus, was du mit dem Menschen willst und in welchem Punkt er sich in unser Hauswesen melirt? Sonst aber lass' uns von was Anderm reden, denn ich habe Wichtigeres auf dem Herzen und um Spaß ist's mir ganz und gar nicht dabei zu thun.

Mir auch nicht, mir auch nicht, Frau Anna Margareth! entgegnete der Alte und blies beide Backen dick auf. Denn eben weil der Doctor Ernst macht, ist's mir auch nicht spaßig zu Sinn, und ich sagt' ihm darum auch meine Herzensmeinung unumwunden heraus. 's ging mir freilich nahe, aber warum hattest du dich aus dem Staube gemacht und mir die schlimme Commission allein überlassen? Und das soll keine abgekartete Sache zwischen dir und ihm gewesen sein?

Der liebe allwissende Gott ist mein Zeuge, ich weiß nicht, was du redest, Mann! rief die Stadtschultheißin, der es bald heiß, bald kalt über den Rücken lief.

Kurz und gut, sagte der Alte, der Doctor Goethe hat bei mir um die Hand deiner Jungfer Prinzeß angehalten; ja, reiß' Sie nur die Augen auf, Madame, der kluge, der verständige, der modeste Doctor Goethe begehrt in Zucht und Ehren meinen vierzehnjährigen Backfisch zum Weibe — nun lach', nun lach', wenn du wirklich nicht die Hand dabei im Spiele hast!

Aber der guten Frau Stadtschultheißin war es wahrlich nicht um's Lachen zu thun, sie hatte vielmehr im ersten Eindruck, den diese Nachricht auf sie machte, ein Gefühl, als falle sie von einem hohen Thurme herunter und bleibe in der Luft schweben, so sehr betäubten Schrecken und Ueberraschung ihre Sinne.

Ist's möglich — der Doctor? stammelte sie. Und welchen Bescheid hast du ihm gegeben?

Frag' dich selber, was du an meiner Stelle gethan hättest, entgegnete der Stadtschultheiß ausweichend.

Du hast ihn fortgeschickt? fragte sie in athemloser Spannung weiter.

Das gerade nicht, entgegnete der alte Herr, und blies abermals die Backen auf wie ein Karpfen, der auf trockenem Lande nach Luft schnappt. Was sollt' ich denn Gescheites auf eine so gottsvergessene Abenteuerlichkeit sagen? Denk' doch mal, beste Anna Margareth, die Elisabeth vierzehn, er vierunddreißig Jahre, macht netto eine Differenz von zwanzig.

Hm! Wenn's weiter nichts wär', entgegnete sie und suchte allmählig ihre Gedanken wieder zu ordnen. Hattest ja auch nicht viel weniger auf dem Register, da du um mich freitest.

Schon recht, aber dafür warst du selber keine Fackelgans mehr, warst schon achtzehnjährig, sagte der Stadtschultheiß.

Das ist allerdings wahr, erwiederte sie nach einer Pause zögernd. Aber wenn dir der Doctor sonst anstünde — für die vollen achtzehn Jahre wollt' ich dir schon garantiren.

Wie soll ich das verstehen? fragte der Alte verwundert.

Ei, er brauchte ja nur vier Jahre zu warten, so hätte die Elisabeth ihre Achtzehn vollgezählt in der Schürze, sagte die Stadtschultheißin ganz ernsthaft.

Seht doch mal das vertrackte Weibsvolk, es weiß für Alles Rath! entgegnete Herr Johann Wolfgang ganz überrascht von dieser einfachen Lösung eines ihm so schwierig dünkenden Problems. Warum nicht gar! Vier Jahre wartet dir D e r nicht! Ist er doch schon davon gelaufen, bevor ich noch mein Conclusum fassen konnte.

Du wirst ihm auch ein schönes Gesicht gezeigt haben! rief sie in ihrer heftigen Art. Kann mir's schon vorstellen, wie du den armen Menschen angefahren hast! — Ach, mich dauert nur seine gute treffliche Mutter! O Johann Wolfgang, wann du doch nur zum Wenigsten nicht so hitzig und aufbrauserisch gegen ihn gewesen wärst! Wie er mir vorhin auf der Zeil begegnete, sah er so schrecklich blaß und verstört aus . . . .

Da haben wir's! Nimmt sie schon seine Parthei gegen mich, bevor sie noch weiß, was ich gethan habe! fuhr der Alte unmuthig auf. Aber sag' mal selber, du leibhaftige Allbarmherzigkeit! Was hätt'st denn d u ihm eigentlich für einen Bescheid gegeben, wenn er so plötzlich an dich herangetreten und dir seine Werbung um deine älteste Tochter an den Kopf geworfen hätte? Hab' ich ihn doch wenigstens ruhig ausreden lassen, habe ihn dreimal, derweilen er stockte, gefragt, ob er nun zu Ende sei, und dann hab' ich ihm Folgendes zur Antwort gegeben: Lieber Doctor, hab' ich zu ihm gesagt, Er ist nicht wohl bei Verstande. Weiß Er denn nicht, daß das Mädel, um das Er freit, kaum trocken hintern Ohren ist? Und warum verfällt Er mit Seiner Marotte grade auf mein Kind? Glaubt Er etwa, ich hätte Lust, mich mit derlei Geschichten zu befassen? Verschon' Er mich mit solchen Incommoditäten; so werth und lieb Er mir ist, ist mir doch meine Gemüthsruhe und mein Hausfrieden noch ein klein Bischen lieber. Nun, hab' ich ihm etwa zu Viel gesagt?

Ganz bin ich mit deiner Antwort doch nicht einverstanden, lieber Mann, erwiderte die Frau Stadtschultheißin nach kurzem Ueberlegen. Denn im Grunde hast du ihm damit gar keinen rechten Bescheid gegeben.

Doch! doch! fiel er ihr lebhaft in's Wort. Denn als er daraufhin von mir wissen wollte, ob ich etwas an seiner Person, seinem Charakter, seiner Herkunft auszusetzen hätte, da hab' ich aufrichtig meine Sentenz dahin abgegeben: Seine Person ist mir lieb, Seinen Charakter halte ich werth, aber wenn ein Frankfurter Stadtschultheißenkind einmal in den Fall kommen sollte, einen Mann zu heirathen, so braucht's zwar noch lange kein Prinz oder kein Graf zu sein, aber er müßte zum Wenigsten nicht seinen Kopf darauf setzen wollen, die Tochter eines Stadtschultheißen blos darum zu ehelichen, weil ihm der Magistrat bis dahin keine Anstellung gegeben hat, gleichviel, ob sein Vater selig ein Rathsherr oder — ein S c h n e i d e r gewesen sei.

Was soll denn das heißen? fragte die Stadtschultheißin mehr verwundert als betroffen über den Nachdruck, den ihr Mann auf das Wort „Schneider" legte.

Das will ich dir erklären, meine Liebe, antwortete Jener so trocken, als es ihm seine innere Aufregung erlaubte. Dieser Doctor Goethe hat einen einzigen Fehler, von dem ich ihn, so Gott will, am

heutigen Tag für alle Zeit curirt habe. Er ist eitel, denn er bildet sich ein, er müsse der Welt wegen seiner Abkunft von einem ehrlichen Vater, der ein schlichter aber grundgescheidter Schneider war, eine Satisfaction geben; und siehst du, lediglich darum hat er dem Rath den Stuhl vor die Thüre gesetzt und resignirt fernerweit auf jede Anstellung im Staatsdienst; und darum, lediglich darum freit er jetzt um die vierzehnjährige Tochter des Stadtschultheißen Textor! Warten aber, wie du meinst, lange vier Jahre warten, kann er schon allein darum nicht, weil ihm — die Elle an der Keble sitzt, und nun sag' mir's bedachtsam und wohlüberlegt, ob du Eins deiner Mädchen einem Menschen geben möchtest, der nicht blos eines Schneiders Sohn ist, sondern sich auch obendrein noch schämt, es zu sein?

Ein Schneider! stammelte die Frau Schultheißin mehr todt als lebendig, und ließ beide Arme schlaff an den Seiten des Lehnstuhles niedersinken.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Oesterreich.

II. Land und Leute im österreichischen Italien.

Das Dampfschiff landet in Como. Mein erster Blick fällt auf den Freund, der mich am Ufer erwartet und der mir Geleitsmann sein sollte auf der schönen Tour von Como nach Mailand. Der alte Herr war vor mehreren Jahren Vicedelegat in Como gewesen und kannte diesen Bezirk wie seine Heimat, die deutsche Erde. Er führte mich auf die Terrasse seines Landhauses, und zu meinen Füßen lag der prächtige See.

Das Victualienschiff, welches die Ufer des Sees mit Lebensmitteln versorgt, rauschte eben heran. Ein eigenthümliches Marktleben entwickelte sich, das Schiff gab einen guten Theil seiner Vorräthe an die Stadt ab und segelte dann langsam weiter, in der Richtung gegen die Casa Livia.

Wir stehen da auf einem gewissermaßen klassischen Boden! sagte der alte Herr, nachdem das Fahrzeug unseren Blicken entschwunden war. Auf dieser nämlichen Terrasse standen vor mehreren Jahren an einem eben so schönen Tage wie heut zwei gewaltige Männer in friedlicher Unterhaltung, wie sehr beide auch sonst in ihrem Denken und Wirken auseinander gingen. Es war im Sommer 1838 und Kaiser Ferdinand von Oesterreich, der sich in Mailand zum König wollte krönen lassen, sollte in Como landen, um von hieraus gegen Mailand zu ziehen. Damals stand auf dieser Terrasse der gewaltige Kanzler von Oesterreich, Fürst Metternich, als schlichter Zuschauer, und neben ihm Thiers, der französische Staatsmann. Der letztere wäre gern zu gleicher Zeit mit dem Kaiser nach Mailand gekommen, um dem festlichen Einzuge beizuwohnen, und stürzte kurz darauf, nachdem der Kaiser gelandet war, in mein Bureau im Regierungsgebäude, wo er mich ersuchte, kraft meiner obrigkeitlichen Gewalt für ihn Postpferde zur Reise nach Mailand zu requiriren.

Aber der kaiserliche Hof hat alle Postpferde in Beschlag genommen, meinte ich.

So requiriren Sie Pferde von den Bauern! warf Thiers ein.

Ich hatte Mühe, dem sich ereifernden Franzosen zu beweisen, daß das nicht anginge und daß auch der Postmeister kraft des mit ihm abgeschlossenen Contractes nicht gehalten werden könne, mehr Pferde zu stellen, als die stipulirte und an demselben Tage vom Hofe in Anspruch genommene Ziffer besagte.

Von der Terrasse konnten wir auch das Landhaus erblicken, in welchem Bellini wohnte, als er in Como längere Zeit lebte.

Das ist ein merkwürdiges Haus! meinte der Delegat. Hier wurde die Sonnambula componirt. Ich wohnte damals zufällig in demselben Hause, so kam es, daß Bellini die Nachtwandlerin mir zu Häupten componirte. Das war eine böse Geschichte, zumal Bellini die für seine Nachbarschaft lästige Gewohnheit hatte, bei Nacht zu componiren. Da glitten des Maestro Finger stundenlang arbeitend über das Piano hin, einzelne Tacte rangen sich aus dem Tonchaos hervor, eine Melodie jagte die andere, ein Motiv, welches Gnade fand vor den Ohren des Maestro, wurde auf und nieder gehetzt — ich könnte über die Schöpfungsgeschichte dieser Sonnambula ein Martyrologium schreiben! Aber ich verzieh dem Tonsetzer sein nächtliches Componiren, da er ein ungemein liebenswürdiger Nachbar, und auch sonst ein um hundert Procent angenehmerer Mann war, als der ewig nach allen Parfüms riechende Donizetti und auch als der geistreich aufgedunsene Rossini, mit dem ich einmal in Mailand in den zwanziger Jahren speiste. Das Merkwürdigste, das mir damals an Rossini auffiel, war sein Haß gegen Bellini, welchem er auf leidenschaftliche Weise Ausdruck lieh. So äußerte er über Bellini: Der Mensch hat nicht zolllange Inspirationen! und machte dabei die entsprechende Handbewegung, um die Behauptung noch mehr zu veranschaulichen. Von den deutschen Musikern erkannte er dem einzigen Hiller Inspiration zu. Charakteristisch war seine Aeußerung zu einigen Gliedern der Gesellschaft, welche ihn, nachdem er einige Piecen am Piano gespielt, weiter zu spielen nöthigten, und denen er sich erhebend sagte: Ich habe mein Diner schon bezahlt.

Der freundliche Geleitsmann ließ noch manche interessante Gestalt an mir vorübergleiten, mit welcher er während seiner langen Amtswirksamkeit als Chef der politischen Verwaltung von Como verkehrt hatte. Er zeigte mir das Haus, in welchem Liszt mit seiner Geliebten, der Gräfin d'A— gewohnt, das Hotel, von dessen Balkon die Sand die Schönheit des Commersees zu genießen pflegte.

Aber nicht um den Comersee ist es uns eigentlich zu thun. Wir wollen vielmehr einen Griff thun in das frische Leben Mailands, der norditalienischen Capitale, um aus dem bunten Gewühle eine und die andere interessante Gestalt an's Licht zu bringen.

Gehen wir in ein Café. Auf allen Tischen liegen kleine Zettelchen, darauf Reime stehen, ähnlich an Kunstwerth und Ausstattung denjenigen, die einem am Neujahrstage in Deutschland von Briefträgern oder Nachtwächtern präsentirt zu werden pflegen. Neben der Poesie findet man aber auch die leidige Materie — Zettelchen, auf welchen man die Neuigkeiten des Tages, den Komödienzettel u. s. w. verzeichnet sieht. Wir haben nicht Zeit genug, eines dieser fliegenden Blätter oberflächlich zu betrachten, denn unsere Aufmerksamkeit wird durch eine wohlklingende Stimme in Anspruch genommen, welche von der Straße herübertönt.

Wir werfen einen Blick in's Freie, vor dem Café steht ein Mann in einem Costüme, welches keineswegs auf einen Dandy hinweist. Der schwarze Frack, über der Brust zugeknöpft, ist kurz am Leibe und mündet schwalbenschwanzartig; unter demselben blickt, ehe das Beinkleid beginnt, ein Stück Hemd heraus, jedenfalls etwas weißer, als man dies vermuthen sollte. Die hammelfarbige Hose geht bis an den Knöchel, und ihr einverleibt als zwei integrirende Theile sind zwei breite, schwarze Flickstreifen auf beiden Knieen. Hut und Schuhe des Mannes sind schwarz, ein Nasenklemmer dient dazu, die Sehkraft des Auges zu erhöhen. Seine Wangen sind geröthet, seine linke Hand ist weit vorgestreckt, die rechte hält ein Buch — Ariosto ist's, der Dichter, aus welchem der Mann einige Strophen vorliest. Gruppen sammeln sich um ihn — hier drängt sich ein Mann mit grellrother Mütze hervor, dort horchen Knaben in einer Tracht, deren integrirender Bestandtheil ein rückwärts über einem unaussprechlichen Körpertheile aus dem Beinkleide hervorlugender Hemdzipfel ist; rechts nimmt auf einem Querbalken ein rauchender Tagarbeiter Platz.

Diesem Auditorio wird nun der Ariost mit hallender Stentorstimme zu Gehör gebracht; sind zwei, drei Strophen recitirt, so begibt sich der wandernde Dichterdolmetsch weiter, um vor dem nächsten Café festen Fuß zu fassen. Neben diesen Leuten, welche bescheiden genug sind, nur die Verse anderer Dichter zu recitiren, geben

Improvisatoren, mit der Guitarre in der Hand, ihre eigenen Poesien zum Besten. Es bietet nun einen eigenthümlichen Reiz, diesen Leuten zuzuhören, und dabei sein Glas acqua di Cedro zu schlürfen. Was ist das Eis der deutschen Cafés, was all ihr Caffee, Thee, Chocolade, ihre Mandelmilch und Limonade gegen ein Glas acqua di cedro. Wer diesen prächtigen Trank nicht gekostet hat, vermag ihn nicht zu würdigen. Unscheinbar gibt er sich, wenn man ihn ansieht, wer würde ihn für gewöhnliche Limonade kaufen! Aber man führe ihn an die Lippen und man wird wissen, was acua di Cedro ist. Zu seiner Charakteristik führe ich nur an, daß die Italiener, wenn sie von einer Dame sagen wollen, sie sei leicht, schön wie eine Fee gekleidet, den Ausdruck wählen: vestita da acua di Cedro.

Wohin wenden wir uns aus dem Café? Machen wir zunächst einen Gang durch die Straßen. Dort liegt das große Spital, welches uns als ein lebendiger Beleg entgegentritt, wie selbst die Fehler des Italieners von einer Art sind, daß sie dem Gemeinwesen, dem allgemeinen Besten zu Statten kommen. Durch die Eitelkeit, diese Erbsünde des Italieners, ist z. B. dieses Palais, das größte Krankenhaus Italiens, eine der herrlichsten Anstalten dieser Art, welche die civilisirte Welt aufzuweisen hat, entstanden, und durch dieselbe Eitelkeit erhält es auch täglich neuen Zuwachs an Kräften.

In diesem Krankenhause befindet sich nämlich eine Halle, welche alljährlich nur einmal, am Feste des Schutzpatrons, dem Publikum geöffnet wird. In dieser Halle hängen die Porträts aller Wohlthäter, welche durch Stiftungen dem Spitalfonde unter die Arme gegriffen haben. Wer dem Spitale zwanzigtausend Scudi schenkt, hängt in Lebensgröße da, wer das Institut in seinem Testamente nur mit der Hälfte dieser Summe bedacht, findet sich daselbst nur im Brustbilde wieder. Diese Verewigungspraxis verfehlt nicht, die Zahl der Spitalfondsvermehrer jährlich um ein Erkleckliches zu erhöhen, und mancher Duca hinterläßt à conto des Brustbildes oder der lebensgroßen Gestalt dem Spitale ein artiges Scherflein.

Wir brauchen nur einige Schritte weiter zu gehen, um einem würdig einherschreitenden Manne im wallenden Talar zu begegnen. Es ist ein Universitätsprofessor, der nach dem Hörsaale geht, um da sein Collegium zu lesen. Auf seinem Kopfe sitzt ein Baret, welches der Professor auch im Verlaufe der Vorlesung nicht ablegt, wie es denn auch Sitte ist, daß die italienischen Studenten mit aufgesetzten Hüten das Collegium anhören. Auch in seinem Hause bringt der Italiener selten den Hut vom Kopfe und namentlich im Winter sitzt er in seinem ungeheizten Gemach mit aufgesetztem Hute, den Mantel um den Körper geworfen.

Die Empfindlichkeit des Italieners gegen die Kälte gibt zu komischen Scenen Veranlassung. Betrachten wir einmal jenen agilen Herrn, der uns so freundlich grüßt. Im Sommer ist er voll Leben und Bewegung — wie ganz anders jedoch gebärdet er sich im Winter! Seinen drei liebenswürdigen Töchtern liegt dann die tägliche Aufgabe ob, ihren Papa in seinen ungeheuren Radmantel, tabarro, einzuwickeln. Wenn nämlich der alte Herr ausgehen will, so wird dieser Radmantel hervorgezogen, welcher seiner ganzen Breite nach entfaltet, ein ganzes Zimmer wie ein riesiger Teppich bedeckt hätte. Der Vater stellt sich an das Fenster und ruft seinen Kindern mit empalbischem Pathos die Worte zu: Creature intabarre mi — radelt mich in den Mantel ein, Geschöpfe! Und jetzt beginnt er im Kreise herumzugehen, während die Töchter den Mantel um ihn wickeln, wie man etwa ein Kind in Windeln thut. Ist der ganze Mantel um ihn geschlungen, so sieht der gute Mann doppelt so dick aus, als ihn die Natur hingestellt, da ihn der Radmantel wenigstens in zehn Umkreisungen umgibt. Nach beendigter Einwickelungsoperation bringen die Töchter eine Glühpfanne herbei, welche sich der Alte unter den Radmantel steckt, um auf der Promenade nicht zu erfrieren. Also gegen die Kälte gewappnet, zieht er aus, und begegnet ihm ein Bekannter, so grüßt er denselben auf ganz eigenthümliche Art, indem er die zwei Mittelfinger der rechten Hand — die linke hält die Glühpfanne — beim Halse heraussteckt und sie einigemal hin und her bewegt, da ihm die feste Radmanteleinschnallung das freie Dispositionsrecht über die ganze Hand nicht gestattet.

Es ist nun bald Zeit, in die Oper zu gehen. Weiß der freundliche Leser, was ein Camerino ist? Nein, er weiß es nicht, sonst würden sich seine Mienen bei der bloßen Nennung des Namens beleben, sonst würde seine Stirne bei der Erinnerung an die üppigen Genüsse des Camerino wie im Champagnerrausche glühen. Denke man sich alle Poesie des Lebens auf einen Punkt zusammengedrängt, die verschlossene Bouteille des Vergnügens plötzlich entkorkt und den Schaum nun duftend aufzischen im glühenden Strahle, und man hat sich den Begriff eines Camerino construirt! Im Theater befinden sich den Logen gegenüber kleine heimliche Salons und diese heißen Camerinos.

Sobald nun die Oper oder das Ballet zu Ende ist, abgetreten die hundert und hundert Tänzerinnen, von denen bei den riesigen Dimensionen des Scalatheaters immer je dreißig, vierzig in einer Reihe tanzen (die Glieder nicht wie bei uns in weiße, sondern in grüne Tricots gehüllt), dann treten wir in das Camerino ein, die Phantasie angefüllt mit den üppigen Bildern des Tanzes. Hier finden wir eine reizend arrangirte Tafel, und setzen uns inmitten unserer Freunde zu einem Souper nieder. Der Champagner schäumt in unserem Glase, schäumt in unserem Kopfe, in unserem Herzen; wir werden wieder jung, und ob wir auch einen halbgrauen Kopf hätten, wir lächeln entzückt bei der Erinnerung an die bezaubernden Pirouetten, erheben unser Kelchglas und bringen einen Toast auf den ersten Tänzer, Signor Molinari, aus, welcher rauschenden Anklang findet. Unser Nachbar erhebt sich, das Champagnerglas in der Hand, und beginnt in begeisterter Extase ein Sonett zu improvisiren auf die erste Balletteuse, Signora Ballemin. Und so geht es der Reihe nach fort, und erst als der Morgen den Kampf aufnimmt mit dem Zwielichte der Dämmerung, kehren wir dem Camerino den Rücken, in welchem wir eine der schönsten Nächte unseres Lebens verschwelgt haben.

Ein Ausflug, den wir am nächsten Tage in das flache Land machen, führt uns eine von der Scala ganz verschiedene Scenerie vor das Auge. Es ist eine tropische Hitze und Mittag; auf den Feldern arbeiten die Schnitter im Schweiße ihres Angesichtes. Es wäre grausam, ihnen zuzumuthen, die wenigen Augenblicke der Ruhe auf einen Kirchgang zu verwenden; ist doch jeder Schritt nach solcher Arbeit und bei solcher Glut schon eine knechtische Arbeit. Wie schön ist es also, daß man diesen Leuten die Kirche bringt! Auf einmal sehen wir einen Wagen mit Ochsen bespannt daher kommen, auf welchem eine mit Stroh gedeckte, aus Holz gezimmerte Hütte steht, ähnlich jener, welche wir auf unsern Feldern als Wächterhütten umhergestreut finden.

Sobald die Arbeiter dies schwer daher kriechende Fuhrwerk gewahren, halten sie in ihrem Tagewerk inne, entblößen die Häupter, und nun wetteifert Alles, die Hütte herabzuheben und parterre zu placiren. Das Glöckchen klingt, die Schnitter schaaren sich um die Hütte, der Priester celebrirt die Messe, und in einer halben Stunde ist die Kirche wieder aufgepackt und setzt ihre Wanderung nach einem entfernten Felde fort. Diese reisenden Kirchen sind ein Seitenstück zu den neapolitanischen Straßenpredigten. Da durchziehen die den Klöstern angehörenden Priester die Stadt, um auch jenen Gläubigen, welche aus eigenem Antriebe nicht geneigt waren, dem göttlichen Worte in die Tempelhallen nachzugehen, die Anhörung desselben zu vermitteln. Voran trägt ein Kirchendiener das Bild des Gekreuzigten, wie solches in katholischen Ländern bei Processionen üblich ist. Ein frommer Laie schließt sich dem Zuge stets an und trägt einen Schemel, oder eine Bank, welche das Postament bildet, von dem aus

der Priester die Predigt hält. Sobald diese Bank an die Ecke einer Straße gestellt, das Kreuz neben derselben aufgepflanzt wird und der Priester die Höhe besteigt, sammelt sich ein Kreis von Andächtigen um die Gruppe, die Hüte und Mützen fliegen von den Köpfen, und Alles gibt sich dem frommen Eindrucke hin.

Verirrt und Erlöst.

Roman in zwei Bänden, von Max Ring.

Seit den gewaltsamen Erschütterungen des Jahres 1848 macht sich eine ernstere Anschauung unserer gesellschaftlichen Zustände auch in der Unterhaltungsliteratur immer mehr geltend. So schwebte dem durch seine Berliner Stadtgeschichten u. A. schon bekannten Verfasser dieses Romans gewissermaßen die Aufgabe vor, dem zerfahrenen und überreizten Geschlecht unserer Tage den „Abdruck seiner Gestalt zu zeigen" und zugleich den „Verirrten" als Heil und Rettung die Einkehr in sich selbst darzustellen, das heißt, die Wiedergewinnung ihres bessern Ichs und die Erkenntniß des Glücks, welches in einfach menschlichen Verhältnissen beruht. Er weist darauf hin, wie eine Erlösung der blasirten, verödeten Gemüther, woran diese Zeit so reich, in der freiwilligen Beschränkung eines sittlichen Familienlebens zu suchen ist. Um dieser wohlmeinenden, anerkennungswerthen Tendenz willen verdient das Ring'sche Buch unsern Lesern aufrichtig empfohlen zu werden. Können wir dasselbe auch nicht für eine bedeutende Erscheinung der Literatur erklären oder gar den Goethe'schen Wahlverwandtschaften an die Seite stellen, wie in Nr. 309 der „Allgemeinen Zeitung" alles Ernstes geschehen ist, so hebt es sich doch immer vortheilhaft aus der Fluth des neuesten Büchermarktes hervor. Zwar reicht die Sonde des Verfassers nicht tief, und seinen Gestalten gebricht das rechte innere, warme Leben, sie sind gleichsam nur mit Wasserfarben gemalt; im Uebrigen ist ihm aber Welterfahrung und Menschenkenntniß keineswegs abzusprechen.

Die Handlung des Romans ist spannend angelegt. Die Tochter eines reichen baronisirten Emporkömmlings, einer schäbigen Geldseele, ist die Heldin; die Geschichte bewegt sich ganz in österreichischen Kreisen und hat vornehmlich in Ischl, dessen Umgebungen einen glücklich gewählten landschaftlichen Hintergrund bilden, ihren Schauplatz. Adolphine von Busch — dies ist der Name der Heldin — ist eine edle unbefriedigte Natur, ausgestattet mit seltenen Gaben des Geistes und strahlend in Schönheit, die gefeierte und verwöhnte Königin ihrer Zirkel, deren hohles Treiben sie jedoch tief verstimmt. Sie wird auch in die Bäder von Ischl verfolgt von ihren Anbetern und ihr Papa ist im Begriff, sie an „eine Hofcharge" zu verkuppeln, als sie sich, nach manchen unterhaltenden Zwischenfällen, dieser Misère gegenüber aufrafft, alle ihre bisherigen Verhältnisse bricht und, statt des mit ihr bereits verlobten Grafen Baugor, einem schlichten, aber tüchtigen, von Herzen edeln und geistig gebildeten Manne, einem — Färbermeister ihre Hand reicht.

Max Ring hat dabei den arbeitenden Bürgerstand der „guten Gesellschaft" mit etwas einseitiger Schärfe entgegengestellt, und in den exclusiven Kreisen wird man ohne Zweifel den Roman achselzuckend als ein „demokratisches" Erzeugniß aufnehmen. Der Färbermeister Becher — er hat übrigens früher studirt und betreibt sein Gewerbe zuletzt im Großen! — erscheint unter den an Geist und Körper erschlafften Wiener Dandys als die einzige männlich frische und gesunde Natur, „unter Larven die einzige fühlende Brust". Uebrigens können wir nicht verhehlen, daß uns die im ersten Bande gegebene Personalbeschreibung dieses Helden nichts weniger als angesprochen hat. Berichtet doch der Verfasser unter Anderem von Bechers äußerer Erscheinung wörtlich Folgendes: „In der übrigen Figur herrschten nicht Fett und Muskeln, sondern mehr Sehnen und starke Knochen vor!" Auch will uns nicht gefallen, daß er von dem feinen, weißen, spitzenbesetzten Nachtjäckchen seiner Heldin, von ihrer seidenen Decke und Aehnlichem spricht. Offenbar würde man Max Ring Unrecht thun, wollte man ihn mit jenen neueren Schriftstellern zusammenwerfen, welche sich die Miene geben, die vornehme Gesellschaft zu verachten, aber nichtsdestoweniger sehnsüchtig zu ihr hinaufschielen, die ihre Helden dadurch zu heben wähnen, daß sie ihnen Glanzstiefel und Glacehandschuhe anziehen, mit kammerdienermäßigem Wohlgefallen bei deren Toilette verweilend. Um so mehr wünschen wir, daß er solche wider den guten Geschmack und den wahren guten Ton verstoßende Details seinen Lesern erspare.

J. W. A.

Schlichte Meinung.

Du bist nicht schön von Angesicht,
Die unbedachte Menge spricht,
Doch deiner Anmuth ew'ger Reiz
Ist nur der Urquell ihres Neids.

Du bist nicht schön von Angesicht,
Behauptet jeder Kennerwicht.
Ich selbst gesteh's. Was mich erfreut,
Ist deine Liebenswürdigkeit.

Du bist nicht schön von Angesicht,
Persianisch deine Wimper nicht,
Nicht griechisch, Theure, dein Profil,
Kein „Römerzug" dein Mienenspiel!

Du bist nicht schön von Angesicht,
So tröste dich ein Lobgedicht
Auf deine liebe allbekannt
Freigebige und schlanke Hand!

Du bist nicht schön von Angesicht —
Doch weiß ein kritisches Gezücht
Es flieht vor ihm und seinem Gruß
Dein feiner und bescheidner Fuß.

Du bist nicht schön von Angesicht,
Rührt euch die Wangenrose nicht?
Des Mundes süße Kirsche pflückt!
Ihr armen Schlucker wärt entzückt.

Du bist nicht schön von Angesicht.
Leucht' auf, o keusches Augenlicht!
Ein Geist in deinem Glanze wohnt
Als wie der Friede in dem Mond.

Du bist nicht schön von Angesicht,
Dein Lockenhaar ist leicht Gewicht;
Dein volles Herz doch wiegt mir mehr,
Es arm zu machen, das ist schwer.

Du bist nicht schön von Angesicht,
Am Schwung der Brauen dir's gebricht;
Doch deiner Seele hoher Schwung
Entwaffnet die Verkleinerung.

Du bist nicht schön von Angesicht,
Ach Gott! von Marmor bist du nicht,
Holdselig aber bist du, Kind,
Wie Engel in dem Himmel sind!

Du bist nicht schön von Angesicht.
Doch Liebe geht nicht ins Gericht,
Doch Liebe ist der schönste Zug,
Und Liebe ist sich selbst genug.

Rudolf Kodt.

Feuilleton.

— Der neue Kunstverein entwickelt in Vorführung interessanter neuer Werke eine Thätigkeit, für die man ihm aufrichtigen Dank schuldig ist. Es gibt wenig Unternehmungen in unserer Stadt, die so ganz vom Schlendrian frei, so völlig nach modernen Grundsätzen im besseren Sinn des Wortes organisirt wären. Auch die jüngst erfolgte Herabsetzung des Eintrittspreises von 30 auf 12 Kreuzer ist als ein Fortschritt zu bezeichnen, der im praktischen wie im höheren Sinne die Zwecke der Anstalt fördert. Die Verloosung, die nun bald stattfinden wird, ist so eingerichtet, daß sie Vielen Freude bringen kann. Es wäre leicht gewesen, ein paar unbedeutende Gewinne neben einen Hauptpreis zu stellen; aber Sachkenntniß und bewährter Geschmack war erforderlich, um eine größere Anzahl von Gegenständen herbeizuschaffen, die bei ihrem verhältnißmäßig geringen Kaufpreise doch den gebildetsten Kunstsinn ansprechen müssen. So die wundervollen römischen Photographien und die hübschen Nachbildungen der Tempel und Säulen vom Campo Vaccino, die jeden vernünftigen Gewinner mehr erfreuen werden, als wenn ihm ein schlechtes Gemälde zu Theil würde. — Von neu ausgestellten Werken wird besondere Theilnahme den schönen plastischen Bildnissen in Medaillonform zu Theil, die der überaus geschickte N. Schrödl in Elfenbein schnitzt. Die klare Auffassung des Profils, die geschmackvolle und saubere Durchführung der Einzelheiten bis in das Haar und die Gewandfalten machen jedes Medaillon zu einem erfreulichen Kunstwerk, das uns die pikantere Charakteristik eines Oelporträts nicht vermissen läßt. Das Bild Steinle's nimmt jetzt die Stelle des früher ausgestellten von Launitz ein. Diese Arbeiten Schrödls sind, wie wir hören, sehr gesucht und müssen Jedem willkommen sein, der gern die Züge seiner Freunde auf eine nicht alltägliche und triviale Weise wiedergegeben sieht. — Ueber die pariser Genre- und Landschaftsbilder, die der Inspector des Vereins zur Ausstellung vermittelt hat, erwarten wir einen sachkundigen Bericht. Im Augenblick nimmt Anselm **Feuerbachs** großes Bild „**der Tod des Dichters Aretino**“ die lebhafteste Aufmerksamkeit der Kunstfreunde in Anspruch; die eifrige Parteinahme für und wider erinnert an die Zeit, wo Courbets „Begräbniß“ in der Lederhalle ausgestellt war, und bezeugt jedenfalls die außergewöhnliche Begabung des Künstlers. Pietro von Arezzo ist der literarische Vertreter der italienischen Gesellschaft in einer Zeit, wo dieselbe zu ungläubig war, um der römischen Kirche anders als durch mechanisches Herkommen anzugehören, und zu angefault, um sich einer Reform zuzuwenden. Er bedurfte eines ebenso glänzenden als zügellosen Talents, wenn er Personen amüsiren wollte, die selbst Pulci und Ariost nicht mehr zu kitzeln vermochten. Aesthetischer Feingeschmack und sittliche Verwilderung wohnten hart bei einander und man hielt Orgien auf einem unterwühlten Boden, den wenige ernste Kirchenfürsten mit Mühe vertheidigten. Von den unzähligen Sagen und Anekdoten aus jener Zeit ist kaum eine bezeichnender als die Erzählung vom Tode des Aretiners; er soll bei der Nachricht, daß eine seiner Schwestern einen Fehltritt begangen, in so unbändiges Lachen ausgebrochen sein, daß er vom Stuhl herabstürzte und starb. Da wäre nun freilich die Veranlassung des Unfalls bildlich kaum zu bezeichnen; daraus kann aber dem Maler kein Vorwurf gemacht werden. Genug, wenn er den Grundgedanken, das grauenvolle Eintreten des Todes in das üppige Bacchanal der Geistesfrechheit, zur Anschauung bringt. Auch gibt es in der That eine zweite Version der Sage, welche berichtet, daß Pietro mit seinen Schwestern einer ausgelassenen Gesellschaft beiwohnte und einfach durch die überkecken Scherze einer derselben in jenes verhängnißvolle Lachen gerieth. Dies war, setzt man hinzu, das würdige Ende des Verfassers der sonetti lussuriosi, für den eine thatsächliche Zuchtlosigkeit noch mehr Bedeutung hatte, als ein gefeiltes lüsternes Gedicht. Daß Feuerbach — wenn wir nicht irren, ein Enkel des berühmten Criminalisten — in Behandlung des Technischen eine seltene Kraft entwickelt, daß seine Köpfe höchst interessant sind, besonders die Mischung von Geist, Eleganz und Gemeinheit in den Zügen der Frauen; daß er endlich seinen Aufenthalt in Venedig, namentlich das Studium des Paul Veronese vorzüglich zu benutzen wußte, wird fast allgemein zugestanden. Eine andere Frage ist freilich, ob er nicht in der Darstellung des orgiastischen Mahles zu weit gegangen. Uns erscheint unmaßgeblich der obenerwähnte Grundgedanke, das Erscheinen des Todes unter Bechern und Gesang, das Erbleichen der eben noch von Sinnenrausch gerötheten Wangen, das Verröcheln neben der am Boden liegenden Mandoline so tief tragisch, daß wir nicht einsehen, wie der Conflict einzig auf dem Wege der schonenden Zartheit vor Augen zu bringen war.

— **Spuren einer gesellschaftlichen Miniatur-Revolution.** In Frankfurt bereitet sich ganz im Stillen eine Revolution vor, an der hohe Herrschaften sich betheiligen, ja sogar als Anstifter mitwirken. Sie beginnt ohne Lärm, wird aber vielleicht bald einflußreicher im geselligen Leben sein, als der vorjährige Verfassungsstreit bis jetzt gewesen ist. Es ist dieselbe Umwälzung, die vor sechs Jahren in Köln versucht wurde und der Männer wie Levin Schücking und Assessor Jung ihre Kräfte vergebens widmeten; wir meinen die inhaltschwere Frage von Verlegung der Tischzeit. Seit unsere Bank ihre Geschäftsstunden in bekannter Weise geregelt hat, haben viele Familien, die sich sonst durch bürgerliche Einfachheit auszeichnen, den Abend zu ihrer Tafel auserlesen. Anfangs mochte es schwer halten, den gesunden Appetit so lang aufzuheben und von der schönen freundlichen Tradition des Zehnuhressens und Vieruhressens zu scheiden. Aber ein Blick auf die großen geselligen Vortheile überwog und das Lunch oder Einuhrfrühstück ist auch nicht zu verachten. Zwar wendet man gegen die neue Sitte ein, daß sie nicht alle Stände durchdringen könne und daß wir einen großen reichsstädtischen Vorzug, die Gleichheit der Gewohnheiten und Sitten, durch sie einbüßen könnten. Es ist jedoch nicht einzusehen, warum nicht Waarenhändler so gut als Banquiers, warum nicht auch Aerzte, Juristen, ja die meisten Lehrer und Schulmänner sich anschließen könnten; bald würde auch der Handwerkstand das Vorurtheil überwinden. Die Rücksicht auf Schulkinder, die man so ängstlich erwägt, ist in vielen Häusern gerade durch die neue Einrichtung besser gewahrt worden; man kennt das Sprichwort plenus venter, und wer schon einmal von zwei bis drei Uhr Schulstunden gab, wird dessen Wahrheit nicht bestreiten. Die Vortheile der in Frankreich und England bestehenden Tischregel sind ausnehmend groß. Wer neun bis zehn Stunden mit kleiner Frühstückspause durchgearbeitet hat, wird mit Wohlgefallen die Zeit der Erholung und Geselligkeit herannahen sehen und die sechste Abendstunde wird ihm als ein erfreulicher Abschnitt erscheinen. Mit gewaschenen Händen und mit dem Gefühl des erfüllten Berufes begibt er sich an den Hausaltar des Tisches, ungefähr in der Stimmung Lord Burleighs, wenn er um fünf Uhr den Staatsmantel wegwarf und ausrief: „Adieu Lord Schatzmeister!“ Dann kann das schönste aller Lebensrecepte eine Wahrheit werden, nämlich das Dichterwort: „Tages Arbeit, Abends Gäste!“ Denn wer konnte bis jetzt Gäste haben, ohne mit Mammons Zauberworten die Austern der Kreideküste, die Gänse des Oberrheins und die Fasanen der Donauländer zu beherrschen? So trugen die Männer ihre Thatkraft in Weinstuben und Bürgervereine, den Frauen verblieb das Haus. Glücklich, wenn sie hier einen schönen Wirkungskreis haben! Wo nicht, so lockt von links die Scylla der Medisance, von rechts aber ein gefährlicher Bildungstrieb, der ohne Vermittlung des Gesprächs und der Geselligkeit leicht in Blaustrumpfwesen umschlägt. Jetzt aber wird allerspätestens um sieben Uhr Jeder sein Gewissen frei haben. Kommen Gäste, so erwarten sie keine Mahlzeit, sondern Unterhaltung. Nicht mehr werden die Kartoffel und der Fleischrest schüchtern und beklommen des Fremden wegen in der Küche lauern. Höchstens erscheint noch die freundliche Theekanne mit einem anspruchslosen Gefolge von Zwieback und fügt die materielle Erwärmung zur geistigen. Es ist uns nicht unbekannt, daß mächtige Antipathien der neuen Ansicht entgegenstehn. Riehl hat in seiner Darstellung die primitive Kraft so wie die traute Annehmlichkeit der Männergeselligkeit entwickelt und Wolfgang Menzel hat wie gewöhnlich noch einige barocke Trümpfe darauf gesetzt und das Kneipwesen verfochten. Er vertheidigte die Selbstabschließung der Männer als urdeutsches Herkommen und stimmte mit Eifer in die Losung ein: „Emancipation **von** den Frauen!“ Diese Ansichten sind auch im Süden noch die herrschenden, während in Norddeutschland der häusliche Thee, den Uhland als Apostat so schön besang, sich niedergelassen hat. Unsere Mittelstadt ist vielleicht zum Schlachtfeld erlesen, wo beide Parteien sich zu messen haben. Hie Welf, hie Waiblingen! Wir folgen dem Ruf der Betverglocke zur häuslichen Geselligkeit, behalten uns aber für Ausnahmsfälle die Wirthstafel, den Clubsaal und den perlenden Becher vor.

— Die neuesten Lieferungen der Weltgeschichte von Schlosser und Kriegk sind geeignet, dem trefflichen Werke ein erhöhtes Interesse zuzuwenden. Dasselbe ist nun an der Höhe des achtzehnten Jahrhunderts angelangt und die faßliche Umarbeitung ist bei den ebenso schwierigen als hochbedeutenden literarischen Abschnitten über Erwarten geglückt. Jemehr wir uns der Periode nähern, die Schlosser als Zeitgenosse erlebt und durchdacht hat, um so reicher strömt ihm der Stoff zu. Der Theil der Arbeit, den Kriegk übernommen, ist besonderen Dankes werth; denn er wird mühevoller, da Sichtung und Controle hier unentbehrlich sind, zugleich aber unscheinbarer, da es ihm erschwert wird, der Darstellung jenes Gepräge seiner Mitarbeit aufzudrücken, das z. B. in der Geschichte des Alterthums jedem Kundigen erkennbar war. Diese Weltgeschichte ist in der That ein Bildungsmittel im edelsten Sinne; sie zeigt das Thatsächliche der europäischen Entwickelung mit allen ihren Mängeln, bewahrt aber eine sittlich ernste Scheu vor der höheren Seite, vor dem Geiste, dessen Kleid die Geschichte ist. Ihre Anschauung ist bedingt durch den Eifer für Wahrheit, Recht, Volkswohlfahrt und freie Geistesthätigkeit; doch ist der Sinn, der im Buche lebt, zu gesund, das Gebotene zu stoffreich, als daß jene Begriffe je zu hohlen Schatten und ihre Einkleidung zur Phrase werden könnten.

Schlossers kräftige, ja derbe Denkungsart blickt noch überall durch; doch finden wir den Vorwurf, daß mürrische Tadelsucht ihn nicht zur Anerkennung irgend einer Größe kommen lasse, nicht begründet. Schon aus der größeren Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts können wir zur Widerlegung die Urtheile über Prinz Eugen, Catinat, Lessing, Malesherbes, Türgot u. a. anführen; in der Umarbeitung ist zudem noch Manches ins Gleichmäßige gemildert. — Schlossers neue (oder umgestaltete und vermehrte) Schrift über Dante besprechen wir demnächst; sie läßt uns außer ihrem objectiven Werth auch einen Blick in das Gemüthsleben des geehrten Greises werfen und zeigt uns neben hohem Sinn und ungebeugtem Wahrheitsstreben eine beschauliche Zartheit, die wir bei seinen Besprechungen der alten Mystiker nur ahnten, die uns aber jetzt mit dem innigsten Antheil erfüllt.

— Die Weihnachtsliteratur für die Jugend ist mit Neuigkeiten aus dem Gebiet der Reisen- und der Länderkunde nicht allzureich ausgestattet; man wird nach älteren bewährten Sachen zurückgreifen müssen. Auch in diesem Fache haben wir Mißstände zu beklagen; zuvörderst, daß in einigen Büchern, wie z. B. in dem bekannten „Waldläufer“ nur spannende Abenteuer an einander gereiht werden, daß das alte Thema von Jagden und Verfolgungen durchgehetzt wird, ohne daß die Jugend ein anschauliches, belehrendes Bild ferner Länder und Sitten erhält und ohne daß der geschilderte Lebenslauf eine kräftigende innere Nachwirkung zurückläßt. Sodann aber greift auch hier der Unfug der zusammengestoppelten Auswahlen um sich, die nichts Ganzes wiederzugeben vermögen. Wie anders in unserer Jugend, als wir mit Vater Campe einen Levaillant, einen Bonteku auf allen seinen Fahrten begleiteten! Wir haben vielfach bemerkt, daß solche excerpirte Bücher mit buntem Inhalt zwar den Käufer und den jungen Empfänger anlachen, aber nur im ersten Augenblick; selten werden sie ordentlich gelesen. Ganz anders ist der Fall, wo dem Knaben ein Gesammtbild geboten wird, in das er sich hineinleben kann. Von solcher Art sind die Lederstrumpf-Erzählungen nach Cooper, die Seeromane nach Marryat. Sehr empfehlenswerth ist Kottenkamps „Ansiedler im Westen“; ebenso die Strickers vortreffliche Bearbeitung der Reisen der Brüder Schomburgk in Brittisch-Guyana; auch Ph. Köbers kurzgefaßte Reisebeschreibungen. Unter jenen Auswahlbüchern scheinen uns die Arbeiten von Dielitz den Vorzug zu verdienen; auch sind Hoffmanns „Land- und Seebilder“ jedenfalls nützlicher als die Ueberfülle seiner für die Jugend zugestutzten Romane. Aber selbst in den hochgerühmten „geographischen Charakterbildern“ von A. Grube vermögen wir nur eine Sammlung von leidlich gewählten, mäßig werthvollen Bruchstücken unter anspruchsvollem Titel zu erkennen. — Unersetzlich bleibt der alte Robinson; doch wäre eine discrete Bearbeitung zu wünschen, in welcher so mancher offenbare Schnitzer, z. B. jene abenteuerliche Schilderung des tropischen Regens, entfernt und stellenweise die allzu klare durchgeseihte Humanitätsbrühe durch kräftige, vaterländische Anregung ersetzt würde.

— Das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. — Unter dieser anspruchvollen Aufschrift erscheint bei T. O. Weigel eine Sammlung von Darstellungen aus der deutschen Geschichte, die im Anfang für jeden Freund der letzteren etwas Anlockendes hatte. Die „Annalen“ von Heinrich Rückert (Sohn des berühmten Dichters), ferner die Geschichte des deutschen Städtewesens von Barthold entsprachen dem Ruf der Verfasser. Bald aber fand sich die Verlagshandlung, wie dies bei guter Aufnahme solcher Collectivwerke so leicht der Fall ist, zur übermäßigen Ausbeutung des Plans veranlaßt. Schon Bartholds „Kriegswesen“ blieb sehr hinter den Erwartungen zurück. Dann wurde eine Geschichte des Grafen Pappenheim von Heß geboten, die für Leser von allgemeiner Bildung (und solche ruft man ja zur Unterzeichnung auf) von sehr untergeordnetem Interesse, für den Fachgelehrten aber mangelhaft ist. Endlich aber erscheint gar in drei Bänden eine Darstellung der deutschen „Mythe“ von Bechstein, von so geringem Werth, daß wir in der That vor weiterer Betheiligung an diesem Sammelwerk warnen müssen. Um so mehr, als eine lesbare Uebersicht der deutschen Sagenwelt ein wahres Bedürfniß bleibt und besseren Unternehmungen der Art nun durch ein leichtsinniges Machwerk der Weg gehemmt ist. Dabei entwickelt die Verlagshandlung einen auffallenden Mangel an billiger Rücksicht, indem sie für ein Buch, das an innerem Gehalt kaum einige Groschen, dem Umfang nach höchstens drei Gulden kosten dürfte, mehr als das Doppelte berechnet!

Bühnenschau.

Frankfurt, 3. December.

Norma, Oper von Bellini. — Der heutige Abend zog eine entscheidende Gränzlinie zwischen der Vergangenheit und Zukunft unserer Oper.

„Publikum, die edle Dame,“

als Dame berechtigt zu jeder Laune, sogar zur liebenswürdigen, hatte diesmal das Gesicht der frohesten Zufriedenheit angenommen. Nach dem grämlichsten Schmollen plötzlich die Ausbrüche des begeistertsten Beifalls, ohne vermittelnde Uebergänge wie ohne entschiedene Berechtigung. Sänger und Sängerinnen hatten bereits ihre Seelen mit Philosophie gerüstet, um die zischenden Pfeile unmuthiger Zuhörer kaltblütig aufzufangen; und siehe da! statt der Feindseligkeit empfing sie der bisher so seltene Schall klatschender Hände und überraschte sie der Lohn des Hervorrufens. Und warum? War die Leistung so überwältigend, daß sie jede widrige Erinnerung sofort erstickte? das Verdienst so leuchtend, daß es die kritischen Augen blendete? — Eitle Fragen! Wer wird von einem Publikum Gründe verlangen! Das Publikum ist wie ein weibliches Herz; es haßt, es liebt, Beides ohne Bewußtsein, aus dem Antrieb des Augenblicks. Trage seine Abneigung mit ergebener Ruhe, und du hast ein Loos auf den großen Treffer seiner Liebe erkauft; steige auf den Thron seines höchsten Beifalls, und du bist sicher, daß es dich bei der ersten Gelegenheit um so schadenfroher herabstürzt. Es verehrt am willigsten die Götzen, die seine Hand gemacht hat, und die seine Hand wieder zerbrechen kann und wird. Aber zu den Göttern der Kunst, zu den ewigen, deren Himmel immer gleich heiter bleibt, ob man ihm die Wolken des Opferrauchs nun versage oder gewähre, — zu denen wendet es sich nur wider Willen und gezwungen; denn sie bedürfen seiner nicht. Mosenthal möge alle deutschen Bühnen erobern; aber Hebbel wird leben. Die hundertste Auflage von Geibel's Gedichten wird die Ruhmesstatue ihres Verfassers nicht vor dem Zerfallen sichern, während das Standbild des kaum mehr gelesenen Bürger aufrecht stehen bleibt.

(4. Decbr.) Hermann und Dorothea, von Töpfer. — Goethe's wunderbar liebliches Gedicht in faserige Jamben auseinander gezogen, und, wo es nur möglich war, der Alltäglichkeit näher gebracht. Aber der Vorsatz war löblich, wenn auch das Werk ihm nicht glich; der Vorsatz, eine der meisterhaftesten Schöpfungen des Meisters dem Publikum zur lebendigeren Anschauung und zum unmittelbaren Genusse zu geben. Der Gang des Schauspiels folgt mit gebührender Treue dem der Goethe'schen Idylle. Allein weshalb mußte der „würdige Pfarrer“ zu einem Schulmeister werden? Dürfen geistliche Personen nur, wie die Mönche in den Hugenotten, in abschreckender Gestalt dargestellt werden? Oder ist es gegen die dramatische Wahrscheinlichkeit, daß sie auch einmal als

„edel, verständig, die Zierde der Stadt“

sich auf der Bühne zeigen? — Die Aufführung des Stückes war die bis jetzt beste Leistung unseres verjüngten Theaters. Ganz so wie Goethe seinen Wirth zum goldenen Löwen gemalt, so trat er uns in Herrn Meck in frischer Lebenswahrheit entgegen; jede Miene und jede kleinste Bewegung gehörte dem polternden Alten mit der derbehrlichen Rede und dem besten Herzen. Fräulein Lindner war seine würdige Hausfrau. Und erst Dorothea, unsere Janauschek! Sie verdiente die Palme, den Lorbeer, den Preis, den Siegeskranz, und was die Theaterkritiker noch sonst für schöne neue Ausdrücke für die reiche Mannichfaltigkeit dramatischer Darstellung brauchen mögen. Dorothea ist keine dankbare Rolle; es ist keine Rolle für eine Schauspielerin, sondern für eine Künstlerin. Dorothea ist einfach, klar, verständig; herzlich nur in den seltenen Augenblicken, wo aus der Liebesstille ein mächtiger Strom des Gefühls hervorbricht; und auch da übersteigt der Ausdruck ihres Gefühls nicht die mittleren Regionen, die noch weit unter jenen Gipfeln sind, wo die wilde Leidenschaft das schöne Menschliche überschallt, und von wo keine gangbaren Pfade in die Thale des Alltagslebens zurückführen. Mir scheint Dorothea eine der schwersten Aufgaben, nur für Jene lösbar, die den Preis der Kunst höher als den Lohn des vorüberrauschenden Effectes setzen. Fräulein Janauschek hat sie gelöst.

Es folgte eine bunt zusammengeschneiderte Posse: „Reich an Liebe“, nach dem Französischen von Börnstein mit Gewandtheit zurecht geflickt. Das dumme Stückchen regte vielfach die Lachmuskeln an: die Logen lachten; die Sperrsitze wurden lebendig; das Parterre schütterte. Es sei eingestanden: ich lachte mit. Warum nicht? Das Stückchen spricht allen Kunstregeln Hohn; nun, was weiter? So haben wir ohne Kunst gelacht. Man gehe nicht in strenges Gericht mit seiner Freude, und lasse auch einmal zum Nachtisch den Spaßmacher gewähren, der nichts weiter als baaren Spaß zu bieten hat. Herr Starke als „Rohrhuhn“ darf sich den größten Antheil an unserem unästhetischen Vergnügen zuschreiben. Ein paar Kenner der höheren Poesie im Parterre zischten freilich, nachdem sie vorher viel und laut gelacht hatten. Welche Ungerechtigkeit gegen das eigene Zwerchfell! Oder welche Heuchelei mit der Kunst! Oder vielleicht, — welche schnöde Feindseligkeit gegen einen tüchtigen Künstler!

Quintus Fixlein.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 11. Frankfurt a. M., den 15. December 1855.

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.
Süßkind von Trimberg, der jüdische Minnesänger. Von Dr. Th. Creizenach.
Brief aus Wien. Von C. M. S.
Der Kaiserjammer. Gedicht von Rud. Rodt.
Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach. Humanisten in Frankfurt. — Ludwig Simon von Trier. — Die Tendenz des „Befehlerles" von Auerbach. — Proben von Theatercensur. — Das Bremer Sonntagsblatt u. s. w.
Bühnenschau von Q. F.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **Otto Müller.**

(Fortsetzung.)

Wie ich dir sage, meine Liebe, fuhr der Stadtschultheiß nach einer Pause fort. Sein Vater ist als thüringischer Schneidergesell mit dem Ränzel auf dem Rücken in Frankfurt eingewandert, durch welches Thor, habe ich wirklich nicht in Erfahrung gebracht. Derselbe trat bei dem Schneidermeister Lutz dahier in Condition, nach dessen Tod er dessen hinterlassene Wittwe heirathete. Damit gewann er das hiesige Bürgerrecht und betrieb nun das Geschäft eines Schneidermeisters bis zu dem im Jahre Eintausendsiebenhundert erfolgten Tod seiner Frau, worauf er sich in zweiter Ehe mit der wohlhabenden Wittwe des Besitzers vom „Weidenhof", Frau Cornelia Schellhorn, verehelichte. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne hervor, davon der Eine schon frühzeitig starb; der Andere aber ist derselbe nämliche Doctor juris, der vor einer Stunde, weniger zehn eine halbe Minute, um die Hand deiner Tochter Katharina Elisabeth angehalten hat; wobei er freilich wie ein rechter Schneider das Hasenpanier ergriff, bevor ich ihm noch den guten Rath geben konnte, diese ärgerliche Sache mit dir allein abzumachen, da ich für meinen Part fest entschlossen bin, stricte Neutralität zu beobachten.

Wie? So soll ich hier allein die Entscheidung abgeben? rief Frau Anna Margaretha auf's Aeußerste bestürzt. O Johann Wolfgang! Ist die Elisabeth nicht auch zur Hälfte dein Kind?

Eben derowegen wollt' ich den Doctor an dich verweisen, entgegnete der alte Herr mit großer Seelenruhe. Denn was **meine** Hälfte an dem Mädel anbetrifft, die gönnt' ich ihm schon um deßwillen, weil der gute Mensch ja selber aus zwei Hälften besteht, nämlich aus einem Gasthofbesitzers- und einem Schneidermeisterssohn. Da dacht ich denn bei mir, ich wolle meine Hälfte an der Elisabeth in Gottes Namen zu seiner Weidenhof-Hälfte geben, und du könntest's dann mit der deinigen halten, wie dir's beliebte.

Du bist mir auch ein schöner Salomo! rief die Frau Stadtschultheißin und mußte trotz ihres bitteren Unmuthes lachen. Ich glaube, wenn ich auf dem Sterbekissen läge, du könntest deine Schalkerei noch nicht lassen, grad wie die Elisabeth selber! Ist das auch eine Sach', worüber man seine Possen macht?

Du kennst in diesem Punkt meinen Grundsatz, erwiderte der alte Herr. Der Mensch muß die ernsthafteste Sache immer am Spaßigsten nehmen, ansonsten kommt er weder durch die große, noch durch die kleine Welt. Auch hab' ich dir's zwar noch nicht hundertmal gesagt, sag' dir's aber dafür heute zum Erstenmal: Um derlei Geschichten bekümmere ich mich nicht. Das ist der Mutter ihre Sache, ihre Mädels ordentlich und wie sich's schickt an den Mann zu bringen. Kommt's einmal mit meinem Johann Jost zum Klappen, und so Gott will kommt's dazu, dann will ich dem Jungen schon rechtschaffen die Stange halten, doch bei deinen Töchtern laß' mich aus dem Spiele.

Was ist denn aber nun nach all dem Gered' deine Meinung von dem Doctor? fragte die Stadtschultheißin und wäre am Liebsten in helle Thränen ausgebrochen.

Mach's mit ihm fertig — so oder so, erwiderte Herr Johann Wolfgang so barsch, daß es ihr hohe Zeit dünkte, dieses Thema mit einer kurzen Sentenz abzubrechen.

Gut denn, so sag' ich dir, daß ich meine Tochter niemals einem Schneiderssohn gebe, sprach die Stadtschultheißin entschlossen und drückte, als wolle sie das große Rathssiegel unter diesen Beschluß setzen, die Hand auf das Sandfaß, welches vor ihr auf dem Schreibtisch stand.

Dacht' ich mir's doch! Dacht' ich mir's doch! rief der Stadtschultheiß, und es war unmöglich, aus seiner Miene herauszulesen, ob er ihr beistimmte oder eine andere Entschließung gewünscht hätte. Vorhin hieß es: der arme, der brave, der bescheidene Mensch, ich selber war ein aufbrauserischer Kopf, schon um seiner trefflichen Mutter willen hätte ich ihn zum Schwiegersohn nehmen sollen, — auch das Deficit der vier Jahre bei der Elisabeth war schnell gedeckt — und nun? Na nu?

Red' was du willst, Johann Wolfgang! entgegnete die Stadtschultheißin mit vor innerer Erregung zitternder Stimme; ja, beweis' mir selbst sonnenklar, daß ich früher so und jetzt so von dem Menschen gedacht und geredet habe — mir Alles Eins! Die Elisabeth heirathet darum doch keinen Schneiderssohn, und wenn auch der ganze Hirschgraben sein wäre — du hast mir den Entscheid überlassen — da ist er — d'ran beißt keine Maus einen Faden ab!

Fiat justitia, pereat mundus! sagte der Stadtschultheiß, und vielleicht geschah es zum erstenmal im langen friedlichen Verlauf ihrer glücklichen Ehe, daß Beide nicht schließlich einer Meinung waren. Denn hatte auch der Stadtschultheiß **seine** Hälfte an der Tochter dem Bewerber gönnen wollen, so ward diesem dafür die andere Hälfte, über welche die Mutter zu verfügen hatte, um so hartnäckiger verweigert; und die Art und Weise, wie der alte Herr die Sache auffaßte, ließ doch andererseits kaum erwarten, daß er ernstlich gesonnen sei, diesmal seine väterliche Autorität mit besonderem Nachdruck geltend zu machen.

Und an Alledem, das hätte der Stadtschultheißin nun kein Mensch in der Welt mehr ausgeredet, an Alledem war ihr heutiger verhängnißvoller Gang durch die Schmiede am „Gelben Hirsch" schuld, und zu spät

sah sie ein, daß es gegen ein solches Herausfordern der Schicksalsmächte, gleichviel ob absichtlich oder unabsichtlich erfolgt, keine andere Hilfe gebe, als in christlicher Geduld die Folgen davon zu tragen.

Daß ihr Mann noch an demselben Abend zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde zum Kaiser in's Barkhausische Haus beschieden wurde, vollendete ihre Trostlosigkeit. Denn was konnte ihn dort nach solchen Vorgängen an einem so unzweifelhaften „Schicksalstag" wie der heutige, Anderes erwarten, als neuer Aerger, neue Widerwärtigkeit; eine Voraussetzung, die bei ihr so fest stand, daß sie ihren Mann, noch während sie ihm bei Anlegung seines Amtsornates behilflich war, dringend beschwor, seinen Gang zum Kaiser unter irgend einem Vorwand bis zum morgenden Tag zu verschieben. Aber der Stadtschultheiß streichelte ihr, während sie ihm die große Staatsperrücke zurechtsetzte, freundlich die Wange und sagte mit heiterer Zuversicht, die allerdings sonderbar mit seinem vorigen bitteren Ton contrastirte:

Weiblein! Weiblein! 's ist noch lange nicht ausgemacht, daß der heutige Tag im Kalender schwarz für uns angestrichen wär'. Wenn ich bedenke, daß ich heute Morgen beim Aufstehen aus dem Bette meinen linken Strumpf nicht weniger als dreimal aus Versehen an's rechte Bein zog, so möcht' ich fast mit Sicherheit behaupten, daß heute vielmehr ein rechter Glückstag für uns ist. Denn siehst du, beste Anna Margareth, das Glück kommt nicht allein als eine blinde Gottheit zum Menschen, sondern gar oft findet's ihn auch selber blind gegen seine Gunst, und erst nach der Hand erkennt er, daß unter seinem Sorgen, seinem Zagen und Verzweifeln ein guter Gott Alles zum Besten lenkte. Schon mehr als einmal habe ich's an mir selber erfahren, daß das rechte Glück, das nachhaltige, uns gleichsam wie eine Widerwärtigkeit von der Vorsehung aufdietirt wird, denn käm's auf Einmal in seiner ganzen vollen Gewalt, der innere Mensch ginge darüber aus den Fugen. Denk' an mich, Anna Margareth, das rechte Glück schleicht sich oft wie ein Bettler ganz incognito in unser Haus; aber hebst du später das Salzfaß auf, so liegt richtig das Fünfwinkelzeichen darunter, mit dem du alle bösen Geister des Lebens bannest, der Bettler aber, der's hingelegt hat, ist spurlos verschwunden.

Das Salzfaß! — Das war allerdings nach dem Sinn der Frau Stadtschultheißin geredet; und kaum saß daher der alte Herr in der Rathskutsche und fuhr im vollen Ornat dem kaiserlichen Palaste zu, so lief sie hinauf in die Wohnstube, wo der Tisch zur Abendmahlzeit bereits gedeckt war, um den ihre Kinder ungeduldig herumsaßen. In einer großen irdenen Schüssel dampfte die beliebte „Weckmilchsuppe", das gläserne Salzfaß stand neben der Butterdose von Steingut; ach, hätte sie's doch ruhig stehen lassen, statt es wie aus Zufall aufzuheben! — Denn Nichts, rein gar Nichts lag darunter, sie hätte denn das Tischtuch selber für ein besonderes Schicksalszeichen betrachten müssen.

Die letzten Worte ihres Mannes kamen ihr demungeachtet nicht aus dem Sinn und von Neuem mußte sie während des Essens immer wieder auf den Platz hinsehen, wo das Salzfaß gestanden, als sei da doch noch Etwas zu entdecken, was die mysteriöse Rede ihres Mannes rechtfertigen könne. Aber selbst das Tischtuch zeigte nur ein schlichtes Dessin, viele kleine Bienen mit ausgespannten Flügeln, — der Weber hätte doch zum Wenigsten irgend eine Deutung hineinwirken können ....

Der Weber! — Sie erinnerte sich plötzlich wieder des alten gebückten Mannes, der in einer Vorstadt von Wetzlar wohnte, ein armer aber äußerst redlicher und fleißiger Mann, bei dem ihre Mutter mehr aus Mitleid als aus Bedürfniß, einen Theil ihrer reichen Ausstattung an Linnenzeug hatte anfertigen lassen. Und wie das Bild des redlichen Webers mit dem milden Parabelantlitz und der grauen wollenen Mütze auf dem ehrwürdigen Silberhaupt wieder so recht lebendig vor die Seele der Frau Stadtschultheißin trat — sein flinkes Webschifflein war wohl schon lange im Hafen des ewigen Friedens eingelaufen — da fiel ihr plötzlich ein, daß der Name Textor auf Latein so viel bedeute, wie das deutsche Wort „Weber" und zugleich besann sie sich auf eine alte Nachricht, wornach die Vorfahren ihres Mannes Weber gewesen seien — Weber gleich dem alten biederen Manne, der dieses Tischtuch für sie angefertigt!

Das Fünfwinkelzeichen hatte also richtig unter dem Salzfaß gelegen: Weber, Schuster, Schreiner, Schneider — o Himmel, der Schneider, der ja die Leinwand zusammennähte, die nämliche Leinwand, die der fleißige Weber zuvor angefertigt — sie legte bei diesem Gedanken fast mechanisch den Löffel aus der Hand — Weber Schneider — Schneider Weber — worin bestand denn eigentlich zwischen beiden der Unterschied an Geburtsrang und Standesehre? Wer war der bessere, der vornehmere Mann?

's kommt Allens auf den Einschlag an, Frau Syndicussin, hatte der alte Wetzlarer Weber einstmals zu ihrer seligen Mutter gesagt, und die Frau Stadtschultheißin erinnerte sich jetzt wieder aus ihrer frühen Jugend, wie dieses Wort im elterlichen Hause sprichwörtlich geworden, und der Vater, die Mutter es gebraucht hatten, so oft von Personen die Rede war, über die man sich noch kein sicheres Urtheil zutrauen durfte: „'s kommt Allens auf den Einschlag an, Frau Syndicussin"!

Und als sie jetzt noch unter dem Eindruck dieser alten Erinnerung ihre fünf blühenden Kinder betrachtete, wie sie sich's wohlschmecken ließen, da war's ihr mit Einmal zu Muth, als sitze sie unter einem Häuflein fröhlicher Weberskinder, sie selber eine tüchtige Webersfrau, und gleich müsse ihr Mann, der alte Weber, eine granwollene Mütze auf dem Haupte in die Stube treten, einen großen Packen Leinwand auf der Schulter tragend, und sagen: 's kommt Allens auf den Einschlag an, Frau Syndicussin!

Sie konnte sich ihrer Rührung bei diesem seltsamen Spiel ihrer Einbildungskraft nicht länger mehr erwehren, stand hastig vom Stuhl auf, gab der Elisabeth einen Wink, ihr zu folgen und trat mit ihr in die anstoßende dunkle Stube.

Mit beiden Armen das Mädchen umschlingend, das gar nicht wußte, was die Frau Mutter so plötzlich angewandelt hatte, flüsterte sie in großer Erregtheit:

Hör', Elisabeth, ich muß noch einmal aus, der Herr Vater ist zur Majestät gefahren, hat aber seinen Palatin mitzunehmen vergessen, derweilen draußen ein grausam scharfer Wind bläst, ich trag' daher selber den Palatin zum Portier, damit er sich ihn beim Nachhausefahren umbinden kann, hüte einstweilen die Kleinen und gib fein Obacht, daß sie mir mit Feuer und Licht keinen Unfug treiben, denk' an den letzten großen Brand in der Kalbächer Gasse, wo auch Kinder das Unheil anstifteten, ich bin gleich wieder zurück.

Aber, Frau Mutter, könnte dann nicht die Gret, oder die Marillis, oder die Gertrude ....

Was denkst du, Kind? Hat mich darum dein Herr Vater zur Frau genommen, daß ich meine versäumte Pflicht durch Domestiken nachholen lassen sollte? Wart', Mädel, wann du mal einen Mann kriegst und ihn ohne Palatin in die kalte Nacht hinausgehen lässest, so will ich dich an den heutigen Abend erinnern, wo mir's wie ein Mühlrad im Kopf herumgeht, daß ich nicht weiß, was ich thue und schwatze ....

Ohne ihre Rede zu vollenden, ließ sie die Tochter, die sich der Mutter aufgeregtes räthselhaftes Wesen nicht zu erklären vermochte, in der dunklen Stube stehen, kehrte zu dem Tisch zurück, nahm stillschweigend das Salzfaß weg, wickelte sich in ihren großen wollenen Shawl und ging, von den verwunderten Blicken ihrer Kinder gefolgt, aus dem Zimmer.

Soll er's doch wenigstens so schnell erfahren, als mich meine Beine vorwärts bringen können, mein braver Weber, daß das Fünfwinkelzeichen richtig unterm Salzfaß gelegen hat, dachte sie bei sich, als sie aus ihrem Hause auf die dunkle Straße hinausschritt; sie nahm ihre Richtung nach der Zeil, machte aber einen weiten Umweg

als sie an der Schmiede beim „Gelben Hirsch“ vorüberging, und nach zehn Minuten stand sie athemlos an der Thüre des Barkhausischen Hauses. Die Rathschaise hielt auf der Straße, der Kutscher auf dem Bocke war eingenickt, während der Rathsdiener, der den Herrn Stadtschultheißen zu begletten pflegte, wohl bei einem Schoppen in der Nachbarsschenke saß; nur im Kabinet des Kaisers waren noch zwei Fenster erleuchtet, auf der Hausflur aber brannte eine Spiegel-Laterne. Rasch trat sie ein und klopfte an das kleine Fenster des Portiers, der gleichfalls noch Licht hatte. Der dicke Altbayer schaute in seinem rothen silbergestickten Tressenrock mit verschlafenen Augen heraus.

Hör' Er, Mussie Trautmann, ist mein Mann, der Herr Stadtschultheiß noch oben bei Seiner kaiserlichen Majestät?

Jesu Maria! Die gnädige Frau Stadtschultheißin . . . .

Geh' Er gleich hinauf, lieber Freund, und bring Er das Salzfaß da meinem Eheherrn, vermeld' Er auch dem Herrn Kaiser einen unterthänigen Empfehl von der alten Textorin, und er möge es mir nicht übel nehmen, daß ich so pressirt wär'; aber der Herr Stadtschultheiß müsse es sogleich wissen, daß sich das Fünfwinkelzeichen — versteh' Er mich auch recht — das Fünfwinkelzeichen zu Hause richtig gefunden habe, zum Beweis dafür sende ich ihm das Salzfaß da, der Herr Stadtschultheiß wisse schon, was es zu bedeuten habe — nicht wahr, lieber Trautmann, Er vergißt mir nicht das Fünfwinkelzeichen und holt sich dafür Morgen einen Krug Franzbranntwein bei mir, gute Nacht — gute Nacht!

Und schon war sie wieder zur Thüre hinaus, um dem Portier nicht Zeit zu einer Einwendung zu lassen, der das Salzfaß in der Hand hielt und also wohl gern oder ungern ihren sonderbaren Auftrag ausrichten mußte. Aus der ganzen Rede der Frau Stadtschultheißin vom Fünfwinkelzeichen war ihm Nichts klar geworden, als die Aussicht auf einen neuen Krug Franzbranntwein, was denn auch gerade hinreichte, sein letztes Bedenken gegen diese ihm so unbegreifliche Commission niederzuschlagen.

Er ging daher die Treppe hinauf, immer vor sich hinmurmelnd: Fünfwinkelzeichen, Fünfwinkelzeichen; denn das fremdartige Wort wollte gar nicht in seinen dicken bayrischen Kopf hinein und er mußte seine ganze Sorgfalt darauf richten, um es wenigstens sicher auf der Zunge zu behalten.

(Fortsetzung folgt.)

Süßkind von Trimberg, der jüdische Minnesänger.

Von Th. Creizenach.

Die allgemeine Verbreitung des Dichtens im Zeitalter der Hohenstaufen wird von Uhland mit den Worten gepriesen:

> Der Senne hat gesungen,
> Der über den Wolken wacht;
> Ein Lied ist aufgeklungen
> Tief aus des Bergmanns Schacht.

Daß Hirten und Bergknappen an der Minnepoesie Antheil nahmen, kann indeß nicht auffallend sein. War doch aller Analogie zufolge das Volkslied älter als die höfische Ritterdichtung, so daß von jenem wahrscheinlich die ältesten adeligen Sänger, ein Speervogel und Kürenberg, ihren Ton entlehnt haben. Als ein viel merkwürdigeres Zeichen der allverbreiten Sangeslust kann es betrachtet werden, daß wir unter den dichtenden Zeitgenossen des Walter und Gottfried auch einen Juden finden, in einer Epoche, wo seinen Stammgenossen jeder edlere Beruf, mit Ausnahme des ärztlichen, verschlossen war, und wo der aufgeklärteste und duldsamste aller Kaiser, Friedrich II., im Sinne der Zeit handeln und ein gelbes Abzeichen für die Juden des Reichs einführen mußte. Nach Gervinus richtiger Bemerkung bethätigt eine neue Culturströmung ihren durchdringenden Einfluß hauptsächlich dadurch, daß auch die zurückgesetzten Stände von ihr ergriffen werden.

Der jüdische Minnesänger Süßkind nennt sich von Trimberg nach seiner Heimath, einem fränkischen Ort im würzburger Gebiete, dem auch ein weit berühmterer Dichter entstammt, nämlich jener Haug oder Hugo, der ein Jahrhundert später das unter dem Namen Renner viel verbreitete Lehrgedicht verfaßte. Süßkind war seinem bürgerlichen Berufe nach Arzt und als solcher wahrscheinlich an dem Leprosen-Hospital zu den Heiligen Aegidius und Theoderich in Würzburg angestellt. Nach einer Urkunde vom Jahr 1218 gab der Domprobst Otto den Vorstehern der genannten Stiftung die Erlaubniß, dem Juden Süßkind ein derselben angehöriges Grundstück in der Nähe des „Rigol“ zu verpachten, unter der Bedingung, daß er durch dasselbe einen Tol (schwäbisch Dolle, d. h. Wassergraben) führen lasse.*) Doch waren seine Einkünfte zu einem derartigen Unternehmen nicht ausreichend, wie er denn auch in mehreren Liedern über drückende Armuth klagt. Er führte den Kanal nicht zu Ende**) und wurde mit dem Hospital in einen Prozeß verwickelt. Das Frankenland war damals eine Pflanzstätte berühmter Dichter, wie des Biterolf und des Grafen von Botenlauben; und Würzburg, wo um Süßkinds Zeit Walter von der Vogelweide begraben ward und wo später Meister Konrad***) lebte, war der großstädtische Mittelpunkt des gesangreichen und hochgebildeten Landes. So konnte leicht ein Widerhall der schönen Sangeskunst auch in des armen Juden empfänglichem Sinn erregt werden. Von der Hagen spöttelt über den gezierten Namen Süßkind und scheint ihn mit den Rosenwald und Lilienhain unserer Tage zusammenzustellen. Doch folgten die Juden, die vor vierzig Jahren ihre Namen in dieser Weise änderten, nur dem Geschmack einer Zeit, in welcher alle Novellen und Almanache von ähnlich benamsten Fräuleins und Baronen wimmelten. Dagegen sind nach der Meinung tüchtiger Forscher Benennungen wie Süßkind und ähnliche aus romanischen Sprachen entlehnt, ebenso wie die noch jetzt bei älteren Juden vorkommenden, freilich in der Aussprache arg verzerrten Frauennamen Esperanza und Bella. Die mittelalterliche Sagenwelt war den Juden nicht fremd, wie denn im vierzehnten Jahrhundert bei der (Rapoltsteinischen) Fortsetzung des Wolfram'schen Parcival ein Jude mitbeschäftigt war. Auch einige bis auf unsere Tage fortgeerbte jüdische Sprichwörter weisen auf diese Quelle hin, wie wenn von einer glänzenden Festlichkeit gesagt wird, es sei zugegangen wie in König Artus Hof.

Süßkinds Gedichte werden nur von einer Handschrift mitgetheilt, nämlich von der in Paris befindlichen, die man im kritischen Gebrauch mit C bezeichnet, die aber sonst nach Bodmers rascher Annahme meist als die Manesse'sche angeführt wird. In derselben werden zwei Hände unterschieden; die Abschrift der neun oder zehn Lieder Süßkinds rührt von der zweiten, ungenaueren her. Ihr ist, nach der Weise jener berühmten Sammlung, das Bild des Dichters beigefügt. Er erscheint mit gehobenen Fingern der rechten Hand vor einem bejahrten Geistlichen (doch nicht Bischof), der von zwei jüngeren umgeben auf einem Throne sitzend ihn empfängt. Dies könnte sich auf das oben genannte Belehnungsverhältniß zu dem Stift und dem Domprobst beziehen. Der Jude trägt ein langes, faltenreiches Gewand, das nach vorn die Gestalt einer Schürze annimmt, ist bartlos†) und hat auf dem Haupt einen großen trichter-

*) Die Urkunde findet sich in Langs bayrischen Regesten, II. 91; als jüdische Zeugen sind Kalman, Liebermann von Grunsfelt, Bonifan, Schönemann, Abraham unterzeichnet. — Rigel bezeichnet eine Rinne, wenigstens steht rigelstein im Nibelungenlied für Rinnstein.

**) S. Heffner, die Juden in Franken, S. 5.

***) Dessen Namen man neuerdings, wohl fälschlich, vom Hause Würzburg in Basel herleiten wollte.

†) Dies entnehmen wir aus unserer vor zehn Jahren an Ort und Stelle freilich mit ungelenker Hand gefertigten Durchzeichnung.

förmigen, oben mit einer Kugel geschmückten Hut, genau so wie er in Otte's Handbuch der kirchlichen Archäologie (S. 276) als bildliche Bezeichnung der Juden dargestellt ist.*)

Was die dichterische Form angeht, so steht hierin Süßkind den lehrhaften Sängern, wie etwa dem späteren Reinmar, sehr nahe. Jedes Gedicht besteht aus einer einzigen Strophe, die nach der Weise des ausgebildeten Minnelieds dreitheilig abgefaßt ist. Es lassen sich bei ihm fünf Weisen oder Versgefüge unterscheiden; Maß und Reim sind kunstgerecht; „er zeigt, sagt von der Hagen, überall Sinn und Geschick und weder Sprache noch Ausdruck würden den Juden verrathen". Seine Sprüche beziehen sich meist auf ernste Lebensverhältnisse und es läßt sich leicht herausfinden, wie sie von einem Manne ausgehen, der über den Unterschied des inneren Werthes und der äußeren Geltung Erfahrungen gemacht hat. Zur näheren Kenntniß dieses Bezugs, der der anziehendste an dem merkwürdigen Mann ist, geben wir eine Uebersicht seiner Lieder nebst mehreren, möglichst genau der Urschrift nahe bleibenden Proben in neudeutscher Form.**) — Eigentliche Lobpreisungen der Minne, des Frühlings und der Feld- und Waldlust bringen seine Lieder nicht. Ueberhaupt sollte der Gemeinplatz, daß die Lyriker des schwäbischen Zeitalters nur um Bäume, Maienblüthe, Vogelsang und Frauengruß sich kümmerten, endlich nicht mehr wiederholt werden. Schiller hat geäußert, die alten Minnelieder klängen wie ein Sperling singen würde, wenn er die Sprache fände. Es ist nicht so übel, zu singen wie der Vogel singt; aber die Voraussetzung ist irrig. Die Kreuzzüge, die Fehden von Kaisern und Gegenkaisern, die religiösen Kämpfe, die Veränderungen der Sitte, des Staats- und Familienlebens — alles dies treibt seine Blüthen in dem hundertjährigen Sangesfrühling des deutschen Mittelalters. Freilich tritt die Neigung zur Lehre bei den Späteren ausschließlicher hervor; doch konnte die Lage Süßkinds, der es mit seiner Kunst nicht leicht nahm, ihm frühe schon diese Richtung geben. Sein inniges Lob der Frauen besteht im Glücklichpreisen des reinen Ehelebens; sein Lob Gottes ist schwungvoll und geht aus der klaren und frommen Anschauung hervor, die wir an Walther so sehr bewundern; ja die erste Zeile von Süßkinds Psalm:

„König und Herr, geprief'ner Gott, wie groß ist deine Macht;
Du leuchtest mit dem Tag und finsterst mit der Nacht". —

erinnert entschieden an einen Liedanfang des berühmten Dichters (Walter 78, 1). Einer seiner Lehrsprüche nennt als Elemente der Tugend fünf Eigenschaften, nämlich Zucht und Milde, Treue und Mannheit, welche durch weises Maß geleitet werden müssen. Dieser Vorschrift gibt er eine Einkleidung, die weniger mit der Aesthetik als mit seinem ärztlichen Gewerbe zu thun hat, die aber in jener Zeit von viel gesuchteren Allegorien überboten wurde; er nennt seine Cardinaltugenden die fünf Pigmente, aus welchen die beste Tugendlatwerge bereitet wird. Mehrere Lieder beziehen sich auf das ihm nur zu wohl bekannte Loos der Armuth; seine Betrachtungen darüber sind würdig und edel. Der Reiche hat Mehl, der Arme die Asche; man sollte die Freundschaft des Letzteren nicht mißachten; zum Verbinden des vollen Sackes braucht man den niederen Bast, und wer möchte dem Reichen dienen, wenn die Noth der Armen nicht wäre? Rückert faßt dasselbe Verhältniß höher auf:

Wäre mein Mangel nicht gesandt
Zum Nutzen der Füll' in deinen Händen:
Du müßtest mit der vollen Hand
Das Glück entbehren, Glück zu spenden!

Mit schmerzlichem Humor bezeichnet Süßkind die Herren Nirgendsfind, Dünnehab und Darbian (einen Zwillingsbruder des jüdischen Dalles) als seine Genossen. Es war eben in der Hohenstaufenzeit wie in den Tagen eines Ephraim Kuh und Salomon Maimon das Loos eines jeden Israeliten, der einer höheren Richtung folgte, dem neuen Ideal jenes Streben nach Hab und Gut zu opfern, auf das seine Glaubensgenossen als auf den einzigen Trost und Anhaltspunkt im Erdenleben verwiesen waren. Höchst merkwürdig ist ein Lied, in welchem unser Dichter sich dahin ausspricht, es würde Mancher sich in schlechte Händel und Wucher einlassen, wenn ihn die Noth dazu zwänge; und Mancher lege seinen übeln Gelüsten nur darum den Zaum an, weil seine Stellung und das Gesetz mächtiger sind als er; durch Gottes Verbot und der Leute Fluch würde er sich nicht abhalten lassen.

Der Esel, hätt' er nur ein Horn,
Er würd' es wild erheben;
Das Krokodil in seinem Zorn
Ließ' keinen Menschen leben.
Ging's einzig nach des Wolfs Begehr,
Kein Schäflein zu behalten wär;
Die Diebe litten Schloß und Riegel nimmermehr;
Die Guten müßte man zum Raub den Bösen geben.

Vielleicht durch das Schicksal der Seinen, die man auf Gelderwerb einschränkte und nachher um dessentwillen haßte, ist die Fabel von des Wolfes Klage veranlaßt. „Ich bin geächtet, sagt der Wolf, weil ich für meinen Leib die Nahrung suche, auf die ich ohne mein Verschulden durch die Geburt angewiesen bin. Gar Mancher, dem es gut geht, der sich aber dennoch der Falschheit und des sündigen Gewinnes schuldig macht, ist mehr zu tadeln als ich, wenn ich ein Gänslein raube. Dieser Falsche begeht weit Schlimmeres und will sich im Vergleich zu mir als unschuldig brüsten." Noch entschiedener auf seinen eigenen Stand bezieht sich der bittere Spruch, in welchem er erklärt, das Singen aufgeben und sich in die Dunkelheit seines Stammes zurückziehen zu wollen.

Fürwahr, ich geh' auf Thorenfahrt
Mit meiner Kunst der Lieder;
Die Heeren geben keine Spende,
Ich flieh' aus ihrem Kreis.
Es wachse mir ein langer Bart
Von grauen Haaren wieder;
Ich lebe nun bis an mein Ende
In alter Juden Weis'.
Mein Mantel sei nun wieder lang,
Die Stirn tief unterm Hute,
Demüthig auch soll sein mein Gang
Und nicht mehr singen will ich höfisch edlen Sang,
Da mir kein Herr was gönnt von seinem Gute.

Diese Klage wegen geringer Belohnung wird unserem Sänger von v. d. Hagen höher angerechnet als billig ist. Die Begehrlichkeit der Hofsänger, welche die „Milde" als höchste Fürstentugend preisen, zeigt sich oft in viel unangenehmerer Weise. Walter von der Vogelweide ist noch anständig, indem er erklärt, daß er nur neue Kleider (Wat) als Geschenk annehme; andere aber, z. B. der „Kanzler", bitten um „alte Wat" mit einer Zudringlichkeit, die v. d. Hagen wahrscheinlich jüdisch nennen würde*). Süßkind aber ist gewiß mehr durch Kränkungen, die sein tieferes Wesen berührten, als durch Kargheit des Lohns zu jener Absage vermocht worden, in der wir eine edle, ja rührende Stimmung nicht verkennen dürfen. Von seinen Sangesgenossen, namentlich von dem menschenfreundlichen, liebenswürdigen Walter hat der Dichter vielleicht wohl manches ermunternde Wort vernommen; spricht doch jener große Sänger so schön zu Gott:

*) Noch häufiger ist der einfache Spitzhut, wie in dem bekannten Steinrelief der Vorhalle des Doms zu Magdeburg. Dieses Bild beabsichtigt eine Verspottung; aber auch auf Gemälden, worin die Juden mit patriarchalischer Würde dargestellt sind, findet sich die gleiche Kopfbedeckung; so auf dem Ostermahl vor dem Auszug aus Aegypten, von Hans Memling (Hemling) im königlichen Museum zu Berlin.

**) Bei Bodmer sind vier Gedichte von Süßkind abgedruckt; unter den neueren Sammlern gibt Heinrich Kurz drei Proben, nebst einer sehr günstigen Beurtheilung.

*) S. Uhlands Schrift über Walther, S. 45.

Gar Mancher Dich wohl Vater nennt;
Der mich als Bruder nicht erkennt,
Der spricht das starke Wort mit schwachem Sinne.
Wer kann den Herrn vom Knecht noch unterscheiden,
Nachdem Gewürm das Fleisch verzehrt?
Dem dienen Christen, Juden sowie Heiden,
Der alle lebenden Wunder nähet!*)

Auch Freidank, (den W. Grimm seitdem ohne Noth zu einer Person mit Walter machte,) wenn er klagt, daß Gott für Christen, Juden und Heiden dasselbe Wetter schickt, hat offenbar ironisch aus dem Sinne der Unduldsamen, nicht aber, wie Uhland (in der unten genannten Schrift vom Jahr 1822) meinte, im trockenen Ernst gesprochen. Erst die spätere Zeit, die in ihrer Verwilderung schon den Geißlern näher stand, hat für ihren verwerflichen Glaubenshaß auch bei Dichtern wie Barthold Regenbogen (dem Schmied von Mainz) einen Ausdruck gefunden.

In Süßkinds Gedichten zeigt sich oft eine tiefe, ergreifende Wehmuth, die aus der Betrachtung der Vergänglichkeit alles Irdischen entsteht und die als Quelle jenes schwermüthigen Ernstes bezeichnet werden kann, der von der höheren Lyrik fast unzertrennlich ist. Ihr ergeben sich auch viele Sänger des Mittelalters; der Gedanke an das Hinschwinden aller Dinge mischt ihnen Galle in den Honig des Lebens (ein oft vorkommender Ausdruck) und treibt ihr Gemüth an, sich zum Dauernden im Wechsel, zum Ewigen und Unendlichen zu erheben. Ein Lied unseres jüdischen Sängers ist geradezu eine Umschreibung jenes alten Spruches zu nennen:

Ich lebe und weiß nicht wie lang,
Ich sterbe und weiß nicht wann,
Ich gehe and weiß nicht wohin;
Mich wunderts, daß ich fröhlich bin.

In einem anderen Spruch knüpft er an den Gedanken, daß der Mensch („das Mensche") dem Tod entgegengeht und daß keine „Nigromancie"**) ihn retten kann, noch den Satz: „mein Sein betrübt sich um den Schaden, daß Niemand weiß, wohin die Seele kommt, wenn der Tod den Leib ermahnt, das Leben zu verlassen."

Was den Dichter vorzugsweise für die Ungunst des Schicksals und für die Zurücksetzung tröstet, ist die Ueberzeugung, die stets den Unterdrückten Trost verlieh, daß der persönliche Werth nicht auf Geburt, sondern auf edler Sinnesart beruht, und daß kein äußerer Zwang, keine irdische Schranke die freien Gedanken zu hemmen vermag. Mit zwei Liedern, worin er diesen Trost schön und kräftig ausspricht, schließen wir die Besprechung eines Mannes, der der Erinnerung um so würdiger ist, als in unseren Literaturgeschichten meist ganze Generationen in Bausch und Bogen abgethan werden. So erzählt die Kriegsgeschichte von Tausenden, die in der Schlacht gefallen, und man vergißt darüber, daß in Jedem von diesen ein besonderes, der Beachtung werthes Herz schlug.

Wahrer Adel.

Wer adlig thut, der sei als edel mir gepriesen,
Ob auch sein Adel nicht von einem Blatt erwiesen;
Man sieht ja wohl, daß Rosen kommen von dem Dorne.
Wo Laster zu dem Adel sich gesellt und Schande,
Zu Lappen werden da die adligen Gewande;
Das Mehl verdirbt, wenn Trespen ringsum stehn im Korne.
Wo Adel auch im Thun besteht,
Der Adel zieret immer;
Wo Adel Schlimmes nur begeht,
Verbleicht sein ganzer Schimmer.
Wer auch von Namen nur geringe,
Ob er nur meide die unedlen Dinge
Und stets den Sinn empor zum Besten schwinge,
Der ist für mich der Edle, wenn auch nicht der Hochgeborne.

Gedankenfreiheit.

Gedanken wehren kann man nicht den Thoren noch den Weisen;
Darum auch sind Gedanken frei in jeder Art von Sachen.
Vergeblich sonst dem Menschen wär'
Herz und Sinn gegeben.
Gedanken schlürfen durch den Stein, den Stahl und durch das Eisen;
Gedanken achten nicht auf das, was nur die Hände machen.
Gedanken sieht man nimmermehr,
Doch merkt man wohl ihr Streben.

Im weiten Raum des Denkens Flug
Erreicht das Aug' mit nichten;
Nach Minnelohn geht der Gedanken Zug,
Nach Wundern und Gesichten,
Gedanke kann ob jedem Aar hoch in den Lüften schweben.

*) Nach Simrocks Uebersetzung.

**) Also ist diese Schreibart, die auf schwarze Kunst hindeutet, zwar nicht so sprachgerecht, aber ebenso alt als Nekromantie oder Todtenbefragung.

Brief aus Wien.

(8. December.)

Die Spannung zwischen unserer Journalistik und den beiden Hoftheatern dauert fort. Ihre Leser kennen wohl zur Genüge die Ursachen dieses Ausnahmszustandes aus Wiener Artikeln in deutschen Blättern. Charakteristisch für die hiesigen Verhältnisse und für die Bedeutung der Tagespresse unserer Residenz bleibt es immerhin, daß der Unmuth eines Künstlers über eine allerdings hämische Besprechung im Stande war, eine so gehässige Maßregel wie die der Freisitzsperre für die Referenten der Journale hervorzurufen. Auch war es nicht uninteressant, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß die Künstler der beiden Hoftheater eigentlich kaiserliche Beamte sind, und daß der bezügliche Artikel der „Ostdeutschen Post" Herrn Ander in seiner Amtsehre beleidigt hat. Ein kaiserlicher Beamter und Fra Diavolo's rothbefiederter Calabreser auf Herrn Anders lockigem Haupte! Mir fiel unwillkürlich die Frage der fliegenden Blätter ein: „Warum tanzen sie nicht den El Ole!"

Das Grab Metastasio's, des italienischen Hofpoeten des vorigen Jahrhunderts, ward dieser Tage mit einem sehr gelungenen Marmordenkmale von Vincenzo Lucardi aus Udine geschmückt. Zu gleicher Zeit suchten zwei hiesige Musikalienhändler nach Mozarts Grab auf dem St. Marxer Friedhofe. An einem halbmorschen Weidenbusche will der eine die Ruhestätte des großen Meisters erkannt haben, während der andere, auf einen Todtenzettel aus dem Jahre 1791 und auf das Zeugniß eines steinalten Todtengräbers sich stützend, die Entdeckung seines Collegen bestreitet. Diesem Todtenzettel zufolge war der Schöpfer des Don Juan aller Wahrscheinlichkeit nach neben einer an demselben Tage gestorbenen Hebamme aus der Rauhensteingasse beerdigt. Vielleicht will es die Ironie des Schicksals, daß Mozarts projektirtes Grabmal die Stelle ziert, wo die wackere sage-femme ihrer fröhlichen Auferstehung entgegen träumt. — Dieser Gräberstreit sammt obligaten, schlechten Gedichten über dieses Thema verdrängte einige Tage selbst die Wiener Schauerromane aus den Spalten unserer Journale. Ich setze voraus, daß Sie noch unbekannt sind mit dieser neuen, epochemachenden Richtung unserer schönen Literatur, und beeile mich deßhalb, Ihnen die nöthigen Andeutungen darüber zu geben. Seit geraumer Zeit macht sich hier nämlich eine Gattung Romane breit, von dem Vater dieser Richtung, Herrn Adolph Bäuerle, Wiener Romane genannt. Herr A. B. ist ein alter Praktikus, der den Geschmack seines Publikums kennt. Alljährlich richtet er ein halbes Dutzend gehenkter und geräderter Raubmörder für die Leser seines Journales zu; er findet dabei seine Rechnung und hat überdies das Vergnügen, eine Schule ins Leben gerufen zu haben, die an systematischer Geschmacklosigkeit und behaglichem Herumwälzen in mitunter recht widerlichen Details die Herren Leibrock, Spieß und Cramer selig weit übertrifft. Doch ich vergesse, daß diese versimpelten Lokalromane weniger vor die Kritik als vor die Polizei

gehören, und überlasse die Mohrenwäsche und Wüstenpredigt dem, der Lust dazu hat.

Die jungkräftige Literatur unserer Nachbarn, der Magyaren, hat vor wenigen Wochen einen unersetzlichen Verlust erlitten. Vörösmarty, dessen Dramen der Stolz der Pester Nationalbühne sind, dessen Lieder der Csikos auf der Pußta singt, ist heimgegangen. Die magyarischen Blätter erschienen mit Trauerrändern, seinem Leichenzuge folgte Alles, was Ungarns Hauptstadt an Notabilitäten aufzuweisen hat, und wenige Stunden nach seinem Tode schon waren von einigen ungarischen Cavalieren 20,000 fl. für seine Hinterbliebenen gezeichnet, an der Spitze Graf Karolyi mit 10,000 fl. und Herr von Bezeredj mit 1000.

Meyerbeers Nordstern soll endlich am 20. d. M. am Horizonte unseres Hofoperntheaters aufgeben. C. M. S.

Der Kaiserjammer. *)

Zu Frankfurt im Römer nach Mitternacht
Beim Scheine des Monds die Wand aufkracht,
Es springen die Kaiser aus ihren Nischen
Und klirren und klagen und murren und zischen.

Da rasselt es schaurig von Schwert und Schild,
Da blinken die Panzer, die Zornader schwillt,
Da funkeln die Kronen, da rauschet die Seide,
Da leuchten die trefflichen Waffengeschmeide.

Fürnehmlich Carolus, der Große genannt,
Erhebet die Stimme mit Macht und Verstand.
Auch Heinerich, der da gebüßt in Canossa,
Vor Allen doch tobet der Held Barbarossa.

Es ist doch betrübend, Carolus beginnt,
Wie von uns die Meisten hier hingestellt sind,
Und namentlich die man die besten darf nennen,
Wie können sie also sich wieder erkennen?

Ich selber zum Beispiel, er saß jemals
Wie heut mir ein Rheumatismus im Hals?
So steif muß ich sitzen, wohin ich mich drehe,
Zur Rechten, zur Linken, doch thut es mir wehe.

Und der heilige Heinrich klagend flucht:
Zwar hab' ich Erbarmung bei Gott viel gesucht,
Doch wäre mir besser im Grabe zu modern,
Denn also das Mitleid heraus zu fordern.

Herr Heinrich der Vierte läßt dann sich heraus:
Wie unint'ressant seh' ich Unglücksmann aus!
Das war ich doch gar nicht — im Gegentheile,
Man ließ mir die Zeit nicht zur Langenweile.

Gott sei's geklagt! fährt Friedrich auf,
Der grobe Schwabe, der Hohenstauf;
Ich wäre der stolzeste Kaiser gewesen?
Das kann mir kein Mensch an der Stirne lesen!

Da stellt man mich hin in dem alten Flaus,
Ich blicke vor Zorn darob neben hinaus,
Statt daß ich sollt' machen den Eindruck des Recken
Und Jedermann freudig das Herz erschrecken.

Nachträglich zwar meiner Dürftigkeit
Hing ein Mäntelchen um Herr Lessing, seit
Für mich man zu lebhaft gefühlt das Bedürfniß —
Doch blieb die Kritik mit der Kunst im Zerwürfniß.

Ich, wahrlich, sollte zur Schmach dieser Zeit
Ausstrotzen die prachtvollste Herrlichkeit,
Ich war doch ein Kaiser, ein Gottesstreiter,
Und nicht blos ein bärt'ger Fabrikarbeiter!

Mich kränkt, daß du so verkleinert wirst,
Erwidert Herr Rudolf, der Habsburger Fürst,
Muß Ich deine schmächtigen Gliedmaßen schauen,
So macht mir mein unförmlich Beinwerk ein Grauen.

Auch muß ich es sagen, ich hatte doch nicht
Ein also verschrumpftes Althexengesicht,
Und war ich auch wirklich so wenig romantisch,
O deutsche Treue, wie bist du pedantisch!

Dich tröste mein Anblick, stöhnt sein Feind,
Herr Adolf von Nassau, der weiter meint:
Wohl liefert' ich zierliche Rittergeschichten,
Doch war ich modern wie ein Leutenant mit nichten.

Der siebente Heinrich hierauf versetzt,
Einst war ich mit sehr vielen Hunden gehetzt,
Doch keineswegs that ich in römischen Reichen
Als wie ein verschmitzter Jesuit herumschleichen.

Carolus der Vierte voll Ingrimm lacht:
Ich habe die goldene Bulle gemacht,
Drum soll ich, der heilige römische Kaiser,
Ausschauen, o Witz, wie ein Bullenbeißer.

Zwar hielt man mich nie für die feinste Natur,
Doch war ich drum keine Theaterfigur,
Mein Bart war nicht falsch, wie man jetzt könnte meinen,
Auch war ich versehen mit längeren Beinen.

Desgleichen ergeht sich Herr Ruprecht von Pfalz
Sarkastischerweis' über seinen Hals,
An Wenzel, den Nachbar, scheut er sich zu schmiegen,
Dem Köpfen und Hängen sein großes Vergnügen.

Drauf Wenzel, der stattliche Jäger, höhnt:
Du hast meine Wirthschaft dereinst verpönt,
Nun bin ich zum Aergerniß mancher Frommen
Doch besser als du auf die Nachwelt gekommen

Herr Sigismund, fröhlich der Majestät,
Statt ehmals kein Wort, hält jetzt eine Red':
Zwar bin ich geschmackvoll angezogen,
Mein Windhundkopf aber ist erlogen.

Auch Friedrich, der Vierte des Namens, begann:
Ich habe den Reichserzschlafrock an;
Das wäre schon recht, doch bin ich blamirt hier,
Man hat halt sonst nie so viel Kopf vindicirt mir.

Sehr wahr, sagt sein Nachkomme Ferdinand,
Doch wiegst du das Scepter ganz gut in der Hand,
Als wie eine Elle so halt' ich es leider,
Mein Gott! ich steh da — jeder Zoll ein Schneider!

— So jammern die Kaiser um Mitternacht:
Wie Viele von uns hat man schlecht gemacht!
Ja, Mancher der farbigen Leinwand-Schemen
Möcht' sich noch im Grabe zu Tod drüber grämen.

Nur Ein'ge sind durchaus zufrieden mit sich,
Besonders der fünfte Herr Heinerich,
Seit Joseph und Leupold zu flüstern begannen,
Er gleiche den Shakespear'schen Hochtyrannen.

*) Als guter Schwank wird obiges Gedicht auch von denjenigen Lesern beifällig aufgenommen werden, die mit des Verfassers Kunstansicht nichts weniger als einverstanden sind. Die Redaction.

Zuletzt noch vernimmt man des Jammertons
Gesteigerte Kraft aus den Medaillons,
Zu Häupten des Ahnherrn, Carolus des Großen,
Die Karolinger Helden sich also erboßen:

O Schwachheit! Man nahm uns — das ist zu viel,
Aus einem französischen Kartenspiel;
So fadenscheinig, charakterlos waren
Die Könige nicht vor eintausend Jahren.

Da seufzet auf der Kaiser Franz,
Der letzte Hüter des Reichsverbands:
Die Menschen und Zeiten sind grundverschieden,
Habt Ruh' im Grabe und seid zufrieden!

Und Salomo dort, der Weise spricht:
Ich hatte doch einst so Unrecht nicht!
's ist Alles eitel! Wie ich bemerke,
Sogar Gespenster auf Schönheit und Stärke.

Der gute Franz hat übrigens recht:
Was kümmert euch das Epigonengeschlecht?
Laßt fahren die Wünsche, die äußerst frommen,
In der Welt und in Deutschland ist nichts vollkommen.

Und horch! da schüttert ihr mächtiges Eins
Die Glocke durch's Mark des Quadergesteins,
Und es fahren die Geister hinein in die Wände,
Und der Mond geht ab, und der Spuk hat ein Ende.

Rudolf Rodt.

Feuilleton.

— **Humanisten in Frankfurt.** In Karl Hagens belehrender Abhandlung über den berühmten Augsburger Humanisten und Staatsmann Willibald Pirckhaimer findet man eine Rundschau der bedeutenderen Städte des Reichs, nebst Angaben über ihren Antheil an dem Werke der Erneuerung der Wissenschaft. Bei jedem Orte sind die Gelehrten genannt, die allda entweder ihren Wohnsitz hatten oder durch Verbindungen wirken konnten. Während viel kleinere Städte weitläufig besprochen werden, ist in jener Liste Frankfurt nicht einmal dem Namen nach erwähnt. Dennoch kann die Bedeutung unserer Stadt für den Humanismus unmöglich gleich Null gewesen sein. Man denke nur an das von Luther hochgerühmte Büchlein „deutsche Theologie", dessen Autor Priester im Deutsch-Ordenshause zu Sachsenhausen war, an die Thätigkeit eines Thomas Murner und die Predigten eines Hartmann Ibach, an die Wirksamkeit edler Bürger wie Ph. Fürstenberg und Hamman von Holzhausen! Dazu kommt die Nähe Huttens und Hartmuts von Kronberg; ferner jene begeisterte Aufnahme Luthers, kurz nachdem Obscuranten wie Philipp Meyer und selbst der berüchtigte Pfefferkorn offen und geheim ihr Wesen getrieben hatten! In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts unterhielt Hartmann Beyer die vielseitigsten Verbindungen (s. die treffliche Abhandlung von Steitz im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 5tes Heft, besonders S. 104.). Auch Nikodemus Frischlin arbeitete, wie wir von Strauß erfahren, hier mehrere Schriften aus. Schon der großartige Buchhandel unserer Stadt, der eine historische oder statistische Darstellung wohl verdiente, muß ein mächtiger Anziehungspunkt gewesen sein. Es wäre eine dankenswerthe Arbeit, wenn ein hiesiger Gelehrter umfassender als es zu Kirchners Zeit möglich war, jene Lücke ergänzen wollte.

— **Ludwig Simon von Trier**, der bekannte Führer der Linken, hat bei Ricker in Gießen seine Denkwürdigkeiten aus dem jüngsten Lustrum unter dem Titel „aus dem Exil" in zwei Bänden herausgegeben. L. Simon war eine anziehende und achtbare Persönlichkeit selbst für seine Gegner; bei lebhaftem Sinn und geradem Charakter war er von seinem politischen Ideal völlig durchdrungen und regte an, weil er selbst angeregt war. Seine Redeweise verrieth den an Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gewöhnten Grenznachbar Frankreichs. In der That war er derjenige Parlamentsredner, der ganz entschieden an die besseren Girondisten erinnerte. Dies Gepräge seiner rednerischen Leistungen trägt auch das vorliegende Buch. Es ist keine geschichtlich eingehende Bereicherung der sehr beschränkten deutschen Memoirenliteratur. Was man „Aufschlüße" nennt, ist hier nicht zu erwarten; die Triebfedern, nach welchen Simon und die Seinigen handelten, sind so gemeinfaßlich, daß keine Enthüllung sie noch aufzuklären hat. Aber Simons Berichte erregen unsere Theilnahme durch den warmen, edlen, gemüthlichen Sinn, der sich in ihnen kund gibt und der ihm in guten Tagen, wie in Krankheit und Noth Freunde erworben hat. Die Art, wie er das Loos des Flüchtlings trägt, ist würdig; er geht nicht von der bei Macaulay so treffend dargestellten Selbsttäuschung aus, als sei das Bedürfniß, das die Heimat nach dem Exilirten empfindet, ebensogroß als die Sehnsucht des Letzteren nach erneuter Thätigkeit. Bei Beurtheilung der Gegner verfällt er nicht in Fanatismus und Gemeinheit. Seine Betrachtungen, namentlich wo sie sich auf Anschauung der Schweizernatur oder auf musikalische Genüße richten (Simon ist selbst ein tüchtiger Violinist) sind von vielem Interesse. Tiefere Fragen behandelt er dagegen zu sehr nach Stimmung oder Temperament; wo er eigentliche Probleme bespricht, fehlt es nicht an Ernst und einem gewissen idealen Sinn, aber an Schärfe und Gründlichkeit. Seine Darstellung in Prosa wie in den eingereihten Versen ist leicht und angenehm. Der lose Faden der Erzählung beginnt mit der Sprengung des Parlaments in Stuttgart; Simon schritt im Zug hinter dem Präsidenten Löwe, Schott und Uhland. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß den bedürftigen Mitgliedern nach der Auflösung von einer dritten Hand die Schatulle des Königs, Behufs der Reisekosten, zur Verfügung gestellt wurde; ein Verfahren, das Simon selbst als einen reinen Act der Humanität gelten ließe; „doch wo der Tadel unstatthaft ist, hat auch das Lob keinen Werth". — Die letzten Zeilen des in mehrfacher Hinsicht interessanten Buches lauten: „Ich muß meine bisherige Lebensweise gründlich ändern; es muß noch ein Stück Spiritualismus unter die Füße, damit die Materie überlebe. Mein Vaterland hat mich ausgestoßen; das Ausland kann mich nicht brauchen, weder im Barreau noch in der Aula; mit der Schriftstellerei geht es nicht. Was ich nun anfange? Ich werde Commis!" In der That ist er als solcher in das pariser Bankhaus Königswärter eingetreten. Möge die Heimat sich ihm schonend wieder eröffnen! Es kann Niemand ihm abstreiten, daß er es mit seiner Fahne redlich meinte, daß er von Rohheit und Eigennutz durchaus frei blieb; und sechs Jahre sind eine lange Zeit.

Die Tendenz des „Befehlerles" von Auerbach. Der verstorbene Karl Barthel meint in seiner „deutschen Nationalliteratur der Neuzeit", die so eben in vierter Auflage erschien, die „Dorfgeschichten" von Auerbach müßten den christlichen Volksfreund durch ihre Grundanschauung und ihre Tendenzen abstoßen. Die Geschichte „Befehlerles" geht nach Barthel (S. 236) nur darauf aus, das Volk gegen seine Beamten zu erbittern und redet offenbar dem dummen Bauerntrotz das Wort. Dies Urtheil ist uns ein Beweis, daß der conservative Standpunkt, von welchem aus Barthel die neueren Dichtungen bespricht, kein ganz ungekünstelter ist. Der einfachen Auffassung kann es nicht entgehen, daß in dieser Geschichte gerade die Bauern als Erhalter der guten, ächten Volkssitte auftreten. Die aufgepflanzten Bäume (altes Zeichen der Festfreude, das der Dorftyrann nicht dulden will) zeigen sinnbildlich an, wie werth dem einheimischen Sinn die wenigen Reste einer gesunden Urzeit bleiben, die das moderne Nivellirungs-System ihnen gelassen hat. Der Amtmann dagegen ist offenbar ein Aufklärer nach josephinischem Zuschnitt, der in seiner Abschaffungswuth selbst die unschädliche Poesie der Feld- und Waldlust nicht verschont. Wir glauben allerdings, daß der theosophische Drang, der bei Auerbach sehr entschieden hervortritt, die Volksthümlichkeit seiner größeren Erzählungen beeinträchtigt. Aber, an Geschichten wie „Befehlerles" müßten eigentlich Freunde des guten Alten mehr Freude haben, als an den Erzählungen des von Barthel hochgepriesenen W. O. von Horn, der dasselbe durch parteisüchtige Ungerechtigkeit gegen das gute Neue in falschem Licht erscheinen läßt. Es wäre doch zu schulmeisterlich, wollte man die Unzufriedenheit mit einem neuerungssüchtigen Beamten an und für sich für ein Verbrechen erklären.

— **Proben von Theatercensur.** Die Lortzing'sche Oper „Czaar und Zimmermann" wird in Rußland, z. B. auf dem Stadttheater in Riga, in folgender Verkleidung aufgeführt, da keine dem Herrscherhaus angehörende Person auf die Bühne gebracht werden darf. Der Titel heißt: Flandrische Abenteuer; die Hauptpersonen sind: Maximilian I., römisch-deutscher Kaiser, unter dem Titel Max Starnberger, als Zimmergeselle; Max Haselmeyer, ein junger Oestreicher, Zimmergeselle; von Flüth, Bürgermeister von Antwerpen; Marie, seine Nichte; Graf von Greifenstein, östreichischer Botschafter; Graf von Westerbury, englischer Geschäftsträger. — Ueber die Umänderungen, die sich der Freischütz in Wien gefallen lassen mußte, liest man in Zeitschriften aus den zwanziger Jahren Folgendes: der Teufel durfte nicht auf die Bühne, selbst unter dem Incognito-Namen Samiel mußte er hinter den

Coulissen verweilen. Auch durfte nicht geschossen werden; entweder weil „die Damen die Gelegenheit zur Ohnmacht nicht hätten vorüber gehen lassen", oder weil man die Handlung in ein entfernteres Jahrhundert verlegen wollte. Caspar gießt daher keine Kugeln, sondern nimmt Bolzen aus einem hohlen leuchtenden Baum; auch kein Eremit erschien unter den Schauspielern und Agathe wurde ohne ihn durch die schützenden Rosen gerettet. — Bekanntlich war auch, zur Vermeidung von Aergerniß, der Ferdinand in Kabale und Liebe nicht Sohn, sondern Neffe des Präsidenten von Walter und hatte demnach auszurufen: „es gibt eine Stelle in meinem Herzen, in welche das Wort Onkel noch nicht gedrungen ist!"

— Unter den schönwissenschaftlichen Organen, welche in den letzten Jahren, nach der scheinbaren Beruhigung der politischen Stürme, neu aufgetaucht sind, behauptet das „Bremer Sonntagsblatt" mit Recht eine der geachtetsten Stellen. Diese Wochenschrift legt nun, unter der umsichtigen und thätigen Leitung von Dr. Friedrich Pletzer, ihren dritten Jahrgang zurück und zeichnet sich fortwährend durch eine würdige Haltung sowie durch Reichhaltigkeit des Inhalts aus. Es sind vorzugsweise niederdeutsche Schriftsteller, welche ihe Beiträge steuern, und die Leser des Sonntagsblattes werden finden, daß auch die gute Stadt Bremen-Talente in ihren Mauern hegt, welche in den anderen deutschen Gauen bekannter zu sein verdienten. Dies gilt namentlich von Hermann Almers, dem geistvollen Genremaler aus den Marschen und von dem trefflichen Friedrich Ruperti, welche diese Zeitschrift mit manchen werthvollen Gaben geschmückt haben.

— Der bekannte Handschriftensammler Herr Künzel in Heilbronn, dessen Autographenkenntniß fast unglaublich ist, besitzt von Schillers Hand den Entwurf zu einer Fortsetzung der Räuber; derselbe wird bald im Cotta'schen Verlag (selbstständig oder in einer der Cotta'schen Zeitschriften?) veröffentlicht werden.

Bühnenschau.

Frankfurt, 10. December.

Des Uhrmachers Hut, nach dem Französischen der Frau von Girardin. — Große Erwartungen knüpften sich mir an dieses kleine Lustspiel. Es war das letzte Werk und der letzte Triumph einer reich begabten Frau, die einst als jugendliche Muse durch Dichtung und Wahrheit, (die Wahrheit war ihre Schönheit,) die große Welt entzückt, und dann auf allen Feldern der Literatur abwechselnd ihren Erntegang gehalten hatte. Erst lyrische, dann tragische Dichterin, dann auf das Gebiet der Zeitungspolitik hinüberstreifend, faßte sie in der letzten Zeit ihres Lebens plötzlich den Entschluß, der Bühne einen weiblichen Molière zu geben. Und was könnte das in allen Farben schillernde Talent einer geistreichen Französin nicht alles wagen und erringen! Sie schrieb ihre Lady Tartuffe, und hatte mit diesem einzigen Schritt plötzlich den Gipfelpunkt des theatralischen Ruhmes erschritten. Es folgte ein kleines Familiendrama: La joie fait peur, ein Stückchen ohne Handlung und fast ohne Inhalt, das ganz Paris, dies gleichgültige, selbstsüchtige, börsenspielerische, seelentodte Paris, zur Rührung und zu sittlichernsten Thränen zwang. Le chapeau d'un horloger erschien nach so ungewöhnlichen Bühnensiegen wie ein kurzer Erholungsgang in die Gärten des harmlosen Scherzes, wie eine heitere Ferienreise zum Ausruhen von bedeutsamer Berufsthätigkeit. Wenn hundertmal wiederholte Darstellungen und der einstimmige Lobesruf der Tageskritiker als Bürgschaft für den Werth eines Lustspiels angenommen werden dürfen, so war le chapeau d'un horloger ein großes Meisterbild in kleinem Rahmen. Aber während am Abend noch heller Beifall den gerühmten lustigen Witzen zujubelte, riefen schon am anderen Morgen die Kirchenglocken zur Grabesfeier der Dichterin, die mitten in ihrer Kraft und über neuen Werken sinnend, ein schauderhaftes Leiden in unerwarteter Schnelle hinriß. — Solche Erinnerungen begleiteten diesen Abend meinen Gang ins Theater. Den Schwanengesang eines seligen Dichtergeistes hoffte ich zu hören, und hörte eine fade Posse, ohne Witz, ohne Geschmack, ohne Charakter, ohne Wahrscheinlichkeit, ohne Wahrheit. In Paris muß dieses Nichts ohne Kern und ohne Schale wunderbar gut gespielt worden sein; wie hätte es sonst gefallen mögen? Hier hat es, um mild zu sprechen, nicht gefallen; weil eben die Pariser Gründe des Gefallens fehlten. Manche unserer Schauspieler sind gar zu gute Kritiker, und wollen nicht die Schwächen eines Dichters unter dem Mantel ihrer künstlerischen Tugend verbergen. Ihnen kann man nicht leicht vorwerfen, daß sie durch die Trefflichkeit ihrer Darstellung ein schlechtes Stück vom Untergang retten; dagegen würde sich ihr Gerechtigkeitsgefühl sträuben.

Der Inhalt des Stücks ist in Kürze dieser: (der kluge Leser wird indessen wohlthun, die folgenden Zeilen zu überschlagen.) Ein Bedienter von der altbekannten dumm-schlauen Art hat eine Standuhr im Saal seiner Herrschaft zerbrochen. Er läßt durch den Thürsteher einen Uhrmacher holen, damit der Herr nichts von der Ungeschicklichkeit des Dieners bemerke. Während der Uhrmacher noch da ist, kommt der Herr unvermuthet heim; der Bediente versteckt jenen ins Zimmer der Frau vom Hause. Der Herr, ein Mann von grobem Verstand und feinem Gehör, vernimmt ein Geräusch im Zimmer seiner jungen Gattin; was Wunder, daß er hinein will! Aber die Thüre ist von innen verschlossen; muß er da nicht gleich einen Anfall haben von jener auf dem Theater so dienlichen Leidenschaft, der Eifersucht? Inzwischen führt der Bediente den Uhrmacher die Lauftreppe hinunter ins Freie. Aber, o furchtbares Spiel des Zufalls! der Hut des Uhrmachers ist vorher, bei dem eiligen Verstecken des wackern Meisters auf dem Tische stehen geblieben. Jetzt ist der Herr von der Untreue seiner Gattin überzeugt. Glücklicherweise daß sich der Bediente, von dem Eifersüchtigen in die Enge getrieben, noch zu rechter Zeit verschwatzen muß; so kommt die Wahrheit an den Tag, der Ehemann zur Erkenntniß seines kleinen wirklichen Schadens, und die ehemännliche Ehre zu ihrem alten Glanze. — Das ist's; nichts Anderes. Und das Stück ist nicht von Kotzebue.

(11. December.) Er weiß nicht was er will, Lustspiel von Hermann. — Bei der Aufführung dieses Stückchens kam es vor, daß Fräulein Dettmer die Harfe spielte; insoweit war dasselbe ganz vorzüglich. Im Uebrigen ist nichts zu sagen, wohl aber zu fragen: Warum mißversteht man den ästhetischen Appetit der Frankfurter so sehr, daß man ihnen dergleichen ungenießbare Schüsseln, solche Wassersuppen ohne Salz und Schmalz vorsetzt? Oder ist etwa vollständiger Mangel an Genießbarem in unserer Bühnenküche?

Das Hermann'sche Gericht bildete die Vorkost zu dem eigentlichen Mahl dieses Abends, dem Maurer und Schlosser, von Auber. Im Allgemeinen ging diese allerliebste Oper gar nicht nach Wunsch. Doch Herr Baumann, der Maurer, erhielt Beifall für Gesang und Spiel, wie auch einige seiner Mitsänger; aber Herr Baumann hatte verdient, was er erhielt.

(13. December.) Donna Diana, nach Moreto von West. — Augustin Moreto war einer der glücklichsten Diebe, welche die Literatur kennt. Er stahl aus dem Rothschild'schen Reichthum Lope de Vega's drei Lustspiele, und machte daraus das seinige; — freilich ward es eine der geistvollsten Komödien aller Zeiten. So trug er auch keine Scheu, dem Meister Tirso de Molina, dem ersten Dichter des Don Juan, ein Drama zu stehlen, um daraus seine gewaltige Tragödie vom „ritterlichen Richter" zu schaffen. Don Eugenio de Ochoa, der eben so schreibfertige als nachlässige Herausgeber der bekannten Baudry'schen Ausgaben spanischer Meisterwerke, sagt von der Donna Diana, (oder, wie der Titel in der Urschrift heißt, Verschmähung gegen Verschmähung): „Gehörte dies Lustspiel vollständig seinem Verfasser an, so würden wir ihn unbedenklich für den ersten komischen Dichter der Welt erklären." Und wahr ist es, mögen auch die Farben entlehnt sein, daß niemals dem weiblichen Herzen ein vollkommneres, tieferes, wahrhafteres Gemälde seiner Kämpfe und Schlachten gemalt worden ist. Der zweite und der letzte Akt können jeder Shakespeare'schen Dichtung gegenüber ihre Geltung behaupten. — In diesen beiden Akten waren auch die Leistungen unserer Schauspieler recht verdienstlich: wenigstens im Allgemeinen; denn im Einzelnen wäre zu gerechter Zurechtweisung genug Anlaß, wenn das „Frankfurter Museum" Raum für einen Lehrstuhl der Schauspielkunst übrig hätte. Fräulein Janauschek war im dritten Akte vortrefflich, da wo Diana's Herz wie ein entmastetes Schiff auf und nieder wogt, von den Gegenwinden der Leidenschaft bald zur Liebe, bald zum Haß, bald zur Entsagung, bald zu eifersüchtiger Gierde hingerissen. Aber die kalte klare Hoheit der Fürstin im ersten Akte, die schmeichelnde Sirenenkunst des verführerischen Weibes im zweiten, vermochte sie nicht mit gleicher Meisterschaft wiederzugeben. Vom Reichen verlangt man reiche Gaben. — Herr Kökert, der im Verlaufe des Stückes einzelne recht gute Momente hatte, ließ gegen das Ende hin seine Rolle gänzlich fallen. — Herr Schwarz als Perin: verständig, leicht, natürlich. — Der Theaterzettel besagte, daß der Verfasser der spanischen Urschrift Don Moreto heiße. Es ist recht löblich von dem Zettel, uns zu belehren, daß es in Spanien einen Titel gibt, welcher Don lautet; ich belohne ihn dafür mit der Gegenlehre, daß Don im Spanischen niemals vor dem Familiennamen, sondern immer nur vor dem Taufnamen steht. Don Moreto klingt dem Spanier gerade so unsinnig, als dem Deutschen etwa Herr von Friedrich Schiller klingen würde. Wenn der Theaterzettel den Bühnenfreunden so nebenbei ein bischen Spanisch beibringen will, was alle Anerkennung verdient, so verdient es doch mindere Anerkennung, daß er sie an derbe Fehler gewöhnen will.

Q. F.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 12. Frankfurt a. M., den 22. December 1855.

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.
Die vier Temperamente. Eine Vorlesung. Von Edm. Zoller.
Die Poesie der Alten, ein unversiegbarer Quell wahrer Gesittung für alle Zeiten. Von Dr. Welsmann.
Proben altspanischer Romanzen. Von L. Braunfels.
Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach. Der Weihnachtfund von H. Kurz. — Cornelia für 1856. — Ueber Bauernphysiognomien. — Der höfliche Schüler von Magister Graf. — Der Berg Ararat. — Erfundene Wörter. — Sprachfehler. — Das Ei des Kolumbus. — Kopernikus u. s. w.
Bühnenschau: der Paria von M. Beer.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Es war eine merkwürdige Zusammenkunft, die der alte Stadtschultheiß an diesem Abend mit Kaiser Karl dem Siebenten in dessen Palast, dem sogenannten Barkhausischen Haus auf der Zeil, hatte; und wenigstens darin war die gute Frau Anna Margaretha nicht von ihrem ahnenden Sinn betrogen worden, daß ihren Eheherrn dort eine Sache von großer Wichtigkeit erwarte, ganz geeignet, ihm und seiner Familie diesen „Schicksalstag“ unvergeßlich zu machen.

In seinem langen, mit feinem Pelzwerk verbrämten schwarzen Talar, der von goldnen Schnüren über der Brust zusammengehalten wurde, empfing ihn der Kaiser, und schon die ersten Worte, mit denen er den Stadtschultheißen anredete, verriethen diesem die ernst feierliche Bewegung seines hohen Gönners.

Mit der ganzen gewinnenden Herzlichkeit seines Wesens sagte Karl zu ihm:

Heute ist's eine Sache, die Euch persönlich angeht, mein lieber Textor, um derentwillen ich Euch noch so spät zu mir bemüht habe; denn länger durft' ich es wahrlich nicht aufschieben, einem Manne, der so treu und eifrig zu meiner Sache wie zu meiner Person gehalten hat, an dem ich in unverschuldeten schweren Prüfungen stets einen so redlichen Freund und bewährten Rathgeber fand, einen Beweis meiner Dankbarkeit als Mensch, meiner Huld und Gnade als Kaiser zu geben. Nein, nein, lehnt ihn nicht aber- und abermals ab, den Dank Eures Kaisers, fuhr Karl mit steigender Rührung fort, als Herr Johann Wolfgang betreten einen Schritt zurückwich und ihm in die Rede fallen wollte; seitdem die Kaiserkrone Deutschlands auf meinem Haupte ruht, habe ich selten eine Regentenpflicht mit so frohem und bewegtem Herzen ausgeübt, als die ist, durch welche ich heute einen Mann von Eurer Tugend und Würdigkeit zur verdienten Ehre erhebe. So empfangt denn aus meinen Händen dieses Diplom, das Euch, Eure Söhne und Töchter und deren späteste Nachkommenschaft kraft der durch meine Unterschrift ertheilten kaiserlichen Sanction und des beigefügten großen und kleinen Reichssiegels in den deutschen Adelsstand erhebt, wozu Gott der Allerhöchste seinen Segen verleihen wolle.

Der Kaiser hatte bei diesen Worten eine Pergamentrolle, daran an seidenen Fäden zwei Sigillen von Wachs, ein größeres und ein kleineres, angebunden waren, vom Schreibtisch genommen und sagte mit herzlichem Drängen:

Nehmt, nehmt, Herr Stadtschultheiß von Textor, den Adelsbrief, den Euch das Herz Eures dankbaren Kaisers schon lange vor diesem ausgestellt hat, verliert durch dies beschriebene Pergament keineswegs seine Bedeutung, nur um der Menschen willen erhöhe ich Euch zu dem Range, der Euch gebührt.

Eure Gnade wirft mich vielmehr nieder, allerdurchlauchtigster Kaiser, sprach der Stadtschultheiß, nachdem er seiner ersten Ueberraschung bei diesem ebenso unerwarteten als ehrenvollen Antrag Meister geworden war, rührte aber keine Hand, um das Pergament zu empfangen, das ihm Karl noch immer entgegenhielt. Nein, nein, hoher Herr, fuhr er mit Nachdruck fort, gönnt diese Gnade einem andern, einem besseren Mann; was würde die Welt vom Stadtschultheißen Textor denken, wollt' er noch in seinen alten Tagen dem bürgerlichen Stand und Namen seiner Vorfahren entsagen und sich als Neuling mit grauen Haaren zu den vornehmen adeligen Geschlechtern herandrängen, die alle doch mit Geringschätzung auf ihn herabsehen würden? — Mir genügt mein Theil; ohne den Adelstitel gönnt man mir überall mein Recht; und der Edelmann, der hochgeborene Cavalier denkt nicht daran, nach meinem Stammbaum, meinem Wappen zu fragen, sondern respectirt in mir den obersten Bürger einer Stadt, welche unter ihren Söhnen mehr als einen ihm ebenbürtigen Standesgenossen zählt. Hieße es aber plötzlich: Herr von Textor, ei, da wollt' ich mal den Spott und Spektakel meiner Mitbürger sehen, wann ich zum Erstenmal in hoher Galla mit meiner Anna Margareth an Hof führe und bei der großen Cour zu unterst mit ihr anträte! — Ich schätz', allergnädigster Herr Kaiser, fügte er mit einem Anflug gutmüthiger Laune hinzu; Ihr erlaßt mir darum diese unverdiente Ehre; denn wahrlich, wollt' ich solche auch für meinen Theil annehmen, meine gute Anna Margareth sagte nimmermehr Ja dazu, sondern erklärte Jedem, der es hören wollte, in's Gesicht, sie bleibe nach wie vor schlechtweg die Textorin, der Herr Stadtschultheiß aber schreibe sich von!

Kaiser Karl war mit dieser ebenso einfachen als entschiedenen Ablehnung seines Gnadenbeweises wenig zufrieden und trat hastig und immer hastiger mit dem Absatz des rechten Fußes gegen den Boden, wie es seine Gewohnheit war, wenn er ungeduldig zu werden anfing.

Ei, ei, Freund Textor! sprach er in seiner abgebrochenen Redeart, wobei er nach jedem Satz die letzten Worte zu wiederholen pflegte, was immer seine innere Erregtheit verrieth. Das ist wohl kein Stolz, ein Adelsdiplom abzulehnen, abzulehnen! Aber ich konnt' mir's ja wohl denken, wohl denken! Macht Ihr mir's doch immer so, immer so! Silence! Silence! Der Mensch darf nicht jederzeit auf dem bestehen, bestehen, was nach seiner Art zu denken und zu fühlen,

das Rechte ist, das Rechte ist; ein Anderer fühlt eben anders eben anders, und fühlt vielleicht grade so natürlich, so natürlich; aber Ihr seid immer eigensinnig, immer ungerecht gegen Euch selbst, gegen Euch selbst!

Gönnt mir ein allergnädigstes Gehör, mein hoher Herr, entgegnete der Stadtschultheiß ruhig und würdevoll.

Redet, redet, Textor! rief der Kaiser hastig. Wenn es Euch gelingt, mich von dem Grund Eurer Weigerung zu überzeugen, dann, beim Gnadenbild unserer lieben Frau, soll dies der letzte Adelsbrief sein, den ich ertheile, so lange ich in Frankfurt residire!

Ihr glaubt eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, mein hoher Herr, indem Ihr mich in den Adelsstand erhebt, versetzte Herr Johann Wolfgang. Aber wofür schuldet mir eigentlich Eure Majestät so großen Dank? Etwa dafür, daß es Euch gefallen hat, Frankfurt zu Eurer kaiserlichen Residenz zu wählen, einen reichen Hofstaat, viele vornehme Herrschaften, prachtliebende Gesandten und eine Unzahl reicher und edler Gäste in unsre Mauern zu ziehen? Oder etwa dafür, daß es Eurer Majestät gefallen hat, diese Stadt mit vielen reichen Privilegien zu bedenken, ihre alten Stiftungen durch wahrhaft kaiserliche Dotationen zu bereichern, Handel und Gewerbe in Aufschwung zu bringen? Oder etwa dafür, daß ich, der Schultheiß dieser so sehr begünstigten Stadt, das Glück genieße, mich der persönlichen Gnade und des hohen Vertrauens Eurer Majestät rühmen zu dürfen? Ei, Herr Kaiser, wo bleibt da Eure Schuldigkeit gegen meine geringe Person? Doch auch zugegeben, ich wäre ein und das andere Mal so glücklich gewesen, mich Eures ehrenvollen Vertrauens würdig zu zeigen, ist das nicht Lohn und Ehre genug für mich?

Aber wenn ich Euch nun persönlich dankbar sein will? fiel ihm Karl ungeduldig in's Wort.

Braucht's dann des Adelstitels, mein hoher kaiserlicher Herr? fragte der Stadtschultheiß mit Ruhe dagegen. Ja, ist der Adel etwa an sich eine größere Auszeichnung, als wenn Ihr mich in hohen Gnaden Euren getreuen Freund und Diener nennt? Ist der bürgerliche Name bloß dazu gut, um den Abstand zwischen ihm und dem adeligen zu markiren? Weh einem Staat, einem Volke, wo man aus Bürgern Edelleute macht, bloß damit sie aufhören, Bürger zu sein!

Ihr seid sehr eigensinnig, Textor! sagte der Kaiser verlegen.

Aufrichtig gesprochen, mein hoher Herr, bin niemals ein Freund von frischbackenem Brod gewesen. Es säuert im Magen und liegt schwer im Eingeweide; dahingegen das gehörig ausgetrocknete Brod zwar den Zähnen mehr zu schaffen macht, dafür aber auch den Mann nicht weiter incommodirt.

Wenn nun aber alle Ahnherrn und Begründer altadeliger Häuser Eures Sinnes gewesen wären, wie ständ's da um die Welt — um die Welt?

Sicherlich nicht schlechter und nicht besser als so auch, mein allergnädigster Herr, entgegnete der Stadtschultheiß, ohne sich durch diese Frage aus seiner Gelassenheit bringen zu lassen. Denn ich schätz', der Adel braucht zu allen Zeiten die Welt mehr als diese ihn, wie ja der liebe Gott selber nicht eher Etwas von diesem Stande gewußt hat, als bis es die Menschen unter einander so ausgemacht hatten. Was aber einmal ist, daran soll man nicht rütteln, sondern ein Jeder soll so viel Ehre sich gönnen, als er sich vor sich selber zu tragen zutraut. Ach, hätt' ich meinen treuen Phylar gewähren lassen und ihm nicht das neue prächtige Halsband von Messing gekauft, die brave Creatur lebte wohl heute noch! Ja, Herr Kaiser, das war ein gar kluger Hund, wollte aber schlechterdings nicht mehr sein als andere seines Gleichen, notabene, wenn sie ihn in Ruhe ließen. Als ich ihn aber an das neue stattliche Halsband gewöhnen wollte, ging's schlechterdings nicht, sondern allemal zog er sich's heimlich wieder ab, und keine Strafe half, kein Schmeicheln — er wollt's partout nicht an sich leiden. Wart', dacht' ich zuletzt, hast du deinen Willen, so hab' ich auch meinen Willen, ließ den Sattler kommen, der mußte dem Aermsten einen ledernen Gurt um den Leib schnallen, daran das Halsband mit einem starken Riemen befestigt wurde. Nun war der Phylar zwar ein rechter Würdenträger worden, trug auch geduldig sein Ehrenzeichen, aber ich meine, es ist ihm dennoch bald zu schwer geworden. Denn er magerte zusehends ab, ließ Kopf und Schwanz hängen, ward scheu und furchtsam, kein Decoct half, — ich hatte selber keine Ahnung von der Ursache seiner Krankheit, bis ich eines Morgens zu meinem lieben schwarzen Vieh in den Stall trat, wo es steif und todt auf dem Stroh lag, beide Vorderpfoten zwischen das Halsband geklemmt, als hätt' er sich noch im Sterben mit Gewalt davon befreien wollen. Ja, Majestät, da hat mir ein Hund ein für allemal die weise Lehre gegeben, daß der Mensch nicht mehr äußere Ehre auf sich nehmen, noch sich aufbürden lassen soll, als er vor seiner eignen Selbstachtung ertragen kann, ansonsten 's ihm ergeht wie meinem armen Phylax selig, Gott verzeih mir die Sünd!

Beruft Euch auf Euren Phylax, so viel Ihr wollt, von der Richtigkeit Eurer Weigerungsgründe überzeugt Ihr mich doch nicht, doch nicht! entgegnete der Kaiser ärgerlich, und es blieb ungewiß, ob er die Moral dieser Geschichte nicht verstanden hatte, oder sie nicht verstehen wollte. Nur Eins geb' ich Euch noch zu bedenken, Textor, fuhr er dann freundlicher fort; wenn ich auch alle Eure Gründe billigen müßte, billigen müßte, nimmermehr würdet Ihr es mir doch ausreden, daß es nicht bloß Eure Sache ist, die hier in Betracht kommt. Denkt auch ein wenig an Eure Kinder, Freund, und an deren Kinder und an die Eurer Urenkel. Angenommen, Ihr erlebtet's, daß einer Eurer späten Nachkommen Euch den Vorwurf machte, Vorwurf machte, es hätte bei Euch gestanden, Eurem künftigen Geschlecht eine glänzende Zukunft, einen bevorzugten Platz in den Reihen des deutschen Adels zu verschaffen, Ihr aber wäret eigensinnig und eigenwillig nur auf Eure Person bedacht gewesen — was wolltet Ihr diesem Nachkommen, der vielleicht durch Euch zu einem dunklen unbekannten Loos verdammt wird, auf solchen Vorwurf erwidern?

Darauf muß ich meinem hohen kaiserlichen Herrn und huldfreundlichen Gönner Zweierlei in Unterthänigkeit bemerken, entgegnete der Stadtschultheiß, und seine Miene, seine Stimme wurden feierlich ernst. Einmal und zum Ersten sag' ich: Art läßt nicht von Art, und die Textors werden noch in hundert Jahren über diesen Punkt das Nämliche denken, was ihre Vorfahren vor hundert Jahren darüber gedacht haben. Sollt' aber wirklich einmal Einer kommen, und mir oder meinem Andenken einen solchen Vorwurf machen, Majestät, mit Verlaub, — für den Textor hätt' ich ausgesorgt! Welches Loos auch meine Nachkommen aus der Urne des Schicksals ziehen, ob sie reich und angesehen werden, oder ob sie ihr Leben arm und unbekannt verbringen, in einem Punkte haben meine liebe Ehegattin und ich das Unsrige redlich gethan, haben unsere fünf Kinder im Geist und Sinn unserer biederen Vorfahren erzogen und erziehen alleweil noch rechtschaffen daran, kommt dann dereinst die Stunde, wo Gott uns zu sich ruft, so können wir mit Ruhe zu ihnen sprechen: Macht's mit euren Kindern, wie wir's mit euch machten, laßt's diese wiederum mit ihren Kindern machen, wie ihr's mit den eurigen hieltet, und ich schätz', Herr Kaiser, es ist dann schon ein gutes Weilchen hinaus für die künftigen Textors gesorgt.

Weiter, weiter, alter Freund, Ihr habt noch mehr auf dem Herzen, auf dem Herzen, sagte der Kaiser sichtbar gerührt und legte ganz sachte das Adelsdiplom auf den Schreibtisch zurück.

Der Stadtschultheiß zögerte ein wenig, bevor er wieder das Wort nahm, dann aber sagte er mit um so größerer Offenheit:

Eure Majestät haben das Richtige errathen, just die Hauptsache sitzt mir noch auf dem Herzen, und ich wäre so hohen Vertrauens, so großer Gnade vollkommen unwürdig, wollt' ich länger damit

zurückhalten, meinem kaiserlichen Gönner auch noch den letzten Grund zu sagen, warum ich niemals und unter keinen Umständen von der mir angebotenen Ehre einen Gebrauch machen kann.

Nun, nun, laßt hören, laßt hören! sagte Karl erwartungsvoll und man sah es ihm an, wie neu und eigenthümlich für ihn der Fall war, einen Mann vor sich zu haben, der hartnäckig sich weigerte, eine ihm von freien Stücken angebotene Ehre anzunehmen, wonach Hunderte von Menschen mit allen Mitteln der Heuchelei und Augendienerei strebten. Da sprach denn der Stadtschultheiß mit fester Stimme jenes schöne Wort, das uns die Geschichte von diesem würdigen Oberhaupt einer alten deutschen Reichsstadt aufbewahrt hat; ein Wort, das zwar von den Meisten, die sich jemals in ähnlicher Lage befunden, mitleidig belächelt werden wird, das aber dennoch ein echtes deutsches Manneswort bleibt und dem seine Seltenheit wahrlich nichts von seinem Werthe nimmt:

Also sprach der alte Stadtschultheiß von Frankfurt zum edlen Kaiser Karl:

Herr, Allergnädigster! Ich bin nicht reich und habe daheim vier Töchter, darunter die Aelteste nach der Hand Anstalt macht, die Kinderschuhe auszutreten. Als Töchter eines adeligen Vaters würde kein rechter Bürger es wagen, um sie zu freien; altadelige Herren aber würden die neugebackenen Fräuleins nicht mögen, da mir's an Reichthum gebricht, den mancher vornehme Cavalier häufig noch höher tarirt als ein ganzes Dutzend seiner würdigen Ahnen. So müßte ich dann den Schmerz erleben und die Beschämung obendrein, meine Kinder durch meine Schuld unversorgt zu sehen. Wie ich aber jetzt steh' und gehe, wird sich's jeder Bürger, und besäß' er gleich eine halbe Tonne Goldes, meinetwegen auch eine ganze, zur Ehre rechnen, in meine Familie zu kommen. Und was meinen Sohn, Johann Jost, meinen einzigen Stammhalter anbelangt, da schätz' ich, dem wird der liebe Gott auch ohne Adel weiter helfen, derweilen ich des Vertrauens lebe, daß meine Frankfurter Mitbürger mich in gutem Andenken behalten, wenn auch längst mein Leib zu Staub verfallen ist und kein adelig noch bürgerlich Epitaph das Grab bezeichnet, darin der alte Johann Wolfgang Textor seinen Athem spart auf ein recht fröhliches Halleluja am Auferstehungsmorgen.

War es nun die unwiderlegbare Wahrheit in dieser echten Mannesrede, war es das frohe sichere Selbstgefühl, womit sie ausgesprochen wurde, genug, Kaiser Karl erklärte sich durch sein Schweigen für besiegt, stand in tiefes Sinnen verloren, mit verschränkten Armen vor dem Stadtschultheißen und sah ihn mit einem Blicke an, als wolle er fragen, wohin die Menschen gekommen, die diesem da ähnlich seien?

Und während so noch Beide sich schweigend gegenüberstanden, erschien in der Thüre zum Vorzimmer die breitschultrige Gestalt des Portiers Trautmann im rothen Tressenkleid; das Salzfaß in der Hand, sprach derselbe in seiner rauhen bayerischen Mundart:

Halten's zu Gnaden, kaiserliche Majestät, aber was ich von der Frau Stadtschultheißin auszurichten habe, dulde keinen Aufschub, sagt sie; daher soll ich kaiserlicher Majestät einen allerunterthänigsten Empfehl von der Frau Textorin vermelden, sodann aber dem Herrn Stadtschultheißen sagen, das Winkelfünfzeichen habe sich richtig zu Hause gefunden, zum Beweis dafür sende sie dem Herrn Stadtschultheißen das Salzfäßle da, was Ihre Gnaden selber in der stockfinstern Nacht von der Friedburger Gasse hierher getragen haben.

Das Fünfwinkelzeichen? O du mein vielgetreues, kluges Weib! So hast du's wirklich gefunden! rief der Stadtschultheiß leuchtenden Blickes, denn er verstand sogleich den Sinn der dunklen Meldung, die ihm Frau Anna Margaretha machen ließ. — Meiner Seel', Herr Kaiser, fuhr er in freudiger Bewegung fort und hielt das Salzfaß triumphirend in der Hand; wenn ich noch unentschlossen wäre und wählerisch, ob ich Euren gnädigsten Ehrenantrag annehmen sollte oder nicht, setzund wüßt' ich's von A bis Z und tauschte diese Wissenschaft selbst nicht gegen eine Grafenkrone! Ja, Herr Kaiser, sprach er in tiefer Bewegung, als der Portier das Kabinet verlassen hatte; das war heut Abend ein kurioser Handel zwischen meiner lieben Anna Margareth und mir, ich muß Euch nur die Geschichte in der Eil' verzählen, bevor ich mich beurlaube, wär's auch bloß, damit Eure Majestät meine Meinung von Adelig und Nichtadelig richtig verstehe und nicht gar glaube, ich sei aus purem Bürgerstolz undankbar geworden gegen so viele hohe Gnade!

Ihr seid ein Ehrenmann, und was Ihr sagt und thut, bedarf von nun an zwischen uns keiner Rechtfertigung weiter, sprach Karl mit dem ganzen Ausdruck herzlichster Hochachtung. Aber sprecht, welche Bewandtniß hat es mit diesem Salzfaß und was bedeutet die Nachricht von dem gefundenen Fünfwinkelzeichen? Seid Ihr etwa gar ein Magier, daß Ihr Euch mit Pentagrammen befaßt?

Beinah sollt man's wirklich glauben, Herr Kaiser! erwiderte der Stadtschultheiß vergnügten Sinnes, und erzählte hierauf in seiner gemüthlichen schlichten Weise seinem hohen Gönner Alles, was sich am heutigen Abend zu Hause begeben, zuerst die Geschichte von der Freiwerbung des Doctors Johann Kaspar Goethe, und sodann seine Unterredung mit Frau Anna Margaretha.

Der Kaiser hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, unterbrach ihn nicht ein einziges Mal, und ließ ihn ruhig und umständlich erzählen, bis er zu Ende war. Dann aber sagte er lächelnd, indem er dem Stadtschultheißen auf die Schulter klopfte:

Ei, sagt mir, sagt mir, Freund Textor, wie soll ich mir alle Eure sonderbaren Widersprüche erklären? Demüthiget erst den armen Liebhaber Eurer Tochter und laßt's ihn schmerzlich fühlen, daß sein Vater bloß ein Schneider gewesen, seine Jungfer Liebste aber die Tochter des hochedlen Herrn Stadtschultheißen von Frankfurt; — und eine Stunde später weigert Ihr Euch wie ein altrömischer Volkstribun standhaft, von Eurem Kaiser den Adelsbrief anzunehmen, und stellt Euch mit einmal so schlicht bürgerlich gesinnt, als sei Euch der erste beste Bürgerssohn zum Eidam lieber, wie ein hochgeborener Cavalier. Silence! Silence! Dahinter steckt noch, wie ich merke, eine andere List. Ihr für Euren Theil wollt zwar dem Doctor Goethe ganz gerne das schöne Töchterlein gönnen, könnt aber doch nicht von Eurem Standesvorurtheil loskommen und fürchtet das Urtheil der Welt eben so sehr, wenn Ihr den Adelsbrief annehmt, als wenn Ihr einen Schneiderssohn zu Eurem Eidam macht — ist's nicht so? Ist's nicht so, Freund Textor?

Accurat, wie Eure Majestät zu sagen geruhen, entgegnete der Stadtschultheiß in heiterem Humor. Und weil ich dergestalt in der Klemme steckte, darum hab' ich meiner lieben Anna Margareth die ganze Verantwortlichkeit zugeschoben, und zum Ueberfluß, damit sie nicht rastet, bis die Sache zum guten Austrag gekommen, das geheimnißvolle unsichtbare Fünfwinkelzeichen zwischen sie und mich gelegt. Denn nun, Herr Kaiser, hab' ich Ruhe, sie mag's nun finden und deuten wie sie will; entweder kriegt der Doctor Goethe die Elisabeth, und dann ist's gut; oder er kriegt sie nicht, und dann ist's wieder gut, weil meine liebe Frau doch ihren Willen behält.

Bei Gott, Ihr seid ein so arger Schalk, daß ich mich fast versucht fühlte, Euch einen Strich durch die ganze Rechnung zu machen, sprach der Kaiser froh gelaunt, that noch einige flüchtige Fragen, und entließ sodann in Gnaden einen Mann, dessen Bürgersinn noch dieses echte Doppelgepräge des deutschen Charakters trug: Nicht zu viel, aber wahrlich auch nicht zu wenig Ehre, — grade die rechte Mitte zwischen Ritterschwert und Schneiderelle.

(Fortsetzung folgt.)

Die vier Temperamente.

Eine Vorlesung.

Mitgetheilt von Edm. Zoller.

Bereits in der frühesten Kindheit des Menschengeschlechtes machte ein gescheidter Kopf die wichtige und ersprießliche Entdeckung, daß alle Köpfe, dumme wie gescheidte, offene wie vernagelte, vier Seiten haben und zwar ein Vorne und ein Hinten, ein Rechts und ein Links. Dieses viereckige Resultat führte zu unzähligen ähnlichen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen, wie: daß die Welt vier Enden, der Erdball vier Elemente, das Jahr vier Zeiten, der Staat vier Stände, die Menschen vier Temperamente, die Sänger vier Grundstimmen und die Betttücher vier Zipfel haben. Dabei blieb man eine Zeit lang stehen; allmälig aber, wie die Menschen sich entwickelten, wurden ihre Köpfe vielseitiger und diese Vielseitigkeit machte sich nun überall auf Kosten der Vierseitigkeit mit großer Einseitigkeit geltend. Die vier Elemente wurden in einige und neunzig Grundstoffe aufgelöst, und statt vier Strichen bekam der Compaß zweiunddreißig; man entdeckte Länder, wo es weder Sommer noch Winter gab und andre, wo weder Frühling noch Sommer ist, wie in Deutschland; die vier Jahreszeiten wurden in zwölf Monate umradirt; die Standeseintheilung konnte fürder nicht Stand halten, denn der Adel suchte geistliche Stellen, die Geistlichkeit wurde mehr und mehr weltlich, die Bürger kaufen sich Adelstitel und die Bauern adelige Güter, kurz die Stände verschmelzen sich überall, ausgenommen bei den Schweden und Hindus, welche die vier Kasten beibehalten; an den Köpfen entdeckte Gall sechsundzwanzig Erhöhungen oder Seiten und mancher eckige Kopf nahm endlich sein Betttuch an fünf Zipfeln. Von der alten Viertheilung ist am Ende nur noch die Lehre der vier Temperamente übrig geblieben, wenn wir von dem Corps der Rache: den Hausbesitzern und Steuerbeamten schweigen wollen, die uns mit ihren Quartalen quälen.

Der Temperamente oder Gemüthsbeschaffenheiten sind vier: das sanguinische, cholerische, melancholische und phlegmatische. Freilich gibt es Leute, die behaupten, die Zahl der Temperamente belaufe sich auf circa achthundert Millionen, weil es soviele Menschen gibt; aber ich muß dieser Behauptung auf's Bestimmteste widersprechen, so lange man mir nicht eine genaue Specification jedes Einzelnen vorlegt. — Indessen will ich doch aus besonderer Zuvorkommenheit gegen Andersdenkende einräumen, daß man die Temperamente ebenso selten als die Grundstoffe ungemischt findet, ja — daß das individuelle Element der meisten Menschen eine Mischung aller vier oben genannten ist. Ich werde mich nicht darauf einlassen, den Ursprung der vier Temperamente auseinander zu setzen. Ein Versuch in dieser Richtung würde meinem Vortrage zu viele Aehnlichkeit mit einer Predigt geben und es möchte mir wie so manchem Redner gehen, daß er nämlich seinen Zuhörern zu nichts anderem verholfen, als zu einem guten Schlaf. Halten wir uns deßhalb an das Bekannte — die Wirkungen der Temperamente und ihre äußeren Kennzeichen.

Der Sanguiniker ist das Kind des Augenblicks, für ihn existirt nur eine Zeit, die Jetztzeit. Die Vergangenheit hat er vergessen und an die Zukunft kann er erst denken, wenn sie da ist. Es ist noch lange bis dahin! sagt er. Nach aller Freunde Versicherung hat er ein „gutes Herz"; man kann ihm vorschlagen, was man will, er ist bei Allem, nur nicht beim Schulden bezahlen. Wenn Tugend und Laster Gewohnheiten sind, so ist er weder tugend- noch lasterhaft, denn weder seine Leidenschaften, noch seine Grundsätze dauern über vierzehn Tage hintereinander. Er ist unstät in Allem, ausgenommen in der Liebe, denn er ist beständig verliebt, und nur im Gegenstande seiner Liebe liebt er Abwechslung. Seine Gelübde hält er gewissenhaft, sofern er sie nicht vergißt, oder ihre Erfüllung ihm keine Mühe macht. Seine Vorsätze sind so zahllos, wie der Sand am Meere; was er ausführt, ist gezählt. Er zählt jedoch nie sein Geld und weiß nie, wie viel Uhr es ist, selbst wenn er seine Uhr versetzt hätte, was einer genialen Natur gar leicht passiren kann; er weiß alle neuen Lieder auswendig, das heißt die Melodie, vom Texte kennt er höchstens die beiden ersten Linien; er ist immer begeistert und immer in den Händen von Manichäern, die ihn pflichtschuldigst aus dem Himmel seiner Phantasie in die prosaische Wirklichkeit des Schuldthurms herabziehen. Erzählt er eine Geschichte, so legt er eher zu, als daß er davon wegnähme; nach seinem Wörterbuch heißt „recht schön" — „göttlich", und statt eine Zeit lang sagt er immer „eine Ewigkeit". Er interessirt sich für Geheimnisse und Cigarren, zum Pfeifenstopfen hätte er nicht die Geduld; aber sobald er mit einem Freunde ist, kann er unmöglich sein Geheimniß bewahren und wenn er auch zwanzig Mal das sub rosa beschworen; die Cigarre geht ihm hundert Mal während des kürzesten Gespräches aus. — Da das sanguinische Temperament das glücklichste unter allen ist, bekennen sich auch die meisten Menschen dazu. Man zählt deßhalb unter die Sanguiniker: alle Kinder und jungen Mädchen, alle Maler, Musikanten, Dichter und Comödianten, kurz das ganze Künstlerpersonal; alle Commis-voyageurs, Barbiere, Marqueurs und Lakeien; ferner eine Menge Affen, sämmtliche Hunde mit Ausnahme des Mopses, welcher melancholisch, und des Dachses, der cholerisch ist; ferner die Eichhörnchen, Heuschrecken und Flöhe, alle Singvögel und Schmetterlinge; von den Fischen endlich die Forelle.

Den Choleriker kennt man unfehlbar an zwei großen Beulen hinter den Ohren. Er hat meist sehr tiefliegende Augen, vorstehende Kinnbacken, struppiges Haar, wenn er vor Zorn nicht schon Kahlkopf geworden, und buschige Augenbrauen. Gewöhnlich trägt er eine steife Halsbinde und emporstehende Vatermörder. Er ist ein geborner Aristokrat: wenn er als Freiheitsmann auftritt, so geschieht es immer gegen seine Vorgesetzten, doch respectirt er auch den freien Willen seiner Untergebenen, wenn und so lange dieser nicht gegen seinen eignen streitet, denn diesen wird er durchsetzen, es mag kosten was es will. Der Choleriker hat viel gemeinschaftliches mit einem Dampfwagen; er geht vorwärts, wie dieser, hat Eile wie dieser, reißt die Menge mit sich, wie dieser, speit Rauch und Dampf aus, wie dieser, kann explodiren, wie dieser; ist er aber mal aus dem Geleise, so geht er auch zum Teufel, wie dieser. Er erträgt keinen Widerspruch und läßt sich nie tyrannisiren, es sei denn von seiner Frau oder Haushälterin. Er hält sein Wort, wie ein spanischer Grande und bewahrt seine Würde, wie ein württembergischer Schreiber. Er gibt weder zu viel, noch zu wenig, sowohl in Geld- als Prügelsachen. Er haßt den Thee und den Theeklatsch, trinkt gerne Schnaps, kaut Tabak, flucht und geht auf die Jagd. Seine Stimme ist gewöhnlich gellend; ist er musikalisch, so singt er Baß und behandelt sein Fortepiano, wie der Schmied den Amboß. Janitscharenmusik zieht er unbedingt dem Coloraturgesang vor. Zu den Cholerikern rechnet man Türken, Spanier und Corsikaner, die bekannten Bluträcher, alle Kampfhähne, sowohl im Dienste des Staates, als in den Wäldern und auf Landstraßen, alle Aerzte und Scharfrichter, eine unzertrennliche Categorie, sofern beide den Menschen vom Leben zum Tode bringen, Kranken- und Gefangenwärter, Journalisten und Polizeidiener, sämmtliche Raubthiere, vom Löwen bis zum Stachelschwein, vom Haifisch bis zum Wels, die Herren Widder, Geisböcke, Truthähne, Vipern, Wespen, Schmeißfliegen und dergleichen trotziges fatales Vieh.

Den Melancholiker kennt man auf weite Entfernung an seinem langsamen Gang und gebückten Nacken. Kömmt man ihm näher, so entdeckt man sehr häufig eine Nase, die jede anständige bedeutend an Größe übertrifft. Seine Miene ist ebenso auffallend: sein Gesicht trägt beständig das Gepräge des Zahnwehs. Er ist menschenscheu und zurückhaltend; er dreht jeden Kreuzer in der Hand um, nachdem er ihn in der Tasche schon verschiedene Male umgewendet. Jedes Wort wird von seiner Zunge gequetscht, ehe er es ausspricht. In der Küche sieht er täglich nach, ob Pfannen und

Kessel nicht Grünspan gezogen. Mißtrauisch ist er über alle Maßen: wenn Jemand lacht, glaubt er, es geschehe über ihn und sieht gleich nach, ob ihm nicht ein Strumpfband heraushängt oder böse Buben ihm einen Zopf an den Kragen gesteckt; man wird nicht leicht etwas sagen können, das er nicht für eine Anspielung auf sich hielte. Er will in Allem auf den Grund gehen; auch hat er eine gefährliche Neigung über Böhme's Mystik, Johannis Offenbarung und das Perpetuum mobile nachzugrübeln. Er ist äußerst vorsichtig; wenn er in den Straßen geht, drückt er sich an die Häuser, damit ihm nicht ein Ziegel auf's Haupt falle, und wenn er Abends zu Bette geht, steht er dreimal wieder auf, um zu sehen, ob er die Thüre wirklich geschlossen und die Magd nicht etwas vergessen. Hat er Geld, so träumt er jede Nacht, daß man ihn bestohlen, und hat er eine Frau, so sieht er in jedem Vorübergehenden ihren heimlichen Liebhaber. In der Feindschaft ist er unversöhnlich, wie treu in der Freundschaft; aber seine Freunde müssen ihn wie ein schaalloses Ei behandeln, wenn er sich nicht beständig für beleidigt oder zurückgesetzt halten soll. Er ist wankelmüthig im Beschlüssefassen, aber halsstarrig im Ausführen. Er hält nichts auf Sonnenschein, verabscheut den Tanz und haßt Kupferschmiede, schnupft, trinkt Arznei wie Wasser und glaubt an Ahnungen, Galvanismus, Mesmerismus und Geistererscheinungen. Mit wenigen Ausnahmen gehören alle wirklichen und erdichteten Romanhelden zu den Melancholikern, item alte Jungfern im Allgemeinen und Gouvernanten insbesondere, item alte Studenten, verabschiedete Offiziere, alle verkannten Genies, sämmtliche Dorfschullehrer, Töpfer und Leineweber, Lappländer und Trappisten. Entschiedene Melancholiker sind ferner der Esel und der Dachs, das Murmelthier und der Maulwurf, die Eule, die Grille und der Aal.

Der Phlegmatiker ist beinahe immer wohlgenährt. Es ist etwas Abgerundetes in seiner Persönlichkeit. Sein Bauch bildet einen Kreis, sein Gesicht, seine Augen, sein Gedankengang ebenfalls. Während der viereckige Choleriker immer stößt und gestoßen wird, da er stets gegen den Strom schwimmt, läßt sich der Phlegmatiker ruhig von der Strömung forttreiben. Er kann das auch ohne Sorgen thun, denn seine Fettigkeit hält ihn immer oben. Im Staate ist er einer der besten Bürger; er ist weder Reactionär, noch Revolutionär, denn Fortschritt, wie Rückschritt fordern Bewegung, und da er kein Freund von Bewegung ist, ist er auch streng conservativ. Wird er nicht zum Gehen genöthigt, so schlendert er; steht er still, so lehnt er sich immer an etwas an und sitzt er, so legt er die Hände entweder in den Schooß oder auf den Tisch. Leidenschaften kennt er nur dem Namen nach und schwärmt er für etwas, so ist es gewöhnlich für Fischfang, Mittagsschläfchen und bairisches Bier. Da er ein ausgemachter Feind des Krieges ist, so kann er auch nicht in den Verdacht kommen, das Pulver erfunden zu haben; dagegen ist entschieden, daß die Lehnstühle von seiner Erfindung sind, daß er die großen Oefen und die Meerschaumpfeifen ersonnen und in die Mode gebracht. Unter die Phlegmatiker zählt man die Fettwaarenhändler, Bierwirthe, die Consistorialräthe und gewöhnlichen Pastoren, Bäcker und Leichenbitter, Maurer, Zinngießer, Strumpfwirker und Galeeren, die Holländer, Chinesen und Grönländer, Astronomen und Leihbibliothekare, sowie sämmtliche apanagirte Prinzessinnen, ferner sämmtliche gehörnte und langohrige Hausthiere, nebst Schildkröten, Stockfischen, Schnecken und Wanzen; endlich die glückliche Auster, die erst dann aus der Rolle fällt, wenn sie selig in den Magen rutscht.

Diese kurze Charakteristik, die ich theils nach berühmten Physiognomen und Physiologen, theils nach eignen Beobachtungen hier niedergelegt, werden, wie ich hoffe, genügen, einen klaren Begriff von den vier Temperamenten geben und die zum Theil unklaren Schriften unserer Philosophen von Plato bis auf den jüngeren Fichte illustriren. Hat man diesen klaren Begriff erst, so wird man die Menschen leicht sortiren können. Man braucht nur von seinem Fenster aus die Vorübergehenden zu beobachten. Diejenigen, welche bald laufen, bald stille stehen, sind Sanguiniker; die, welche mit kurzem, abgemessenem Schritte forttrampeln, sind Choleriker; die, welche langsam dahinschleichen, sind Melancholiker, und die, welche die Beine langsam nachschleppen, sind Phlegmatiker. Der Sanguiniker reitet immer im Galopp; daß das Pferd falsch galoppirt, genirt ihn durchaus nicht, wenn er nur rasch fortkömmt. Der Choleriker reitet dagegen in gestoßenem Trab; ist er gut aufgelegt, in kurzem Galopp, und wenn er zornig wird im Carriere. Der Melancholiker läßt seine Rosinante in gleichmäßigem Schritte gehen, nur bei feierlichen Gelegenheiten in langsamem Trab, — und der Phlegmatiker reitet, — nein, es ist eigentlich wahr, er reitet gar nicht. Er fährt nur und zwar in einem so bequemen und niederen Wagen, als nur immer möglich.

Bei fortgesetzter Beobachtung wird man die Temperamentsverschiedenheit nicht bloß bei den Zwei-, Vier-, Sechs- und Hundertfüßern, sondern auch bei allen andern, sowohl unorganischen als organischen Dingen finden. Man wird sehen, daß die schlanke Pappel mit ihren ewig rauschenden Blättern sanguinisch, die knorrige Eiche cholerisch, die Thränenweide, die Tanne melancholisch, die klotzige, dickköpfige Weide endlich phlegmatisch ist. Auch bei den Küchenkräutern wird man Temperamente entdecken. Kann die Selleriwurzel z. B. etwas anderes als cholerisch, muß der scharfe Meerrettig etwa nicht sanguinisch, die Melone nicht melancholisch sein und kann man sich etwas Phlegmatischeres denken, als eine Gurke? — Ich hätte beinahe gesagt: ist es möglich, etwas in die Hand zu nehmen, ohne zu sehen, zu welchem Temperamente es fällt? — Das spanische Rohr ist sanguinisch, der Ziegenhainer cholerisch, der Bambus phlegmatisch und der Regenschirm ein decidirter Melancholiker. Ein tüchtiger Physiognom wird sogar aus Flaschen und Gläsern das Temperament ihres Inhalts erkennen. Man denke nur an den Inhalt und die Form von Wein-, Wasser-, Arznei- und Eaudecologneflaschen! — Mit diesem Wohlgeruch will ich schließen, um nicht mit meiner Vorlesung in schlechten Geruch zu gerathen.

Die Poesie der Alten, ein unversiegbarer Quell wahrer Gesittung für alle Zeiten.

Welchen Einfluß die Poesie überhaupt auf die Bildung der Menschen ausgeübt hat bei allen Völkern und zu allen Zeiten und ausüben wird, so lange ein Menschengeist denkt und ein Menschenherz schlägt, das steht mit leuchtenden Zügen auf jedem Blatte der Geschichte geschrieben, das sagt uns das Auge des Kindes, das in Freude aufleuchtet, wenn ihm die süße Gabe geboten wird; und sagt uns der verklärte Blick des Greises, der, gelabt von einem großen Gedanken, ruhig die Hand irdischer Vernichtung erwartet. An allem wahrhaft Großen hat die Poesie ihren reichen Antheil, und Schiller hat eines jener herrlichen Worte gesprochen, die ihn zum Propheten unsrer Dichter stempeln, wenn er sagt: In der Poesie endigen alle Bahnen des menschlichen Geistes. Sie ist es, in deren schimmerndes Gewand gekleidet, die Lehren der Weisheit sich uns schneller und inniger befreunden; sie ist es, wie Wilhelm v. Humboldt so treffend sagt, die in ihrem Inhalt überall das Erhabenste, Reinste und Schönste aufsuchend, im Menschen immer das Höchste und Geistigste seiner Natur anzueignen bemüht ist und ihm beständig vor Augen hält, daß er den vorübergehenden Genuß der dauernden inneren Genugthuung, das Irdische dem Unendlichen nachsetzen und im Widerstreit der Neigungen und Pflichten Alles durch Selbstbeherrschung und Erhebung über das Niedere und Gemeine dem Adel und der Reinheit der Gesinnung aufopfern muß. Wo aber hat sich die Poesie reiner, glücklicher und erhabner entfaltet, als bei den Alten und insbesondere bei den Griechen? Wo tritt uns das Wahre, Gute und Schöne so herrlich gestaltet entgegen, als in den unvergänglichen Werken ihrer vorzüglichsten Geister? Es ist in der That

keine der kleinsten Regungen des reformatorischen Zeitalters, daß es uns wieder an diese unversiegbare Quelle ächt-menschlicher Bildung geführt hat; in unsrer Erziehungsgeschichte der letzten drei Jahrhunderte ist sie einer der beiden Hauptfactoren. Darum wird, so lange noch gesunder Sinn und frische Kraft in unserm Volke lebendig ist, das Studium der Alten überhaupt die Basis höherer Bildung bleiben. Aber auch in den Kreisen, deren Beruf nicht unmittelbar hervorgewachsen ist aus der Fülle griechischen und römischen Wissens und Schaffens, thut es Noth, den mild-kräftigen, jugendlich-schönen Geist der antiken Poesie heimisch zu machen. Gerade in unsrer Zeit, wo Alles dazu drängt, die Gebiete des Wissens immer weiteren Kreisen zu eröffnen, und dieser wohlberechtigte Drang, theils in voreilender Unbesonnenheit, theils in verwerflicher Politik nur zu oft in den Mitteln dazu sich vergreift und weit über das Ziel hinausgeht zu großem Unheil; wo auf der andern Seite die Anmaßungen eines falschen Kirchenthums den fortschreitenden Geist bannen möchten in todte Formeln, um durch Verdummung, die immer nur zur Entsittlichung führt, bequemer zu herrschen: gerade in unsrer Zeit kann eine gediegne Kenntniß und ein innerliches Aufnehmen der Schätze antiker Poesie wesentlich dazu beitragen, daß die Gefahren unvermeidlicher Kämpfe der Extreme, wie sie schon entbrannt sind, vermieden oder wenigstens gemildert werden. Fangen ja doch auch die andern Künste, die Schwestern der Poesie, an, mehr und mehr Gemeingut zu werden! Und schauen denn diese alle nicht mit stolzer Freude zurück auf Griechenland, als auf ihre Wiege? Wie viel reicher erschließen sie dem ihre Schätze, der das Leben der Alten kennen gelernt hat aus den Werken ihrer Dichter, ihrer edelsten Geister!

Zu diesen Betrachtungen, die wir nur als einzelne Gedanken angesehen wissen wollen, fühlten wir uns angeregt durch ein Werk, das vor Kurzem hier erschienen ist und dessen Verfasser sich eben das schöne Ziel gesteckt hat, die vertrautere Kenntniß der antiken Poesie bei unsrer gebildeten Jugend zu vermitteln. Es ist die Klassische Vorschule von Dr. Löwenthal*). Dieses Werk ist, das fühlt man, in seiner äußeren und inneren Einrichtung, in der Auswahl und in den Zuthaten des Verfassers, eine Frucht der Liebe und Begeisterung. Zunächst, wie uns Widmung und Vorrede sagt, durch ein dringendes Bedürfniß des eignen Familienkreises angetrieben, hat der Verfasser sich das Ziel gesteckt, durch dies Werk „zur Förderung und Kräftigung sittlich-poetischen Schönheitsgefühls und rein menschlicher Bildung in der deutschen Jugend beiderlei Geschlechts" beizutragen. Und daß sein Werk dieses Ziel erreichen werde, daran zweifeln wir in keiner Weise: denn es ist vollständig, wie kein andres; es fehlt kein Glied der großen Geisterkette, und dennoch ist es mit feinem Gefühl für die Sitte unsrer Zeit gewählt; das Bedeutendste tritt auch durch die Reichhaltigkeit der Stücke als solches hervor; Homer und die griechischen Tragiker, besonders Sophokles, erscheinen als die Culminationspunkte. Die Einleitungen zu den größeren und kleineren Abschnitten, sowie zu den einzelnen Dichtern selbst, sind anziehend und klar geschrieben und werden auch das nicht gelehrte Publikum ansprechen. Dazu kommt eine reiche Sammlung von köstlichen Aussprüchen unsrer größten deutschen Schriftsteller über das Alterthum überhaupt und über einzelne Blüthen seines Geistesfrühlings; Aussprüche, die zusammengestellt schon für sich eine sehr werthvolle Gabe bilden. Die Uebersetzungen sind von den anerkanntesten Meistern, manche darunter selten geworden und daher wenig bekannt; alle sind hier vertreten, die Tüchtiges geleistet haben, und so gewährt das Werk auch eine vollständige Einsicht in das Gebiet der Uebersetzungsliteratur. Wir können, nach sorgfältiger Prüfung, dieses schöne und bei sehr guter Ausstattung billige Werk der deutschen Jugend und allen Gebildeten auf's Wärmste empfehlen; denn wir haben Nichts darin gefunden, das wir ungern gesehen hätten. Wer etwa Anstoß nehmen wollte an einzelnen Stücken, z. B. der römischen Komödie, der vergesse nicht, daß der Verfasser zugleich ein zusammenhängendes, vollständiges Werk geben und hauptsächlich der reiferen, schon sittlich gekräftigten Jugend dienen wollte.

Dr. Heinrich Weismann.

*) Klassische Vorschule. Sorgfältige, geschichtlich geordnete Auswahl des Edelsten und Schönsten aus der poetischen Literatur der Griechen und Römer. Nach den besten Uebersetzungen herausgegeben mit literaturgeschichtlichen Einleitungen, kurzen Umrissen der Mythologie und der Metrik, sowie mit den nöthigen Erläuterungen begleitet von Dr. Löwenthal. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 1855. 5 Bde. Preis 7 fl. (Druck von Wilh. Küchler.)

Proben altspanischer Romanzen.

Die Königstochter.

Reisen ging die Königstochter,
Königskind im Reich der Franken:
In Paris sind ihre Eltern;
Dorthin stehn ihr die Gedanken.
Sie verfehlt des rechten Weges,
Setzt sich hin am grünen Hage:
Ob des Wegs ein Ritter ziehe,
Ob ein Roß nach heim sie trage.
Und da zieht des Wegs ein Ritter
Gen Paris mit Reiterschaaren;
Wendet sich zu ihm das Fräulein,
Da die Reiter näher waren:
„Laß mich mit dir, guter Ritter,
Gen Paris des Weges fahren." —
— „Gern, o Mägdlein, gern, o Kindlein;
Will dein hüten, will dein wahren." —
Und er steigt vom Roß zum Rasen,
Zeigt ein ritterlich Betragen,
Hebt sie auf den Bug des Rosses,
Steigt in Sattel mit Behagen;
Und des Weges ziehend, meint er
Manch ein Küßlein zu erjagen.
Und das Mägdlein zu dem Ritter
Sprach da kecklich, sprach mit Lachen:
„Geht mir, geht mir, lieber Ritter;
Wollt Ihr Euch zu Schanden machen?
Denn mein Vater, meine Mutter
Sind vom Aussatz schwer geschlagen;
Wer mich anfaßt, wer mich küßet,
Muß das Leid sein Leben tragen." —
Und es bangt dem guten Ritter,
Weiß kein Wörtlein drauf zu sagen.
Da sie in Paris dann zogen,
Hub das Mägdlein an zu lachen.
— „Was mag dich so froh, mein Mägdlein,
Was, mein Kind, so lustig machen?" —
— „Lachen muß ich ob des Ritters,
Der so schnell war zu verzagen;
Hat im grünen Wald das Mägdlein,
Ohn' ein Küßchen nur zu wagen!" —
— „Kehr doch um, kehr um, o Mägdlein;
Hab im Wald was liegen lassen." —
Und das kluge Fräulein sagt ihm:
„Umkehr, die will mir nicht passen;
Kehrt' ich auch, so mag doch Keiner
Auch nur bei der Hand mich fassen.
Bin des Frankenkönigs Tochter
Und der Königin Constanze;
Wer mir nur den Finger rührte,
Ließ den Kopf bei solchem Tanze."

Ludwig Braunfels.

Feuilleton.

„Der Weihnachtsfund." Ein Seelenbild aus dem schwäbischen Volksleben von Hermann Kurz. Dieses Büchlein bildet den ersten Jahrgang einer Reihe von Christgaben, welche unter dem Titel „Unter dem Tannenbaum" jährlich ein Bild des Volkslebens aus einem andern Stamm des Vaterlandes bringen sollen. Wenige haben es verstanden, tiefer in die Herzen des Volkes herabzusteigen und seine Gefühlsrichtungen reiner und klarer darzustellen, als der Verfasser des „Sonnenwirths". Die Geschichten aus dem Dorfe oder dem Kleinbürgerthum sind zwar, wie sehr sie auch zu den Modeartikeln gehörten, bei den Gebildeten ziemlich in Verruf gerathen, aber eben weil sie nur den Abklatsch modernen Wesens auf ein widerstrebendes Element überteugen. Der alte Absud wurde mit fremdartigen Stoffen aufgeputzt und weil die Form derb war, hielt man den Inhalt für gesund. Gesund aber ist nur das ewig Menschliche, das einfach Natürliche, und das eben weiß Hermann Kurz mit seinem Sinn für das Wahre und Schöne zu finden und wiederzugeben. In der Geschichte, die er uns hier erzählt, sind keine besonderen Schicksale zu suchen, es ist Alles sehr einfach, aber Alles lebt, die Begebenheit entwickelt sich von innen heraus und indem wir fühlen, daß es so und nicht anders sein kann, daß wir es mit einem wirklichen Seelengemälde zu thun haben, das wir vor unseren Augen entstehen, sich vollenden sehen, werden wir ergriffen, gespannt und festgehalten, von der Theilnahme bis zur Rührung

hingerissen. — Das Buch wird, da ihm die Verlagshandlung (Meidinger Sohn u. Comp.) zudem noch eine ansprechende Ausstattung mit auf die Wanderschaft gab, überall wo es in der Weihnacht unter dem geschmückten Tannenbaum einen Platz findet, eine willkommene Gabe sein und gerade in dieser Zeit durch die ganz vortreffliche Schilderung der Christfeier auf einem schwäbischen Bauernhofe noch besonders ansprechen. m.

— **Cornelia für 1856.** Jene harmlose Zeit der Taschenbücher für Liebe und Freundschaft, in der jeder wohlconditionirte junge Mann ein goldschnittiges Büchlein mit niedlichen Kupfern seiner Schönen zu Weihnachten oder Neujahr verehrte, sie hat sich längst überlebt, und wenn man auch heutzutage unsern goldglitzernden Miniaturlyrikern auf den Nippestischen, unter andern artigen Sächelchen von Porcelain, Pappe oder Dragée, ein Plätzchen vergönnt, so kehren s o l c h e Tage doch niemals wieder. Indeß fristen einige von den vielen Almanachen, die einstens florirten, noch immer ein stilles Dasein fort. Zu diesen treu Ausharrenden gehört vor allem die schon Anno 1815 von dem seligen Aloys Schreiber begründete „Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen“, welche später von Walter Tesche und nach diesem von J. W. Appell fortgesetzt wurde (welchen Letzteren man jedoch mit Recht ihren Stiefvater genannt hat). Seit einundvierzig Jahren ist dieses Taschenbuch ohne Unterbrechung forterschienen; es hat sich stets einer gewissen Verbreitung und Beliebtheit erfreut, und man muß allerdings auch zugestehen, daß es sich, seitdem es in den Verlag der Lange'schen Buchhandlung in Darmstadt übergegangen war, durch den Werth seiner artistischen Beigaben rühmlich auszeichnete. In freundlich elegantem Gewande tritt uns „Cornelia“ auch diesmal entgegen. Unter den neun Stahlstichen, welche sie schmücken, sind insbesondere zwei Nachbildungen weltberühmter Gemälde von Murillo, der „heiligen Familie“ und der „Himmelskönigin“, hervorzuheben. Die Reihe von Erzählungen eröffnet eine venetianische Geschichte von Bernd von Guseck „Aniello Falcone“ zu jener bekannten Gattung unserer sogenannten historisch romantischen Erzählungen gehörend. Eine Erzählung von Frater Hilarius (Frensch), „der Schneiderpoet“, versetzt uns dagegen in das Leben einer bairischen Kleinstadt, während Ludwig Rellstab mit einer Novelle „Oho und Aha“ betitelt, aufwartet. Damit ist denn auch für das Unterhaltungsbedürfniß der Almanachs-Leser und Leserinnen bestens gesorgt. e.

— W. H. R i e h l rechnet in seiner Schrift: „Die bürgerliche Gesellschaft“ die Bauern, zumal „den Bauer von guter Art“ zu „den Mächten des socialen Beharrens“ (im Gegensatz zu „den Mächten der socialen Bewegung“) und sagt bei der Gelegenheit mit Beziehung auf einen, Frankfurt und dem Städel'schen Institut angehörigen Meister und seine Schüler: „Die körperliche Besonderheit des Bauern scheidet sich noch gruppenweise ab nach Stämmen und Gauen. Hier finden wir noch in dem einen Gau einen mehr langbeinig hochaufgeschossenen, in dem andern einen mehr breitschultrig gedrungenen Menschenschlag, wie sich das durch lange Jahrhunderte in unverfälschter Race fortgepflanzt hat. So trifft man z. B. in einzelnen Strichen des Hessenlandes heute noch ausschließlich jene länglichen Gesichtsprofile mit hoher, nach oben etwas breit ausrundender Stirn, langer, grader Nase und kleinen Augen mit stark gewölbten Augenbrauen und großen Lidern, wie sie durch den Genremaler J a k o b B e c k e r und seine zahlreichen Schüler als stehende Figur in die beliebten gemalten Dorfgeschichten dieser Künstler übergegangen sind. Vergleicht man diese Bauernphysiognomien mit den Sculpturen der Marburger Elisabethenkirche, aus dem dreizehnten Jahrhundert, dann wird man entdecken, daß sich fast durch sechshundert Jahre derselbe althessische Gesichtstypus unverändert erhalten hat, nur mit dem Unterschiede, daß an jenen Bildwerken die Köpfe von Fürsten, Herren und edlen Frauen gemeißelt sind, deren Züge uns das unverfälschte Stammesgepräge zeigen, während dasselbe jetzt nur noch bei den Bauern des Landes zu finden ist. Wer mittelalterliche Gestalten historisch echt zeichnen will, der muß sich überhaupt seine Modelle bei den Bauern suchen.“ In den großen Weltstädten, als Mittelpunkten der geschichtlichen Bewegung, werden die Grundzüge des Menschenschlags nach Wuchs und Gesichtsbildung nie von solcher Dauer sein. So sagt Platen in Bezug auf Venedig:

Nur selten finden auf des Enkels Brauen
Des Ahnherrn große Züge sich geschrieben,
Auf Dogengräbern in den Stein gehauen.

— Unter den Bilderbüchern in Quart, die für kommende Weihnachten ausgeboten werden, befindet sich auch der alte „höfliche Schüler“ von Magister Graf, der nach der vorjährigen Buchhändleranzeige ausdrücklich dazu bestimmt ist, durch seine Auferstehung die Struwelpeters zu verdrängen. Das Werk besteht aus mehreren hundert Lebensregeln, sämmtlich in Alexandriner gefaßt, und hat ein gewisses literarisches Interesse Es versetzt uns lebhaft in die Zeit Gottscheds und Adelungs, oder noch besser der sächsischen Hofmeister mit ihrer pedantischen „guten Lebensart“. Als Kinderbuch hat es bedeutende Fehler; der Anstands-Formalismus, den es lehrt, beruht auf keinem anderen Princip als auf jener bekannten Furcht: „was werden die Leute sagen?“ So heißt eines der ersten Distichen:

Ist an der Höflichkeit denn gar so viel gelegen?
Ja freilich, denn sie bringt dir Ehr' und Gunst zuwegen!

Ferner sind die Regeln so angehäuft, daß in der That für jede kindliche Nothdurft gesorgt ist; aber wer könnte sie alle im Gedächtniß behalten, geschweige denn befolgen? Unter den Tischgesetzen lesen wir den Vers:

Wenn du die Nase schnenzt, so sollst du nicht posaunen,
Daß Andre vor dem Ton erschrecken und erstaunen.

Andere Vorschriften beziehen sich auf noch intimere Verhältnisse. Diese Art von Correctheit ist gewiß mehr Karikatur als der Humor des Struwelpeters, der selbst in seinen sonderbaren Sprüngen der Kinderphantasie mit treffender Wahrheit abgelauscht ist.

— **Der Berg Ararat.** Die armenische Hochebene ist noch nie so ansprechend geschildert worden, wie von dem Freiherrn August von Harthausen in dem neulich erschienenen vortrefflichen Werke: T r a n s k a u k a s i a; Reiseerinnerungen u. s. w. (Leipzig bei Brockhaus.) Die Natur des Landes, die höchst eigenthümlichen Bildungsverhältnisse, die christlichen wie die morgenländischen Alterthümer werden uns in der ansprechendsten Weise vorgeführt. Manche Erinnerungen reichen in die graueste Vorzeit und gewähren eine unmittelbare Anknüpfung, die noch über das Christenthum der ersten Jahrhunderte hinaus in die biblischen und patriarchalischen Zustände reicht. Das Gebirge Ararat ist nach der alttestamentlichen Vorstellung die Wiege des Menschengeschlechts; der Name wird irrthümlich meist auf den riesenhaften vulkanischen Kegel beschränkt, der vereinzelt über das Bergland emporsteigt. Derselbe überragt den Montblanc um zweitausend Fuß und wurde, wenn wir nicht irren, vor weniger als dreißig Jahren zum erstenmal von Parrot und Behnghel (beide aus Frankfurt stammend) erstiegen. Die Noah-Sage hat, wie Herr von H. berichtet, an Ort und Stelle die merkwürdigste dichterisch-verknüpfende Ausbildung erhalten. Am Ararat lag das Paradies; die Feuersäule des Vulkans war das Flammenschwert des Engels, der den Eingang bewachte. Die Sündfluth löschte das Schwert, aber an demselben Ort ging von der Arche das neue Geschlecht aus. Hier sah Noah den Regenbogen der Versöhnung, hier fand er einen Ueberrest der Früchte des Gartens Eden, den Weinstock, und schenkte ihn als Labung der verschlimmerten Welt. Daher wurde auch die Kirche am Ararat vom heil. Gregor Edschmiazin, d. i. Herabsteigen des Herrn, benannt. — Die Festigkeit der Familienbande, das patriarchalische Regiment des Stammhauptes besteht bei den umwohnenden Christen noch ungeschwächt. Das Mädchen ist frei, Vergnügungen sind ihr gestattet und die Wahl eines Ehemannes durch keinen Zwang bestimmt. Die junge Frau aber, die einen Sohn des Stammes zum Gatten erlesen, ist im buchstäblichen Sinne mundtodt. Nur zweimal im Jahr verläßt sie die Wohnung, um zur Kirche zu gehn. Erst wenn sie ein Kind geboren hat, darf sie, außer an ihren Mann, auch an die Schwiegermutter das Wort richten; erst nach Jahren ist ihr ein ungestörter Verkehr mit den Stammgenossen mit völligem Einleben in die neuen Verhältnisse gestattet.

— **Erfundene Wörter.** Den Sprachreinigern und den Wortkünstlern hat man oft gesagt, daß das Schaffen neuer Wörter keinen Bestand haben könne, daß dieselben vielmehr sich aus dem Volks- und Sprachgeist entwickeln müßten. Dies ist im Allgemeinen unbezweifelt; noch in unseren Tagen sind Ausdrücke wie: Tragweite, Rechnung tragen, in die Hand nehmen und ähnliche entstanden, ohne daß man den Erfinder anzugeben wüßte. Gleichwohl gibt es viele Wörter, die sich eingebürgert haben, nachdem ein bevorzugter Schriftsteller sie, oft erst in Folge mühsamen Nachdenkens, erdacht hat. So ist das Wort e m p f i n d s a m durch Lessing entstanden, der es für Bode erfand, als dieser »sentimental Journey« übersetzen wollte. E m p o r k ö m m l i n g als Verdeutschung für parvenu hat Voß erdacht. Die Redensart con amore will Thümmel selbstständig erfunden haben; er berichtet, Wieland habe sie von ihm entlehnt und durch Deutschland verbreitet. Auf die Erfindung des Wortes A u g e n d i e n e r macht Wieland selbst Anspruch. N a t u r w ü c h s i g spielt eine so gewaltige Rolle wie die Patricier des Lexicons; doch soll es eine Schöpfung Heinrich Leo's sein. Z u s t ä n d e und e u r o p a m ü d e waren vor H. Heine nicht im Schwange. Der Schreiber dieses hat gegen sechzig Wörter verzeichnet, zu denen Erfinder sich melden. Im Französischen nennt man die Ausdrücke blasé, déconsu u. a.; selbst das ganz alltägliche Wort b i e n f a i s a n c e ist kein naturwüchsiges, sondern ein Werk des berühmten philanthropischen Sonderlings Abbé de St. Pierre (blühte um 1720; nicht zu verwechseln mit Bernardin de St. Pierre.)

— **Sprachfehler.** Das Deutsche wird in Deutschland noch immer nicht so rein und genau geschrieben als das Französische in Frankreich. Um zur Abstellung dieses Mißstandes ein Scherflein beizutragen, sammeln wir interessante Fehler und werden unsern Lesern zuweilen einige der besten vorführen. — Im Vorwort zu einem sonst sehr tüchtigen Uebersetzungswerk lesen wir: „es

ward eine wechselvollere Form gewählt und manche freiere Wendung sich erlaubt". — Einer der berühmtesten deutschen Staatsrechtslehrer läßt Folgendes drucken: „Vergessen wir nicht, über allgemeinen Begriffen Acht zu haben auf das, was praktisch ist und die Pflicht der Sittlichkeit erfordert". — Im Bericht über einen Straßentumult heißt es: „Man begann das Pflaster auszureißen, unter welchem der Vormittag darauf ging". — Am häufigsten ist der Gebrauch falscher Bilder, die man auf die krasseste Weise in einander übergehen läßt. In einer Gelegenheitsrede kam der Satz vor: „Schillers Seele schwang sich mit Adlerflug aus dem Schneckenhaus heimatlicher Gefühle empor in das Empyräum des Geistes".

— **Das Ei des Kolumbus.** Ueber den Ursprung dieses Gleichnisses sind die Meinungen getheilt; die erste Anwendung wird bald dem Entdecker von Amerika, bald einem berühmten italienischen Baumeister zugeschrieben. Doch wird die Redensart von Calderon (Dame Kobold, Act II.) als eine ganz alltägliche angeführt, womit wenigstens dargethan ist, daß man sie im siebzehnten Jahrhundert in Spanien nicht dem Kolumbus zuschrieb. Die Stelle, welche das Sprichwort selbst mit seiner natürlichen Anwendung gibt, lautet also:

Das Geheimniß

Kennst du doch von Häns'chens Ei?
Womit viele hoch erhabne
Geister sich umsonst bemühten
Um auf einen Tisch von Jaspis
Solches aufrecht hinzustellen;
Aber Häns'chen kam und gab ihm
Einen Knicks nur, und es stand.
Solche schwer geglaubte Sachen
Sind es nur, bis man sie weiß;
Weiß man sie, wie leicht ist Alles!

— **Urtheile über Kopernikus.** Bei dem jetzt wieder lebhaft entbrannten Streite zwischen Naturwissenschaft und Theologie wird der vormaligen Anfeindung des kopernikanischen Systems durch die Kirche vielfach gedacht. Wenn hierbei, der Ueberlieferung gemäß, die Schuld hauptsächlich der katholischen Geistlichkeit zugeschrieben wird, so ist dies keineswegs richtig. Der Pabst Paul III. nahm von K. die Widmung seines Hauptwerkes an, während Luther dessen Inhalt entschieden verwarf. Gegen Galilei wurde allerdings jenes »sta sol, ne moveare« (steh, Sonne, bewege dich nicht) aus dem Buch Josua angewandt, das nun als Inschrift auf Kopernikus' Denkmal in Krakau steht. Sonst aber wetteiferte im siebenzehnten Jahrhundert das landeskirchliche Lutherthum, das nach Bunsens Darstellung nie der geistigen Entwickelung allzuvielen Raum gab, in schiefer Beurtheilung des Systems mit jeder anderen Gemeinschaft. Während dasselbe in Spanien unter Philipps II. Regierung von dem Augustinermönch Stunira für das allein richtige erklärt wurde, traten noch nach Leibnitz' Tode protestantische Theologen auf die Gegenseite. Der Jesuit Milliet Dechales findet die Weltordnung des Weisen von Thorn so schön und einfach, daß er sie eine göttliche nennen möchte, wenn sie nicht leider der heiligen Schrift widerspräche. Umgekehrt meinte der Tübinger Gottesgelehrte Halukin, für das System des Kopernik spreche nur der einzige Umstand, daß es vom Pabst verdammt sei (s. Schleidens Studien S. 272.). Der erste Dichter, bei dem wir eine unbedingte, begeisterte Anerkennung des großen Entdeckers finden, ist der berühmte Andreas Gryphius, dessen Epigramm mit den schönen Worten schließt:

Schau, jetzo blüht dein Ruhm, den wie auf einem Wagen
Der Kreis, auf dem wir sind, muß um die Sonne tragen.
Wenn das, was irdisch ist, wird mit der Zeit vergehn,
Soll unbewegt dein Lob mit deiner Sonne stehn.

— **Die Paulskirche.** In den „fünf politischen Quartalrundschauen" (Berlin bei Hertz) lesen wir die Notiz: „Unter unseres politischen Gegners Herrn von Bethmann-Hollwegs Vorsitze hat am 23. September (1854) der Evangelische Kirchentag in Frankfurt und zwar in der aus den Klauen der Revolution wieder eroberten Paulskirche Zeugniß abgelegt für die christliche Ehe und gegen die schweren Sünden des Protestantismus auf diesem heiligen Gebiete."

Bühnenschau.

Frankfurt, 20. December.

Das Trauerspiel der Paria von Michael Beer, welches vorgestern zur Aufführung kam, darf als die in ihrer Art einzig dastehende Lösung der schweren dramatischen Aufgabe betrachtet werden, einen großen und verwickelten Stoff in einen einzigen Act mit drei handelnden Personen zusammenzudrängen und uns so gleichsam eine Tragödie en miniature, jedoch unter dem vollkommenen Eindruck einer großen fünfactigen Tragödie, vorzuführen. Bekanntlich ist es das erste bedeutendere Jugendwerk des leider zu früh verstorbenen Dichters, wurde zum ersten Mal zu Berlin im Jahre 1823 aufgeführt, wo es sowohl durch das vollendete Spiel Wolff's als Gadhi und der Crelinger als Maja wie auch durch seinen eignen Werth einen außerordentlichen Beifall sich errang und sich bald über alle Bühnen Deutschlands verbreitete. In der Zeitschrift „Kunst und Alterthum" schrieb Goethe einen für den Dichter höchst ehrenden Aufsatz, worin er den Paria als das Symbol der herabgesetzten, unterdrückten und verachteten Menschheit aller Völker bezeichnete, ein Gegenstand, der nicht nur allgemein menschlich erscheine, sondern auch eben dadurch höchst poetisch werde. Ein treffliches Urtheil über dieses Jugendwerk eines edlen selbständigen Dichtergeistes fällt der vortreffliche Eduard von Schenk, Michael Beer's treuster Freund und Herausgeber seiner sämmtlichen Werke, indem er von dem Paria folgendes sagt: „Man kann an diesem Werke Einzelnes tadeln, allein es gehört ein ausgezeichnetes dramatisches Talent dazu, eine in ihren factischen Voraussetzungen in hohem Grade verwickelte Fabel, in welcher die beiden tragischen Eigenthümlichkeiten der Indier, nämlich der auf einer ganzen Kaste des Volkes lastende göttliche und menschliche Fluch und das Selbstaufopfern der Wittwen auf dem Scheiterhaufen des Gatten, sich wechselseitig verknüpfen und bedingen, in einen einzigen Act, in eine kurze Stunde und in den engen Raum einer Hütte zusammenzudrängen und dabei doch diese ganze Handlung mit einfacher Klarheit und erschöpfender Vollständigkeit zu entwickeln und vorüber zu führen. Hier ist nichts zu viel, nichts zu wenig; von dem ersten Blitz, der in die Hütte des Paria fährt, bis zu dem letzten Streich, unter dem sie fällt, nachdem sie schon sein und seiner treuen Gattin Grab geworden, steigt das Interesse von Moment zu Moment und der Schluß ist eben so versöhnend als erschütternd. Sprache und Characterzeichnung verrathen schon die geübte Hand des werdenden Meisters, und wenn der Entstehung dieses Werkes vielleicht noch eine Nebenabsicht zu Grunde lag, so ist dieselbe doch nur durch die Sache selbst angedeutet und tritt nirgends in subjectiver Rhetorik hervor." — Letzterer Vorzug muß besonders an diesem Stücke anerkannt werden; denn wie nahe lag nicht die Versuchung, wie günstig war nicht die Gelegenheit, hier gewisse zeitgemäße und beliebte Sentenzen und Stichwörter von Intoleranz und Haß gegen Andersgläubige anzubringen, die so manchem neueren Drama seinen einzigen Bühnenerfolg sichern müssen. Daß der edle Dichter des Paria diese Concession dem Ungeschmack und der Scandalsucht des großen Haufens nicht machte, beweist eben, daß er ein wahrer Dichter gewesen ist. — Die Aufführung war eine vorzügliche zu nennen, wenn auch einzelne kleine Störungen und Verstöße vorkamen. Dahin rechnen wir besonders, daß die sonst treffliche Darstellerin der Maja, nachdem sie bereits den Saft der giftigen Frucht getrunken, also im höchsten tragischen Moment, ihren Shawl ordnete, und daß der Souffleur so laut vorsagte, daß das Publikum mehrmals ganze Sätze doppelt zu hören bekam.

m.

Das Programm einer neuen Anstalt zum Fortbildungs-Unterricht für konfirmirte Töchter liegt uns vor. Dieselbe soll mit dem neuen Jahr von Hrn. Dr. J. E. Drescher in unserer Stadt errichtet werden. Die Absicht des geschätzten Unternehmers geht vorzugsweise dahin, für die mancherlei Lehrstunden, die sich an die Schuljahre der Mädchen noch anzuknüpfen pflegen, einen Organismus zu schaffen. Er nimmt zu diesem Zwecke täglich zwei Stunden nämlich die Vormittagszeit von elf bis ein Uhr, in Aussicht, ohne jedoch für jede Schülerin die Betheiligung an sämmtlichen Lektionen als nothwendig zu bestimmen. Wenn es ihm gelingt, seiner Anzeige gemäß die Stunden so zu ordnen, daß Wiederholung und Ergänzung des in der Schule Gelernten die Grundlage bildet und ein harmonischer Abschluß der Bildung erreicht wird: so kann er den Aeltern manche Sorge erleichtern und verdient ihren Dank, indem er sozusagen statt der Letzteren die Auswahl der Fächer und die Bürgschaft für gute Lehrkräfte übernimmt. Dem Programm ist nachzurühmen, daß der in demselben aufgestellte Cyclus sich an den edlen weiblichen Berufskreis in Familie und Häuslichkeit passend anschließt. Aus den Andeutungen über Methode entnehmen wir, daß der Unterricht vor Allem auf selbstthätige Uebung beruhen soll, die jedenfalls gesunder und ersprießlicher wirkt als leere Beschäftigung mit undurchdachten Einzelheiten. Der Unterricht im Sprechen und Schreiben des Französischen und Englischen soll durch befähigte Eingeborne der betreffenden Länder ertheilt werden. Ueber die Art, wie Hr. Dr. Drescher seine Eintheilung der übrigen Gegenstände motivirt, möge man das Nähere aus dem Programm selbst entnehmen.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift.

Erster Jahrgang. Herausgeber: Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°, und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag

№ 13. Frankfurt a. M., den 29. December 1855.

Inhalt.

Zum Jahreswechsel. Von J. M. Hessemer.
Kaiser und Stadtschultheiß. Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller.
Bilder aus Oesterreich: III Ein Abenteuer am Attersee, von Jul. Gundling.
Das Land des Lebens. Gedicht von Karl Simrock.
Feuilleton, redigirt von Dr. Th. Creizenach. Jahresverloosung des neuen Kunstvereins. — Das Alexanderlied. — Ein blinder Schäfer, der die Flöte bläst. — Mörike's Mozart. — Ein Brief Luthers. — Gelehrte Weindatailien. — Walter Scots poetische Werke u. s. w.
Bühnenschau von Quintus Fixlein. Recensenten Weihnachtslied. — Fiesco von Schiller.

Zum Jahreswechsel.

Auf raschen Schwingen fliehn die Jahre,
Die Tage sind verwehte Spreu;
Wer fesselt wohl das Wandelbare?
Was bleibt im Wechsel uns getreu?
Nichts hat Bestand; wir selbst auch wandern
In stetem Schwanken auf und ab,
Und eine Hoffnung nach der andern
Nimmt Jahr um Jahr mit sich hinab.

In schweren Mühen und Gedanken
Verstrickt sich bald der beste Muth;
In unsres Daseins kargen Schranken
Verkühlt sich leicht die reinste Gluth;
Ist unser Loos doch nur Entsagen,
So daß gar Mancher wohl zuletzt
Selbst das Gebilde schon zerschlagen,
An das ein Leben er gesetzt.

Doch ist der Geist nur wach und heiter,
Blieb nur das Herz gesund und gut,
Dann eifern Kraft und Wille weiter,
Dann wächst auf Trümmern selbst der Muth.
Ein klares Gott- und Weltvertrauen
Füllt dann die Brust belebend aus,
Daß wir zurück in Frieden schauen
Und stets in Freudigkeit voraus.

Dann steigert der Entschluß die Kräfte,
Und selbst das Schwerste wird ein Spiel;
Dann winkt im Drängen der Geschäfte
Dem höh'ren Sinn ein höh'res Ziel;
Dann heben mahnende Gewalten
Den Geist hinan, er schaut und lauscht,
Um auf die Dauer festzuhalten,
Was hier im Leben schnell verrauscht.

Des Wirkens Lust, der Trieb zum Bilden
Greift zum Unendlichen empor,
Es schwebt auf seligen Gefilden
Der Kunst, uns die Vollendung vor,
Und aus des Wesens tiefen Quellen
Steigt ein Gebilde wahr und rein,
Das wir ins bunte Leben stellen,
Ein Bürge seiner Zeit zu sein.

J. M. Hessemer.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Der Doctor Goethe war an jenem verhängnißvollen Tage, nachdem er das Textor'sche Haus verlassen, wie blind und keines klaren Gedankens fähig, dem Gallusthore hinausgerannt und lief nun wohl eine halbe Stunde weit am Maine hin mit einer Eile, als wolle er noch vor Thorschluß nach Mainz kommen. Die letzte Aeußerung seines seitherigen Gönners vom Schneidersohn, der aus Eitelkeit und verletztem Stolze um des Stadtschultheißen Tochter freien wolle, hallten wie die Stimme vom Berge Horeb in seiner Seele wider; ja, wenig fehlte, er wäre, um dieser schrecklichen Stimme zu entfliehen, in den Main gegangen, wo er am Tiefsten, so furchtbar hatte ihn dieses Wort des alten Herrn getroffen und ihn seiner ganzen Fassung beraubt. Erst als er sich völlig außer Athem gelaufen hatte und ein heftiges Stechen in der Seite ihn zwang, seine Schritte zu mäßigen, legte sich auch allmälig der Aufruhr seines Inneren, und ob sein Kopf auch heftig glühte, sein Herz hämmerte, daß er die Schläge zu hören vermeinte, so kam doch nach und nach wieder einige Ordnung und Klarheit in das Chaos seiner Empfindungen und ein kurzes, krampfhaftes Weinen erleichterte ihm die beklommene Brust.

Hat er denn mehr gesagt als die Wahrheit? rief er und schlug sich erschüttert vor die Stirne. War es nicht bis zu dieser Stunde der Fluch meines Lebens, daß ich mich niemals von diesem unseligen Hochmuth frei machen konnte! Als wenn ich, Gott weiß, durch welche Verdienste und Vorzüge berechtigt wäre, beständig mit meinem Schicksal zu hadern und mir einzubilden, ich sei zu etwas ganz Besonderem berufen! Ja, ist mir's nicht von früh auf eine rechte Genugthuung gewesen, mir einzubilden, es sei nur mein Vater, mein redlicher tüchtiger Vater, dessen vormaliger Stand mich an einer glänzenden Carrière hindere? Ha! Ha! Als wenn nicht schon mehr als ein Schneidersohn, als wenn nicht mein Vater selbst es durch seine eigne Tüchtigkeit zu etwas Rechtem in der Welt gebracht hätte!

Es war zum Erstenmal in seinem Leben, daß er sich in dieser aufrichtigen Weise Rechenschaft von einer Schwäche seines Charakters gab, die ihm schon so viele bittere Stunden bereitet, ja, die sich allmälig seines ganzen innern Menschen bemächtigt und ihm jenes schroffe, einseitige und befangene Wesen mitgetheilt hatte, das ihm eine freie heitere Welt- und Lebensanschauung fast unmöglich machte. Aber zum erstenmal geschah es ihm auch, daß Jemand ihn so tief und sicher durchschaute und ihm seine Meinung darüber so rückhaltlos aussprach, wie es der alte Stadtschultheiß heute in wenigen Worten gethan hatte, in einem Augenblick, wo er am Wenigsten darauf vorbereitet gewesen war.

Es bedurfte noch einer geraumen Zeit, bis sich der arme Doctor wieder so weit von seiner Erschütterung erholt hatte, daß er sich fragen konnte, was nun weiter geschehen und wie sich nach diesem verhängnißvollen Wendepunkt sein künftiges Leben gestalten solle. — Frank-

furt sogleich und für immer zu verlassen! Dieser Vorsatz stand einigemal so fest bei ihm, daß nur der Gedanke an seine treffliche Mutter denselben wieder zurückzudrängen vermochte; bis er denn endlich das Rechte gefunden zu haben glaubte und es auch in Wahrheit gefunden hatte, indem er sich vornahm, die Folgen seines übereilten Schrittes und seiner thörichten Selbstüberschätzung, mochte auch kommen was da wollte, als Mann mit Würde zu tragen, sonst aber für immer auf jeglichen Gewinn an Ehre und Ansehen zu verzichten und ferners Glück nur in sich selbst und einem thätigen Leben zu suchen.

Es ist das Zeichen einer gediegenen Natur, wenn der Mensch, der von einem alten eingewurzelten Fehler geheilt wird, bald zu der Erkenntniß dessen gelangt, was er Schönes und Gutes darüber einbüßte und in welchem Irrthum er so lange befangen gewesen, als er eine, vielleicht noch dazu ganz äußerliche Zufälligkeit des Lebens für den Ausgangspunkt aller seiner Mißgeschicke ansah.

Auch der Doctor war nicht sobald zu dieser glücklichen Selbsterkenntniß gelangt, als ihm auch schon der Gewinn davon für sein ganzes innere und äußere Leben so einleuchtend wurde, daß er sich wie umgewandelt vorkam, so sicher und gründlich hatte der Stadtschultheiß, freilich mit mitleidloser Hand, den faulen Fleck aus seinem Fleische herausgeschnitten. Und wie er jetzt im Nachdenken über sich und sein bisheriges Leben verloren, der Stadt zuwanderte, da war es auch schon beschlossene Sache bei ihm, seiner guten Mutter Alles zu entdecken; sogar bekennen wollte er ihr, daß es nur sein ungemessener Ehrgeiz gewesen sei, der ihn bewogen, ihr seine Besuche im Textor'schen Hause, sowie seine Absichten auf des Stadtschultheißen Tochter zu verheimlichen. Er hatte gefürchtet, die schlichte anspruchlose Frau werde ein so dreistes Beginnen des Sohnes nimmermehr gutheißen; darum wollte er sie nicht eher davon in Kenntniß setzen, als bis er, am Ziele seiner Wünsche angelangt, ihr das Kind der ersten Magistratsperson der Stadt als Schwiegertochter in's Haus führen könne.

O weh, o weh, armer Doctor Goethe, wie arg hattest du dich verrechnet! —

So kam er denn, als es schon längst dunkel war, nach Hause zurück. Die alte Köchin Gertrude, ein Erbstück aus dem „Weidenhof", die ihm auf der Flur entgegenleuchtete, erschrak über sein blasses Aussehen und noch mehr über die zitternde Hast, mit der er sie fragte, ob seine Mutter in ihrer Stube sei. Sie bejahte es und fügte hinzu, daß ihn dieselbe schon seit länger als einer Stunde mit Sorge und Ungeduld erwarte, worauf er sogleich nach der Mutter Zimmer ging.

Gott sei Dank, daß du da bist, sagte Frau Cornelia. Wo warst du denn so lange?

Ach, Frau Mutter, wenn ich Ihr das ausführlich erzählen sollte, müßt' ich schon ein wenig weit ausholen, entgegnete der Doctor mit unsicherer Stimme, indem er ihr die Hand küßte.

Erst auf diese Rede hin faßte Frau Cornelia den Sohn schärfer in's Auge und entdeckte sogleich in seiner Miene jene Veränderung, welche bereits die alte Gertrude so sehr erschreckt hatte.

Mein Gott, wie du blaß aussiehst, Johann Kaspar! rief die besorgte Mutter, hob den Schirm der Lampe auf und blickte ihn forschend an.

Beruhige Sie sich, beste Frau Mutter, erwiederte der Doctor und zwang sich zu lächeln. Mir ist nicht mehr widerfahren, als ich von Gott und Rechtswegen verdient habe, besonders aber um Ihretwillen, Frau Mutter, die Sie doch stets die Treue und zärtliche Liebe selber gegen mich gewesen ist. Ach, hätt' ich zuvor Ihren Rath erbeten, beste Frau Mutter, ich hätte mich nimmer von meinem Hochmuth auf's Glatteis verlocken lassen, — aber das ist nun zu spät, die Sache will eben getragen sein, wie ich sie mir selber aufgeladen habe, — so wißt denn und erschreckt nicht, Frau Mutter, Euer Sohn Johann Kaspar hat sich heute beim Herrn Stadtschultheißen Textor einen magnifiquen Korb geholt, weil er sich in seiner Einbildung bis zu dessen Tochter Elisabeth verstieg und sich erdreistete, beim Vater um deren Hand anzuhalten.

Welchen Eindruck diese Nachricht auf Frau Cornelia machte, dies zu beschreiben wagen wir kaum. Wie Schuppen fiel es ihr plötzlich von den Augen, zuckte wie ein heller Strahl durch ihre Seele, noch einen Moment, und es war wieder dunkelfinstere Nacht vor ihrem Blicke; mechanisch tastete sie mit beiden Händen, als wolle sie sich überzeugen, daß sie nicht bloß träume, nach des Sohnes Haupt, strich ihm mit zuckenden Fingern das Haar von der Stirne, sah ihn unverwandt mit ihren großen glänzenden Augen an — ach, kein Maler, und wäre ein Titian zugegen gewesen, hätte den rasch wechselnden Ausdruck dieses Antlitzes wiedergegeben, das jetzt im Strahl der höchsten Verklärung leuchtete und gleich nachher von den Schatten der tiefsten Trauer bedeckt wurde. Wußte sie's, oder wußte sie's nicht? War, was der Sohn gesagt, oder war was ihr zitterndes Herz ihr sagte, das Rechte? Die Stadtschultheißin hatte es ihr beim Abschied mit Kuß und Handschlag gelobt: Er kriegt die beste Frau! der Stadtschultheiß aber hatte sein schreckliches Nein dazwischen geworfen, und da saß der Sohn nun selber vor ihr, zwischen ihren beiden Händen hielt sie, wie zum Schutze vor einem unsichtbaren Schwert, das nach ihres Lebens Leben gezückt war, sein bleiches Haupt — tödtliche Angst, seliges Hoffen, wer beschreibt euch, wenn ihr in einem Mutterherzen gegen einander streitet!

Mir ist Alles so neu und doch so wohlbekannt, was du mir soeben erzählt hast, sprach sie nach einer langen Pause und drückte dabei sanft ihre Hände auf seine Augen, als wolle sie nicht sehen, was in seiner Seele vorgehe. Hör' mich ruhig an und glaub' es mir, auch ohne mich anzuschauen: Du bist und bleibst mein Alles auf dieser Welt, und wie ich dir jetzt die Augen in Einemfort zuhalte, so sollst du's auch ganz und voll in dich aufnehmen, das Wort deiner Mutter, wenn sie dir sagt: Alles hab' ich gewußt, eh' du kamst; denn die Stadtschultheißin ist heute den ganzen Nachmittag über bei mir gewesen, sie suchte mich in meinem Hause auf, um eine Mutter von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, die ihr Sohn — sei nur still, ich mein's nicht so böse — die ihr Sohn verleugnet; das ist eine Frau, Johann Kaspar, der du so was nicht zum Zweitenmale thun darfst, denn sie hat's in Allem gut mit dir vor, an ihrem ganzen Menschen ist, was dich und mich anbetrifft, kein Unthätchen von Falschheit — stürb' ich heute, so solltest du morgen, eh' du den Sarg für mich bestellest, zur Textorin gehen und ihr sagen: Mein Mütterlein nahm mir Gott, aber die Stadtschultheißin ließ er mir zur andern Mutter, — siehst du, Johann Kaspar, so gut ist diese Frau, daß ich ihr nach der ersten Stunde unserer Bekanntschaft nicht nur mein ganzes Herz, daß ich ihr sogar die große nußbaumene Kommode droben in der grünen Stube aufgeschlossen habe, an der du immer so scheu vorübergehst, worin doch mein heiliges Inventarium liegt für die liebe selige Zeit, da du glücklich sein wirst — so glücklich, Johann Kaspar, daß es die Stadtschultheißin ganz und gar begriff und erfaßte, das Glück, davon ich wohl nur das erste Morgenroth schauen werde, wenn die Harfentöne meines sanften Jesu mich in sein himmlisches Reich locken.

Gerührt hielt hier die würdige Matrone inne und zog langsam die Hände von seinen Augen weg; staunend blickte der Sohn sie an, denn die Mutter hätte ihm, Gott weiß, welche Neuigkeit erzählen können, er wäre darüber nicht so sehr aus der Fassung gerathen, wie bei der Kunde vom heutigen Besuch der Stadtschultheißin bei Frau Cornelia. Welch eine Reihe von Muthmaßungen that sich da mit Einmal vor seinem Blicke auf! Wie räthselhaft contrastirte dieses herzliche Entgegenkommen der Frau Anna Margaretha mit dem Benehmen ihres Mannes, und wie sollte er Beides zusammenreimen? In der nämlichen Stunde, wo die Stadtschultheißin oben in der grünen Stube, allen Standesunterschied bei Seite setzend, mit seiner Mutter dieses innige Freundschaftsbündniß schloß, erinnerte

Herr Johann Wolfgang ihn, den Sohn der nämlichen Frau in rauhem Stolze daran, daß sein Vater nur ein Schneider gewesen sei, daß er bloß aus eitler Selbstüberhebung um die Tochter eines Stadtschultheißen freie!

O, ich hab's verdient, habe noch tausendmal mehr verdient als das! rief der Doctor, als jetzt Frau Cornelia verstummte und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Welcher böse Versucher flüsterte mir's auch ein, hinter Ihrem Rücken meinem Glücke nachzuschleichen und mich mit solchem Eifer in eine Familie zu drängen, der ich doch von vornherein so viel Stolz und Standesvorurtheil zutraute, meiner trefflichen Frau Mutter die Aufnahme in ihre Mitte zu versagen.

Sei nur nicht gegen dich selber ungerecht, mein Sohn! sprach Frau Cornelia sanft. Denn was auch der Herr Stadtschultheiß dir Hartes und Bitteres gesagt hat, an diesen Vorwurf dachte er doch nimmermehr, konnte ihn dir auch nicht machen, denn er muß ja wissen, welch' ein trefflicher guter Sohn du jederzeit gewesen bist. Ach, in dem Punkt kenn' ich dich besser als du selber, mein lieber Johann Kaspar! Du wolltest mir eine große Ueberraschung bereiten, wolltest der alten Mutter nur die Sorgen und Befürchtungen über den Ausgang ersparen, darum verheimlichtest du ihr deine Besuche bei Textor's, nein, nein, von diesem Vorwurf spreche ich dein Herz los; aber einen andern erspar' ich dir nicht, den mußt du noch hören, komm', setze dich wieder an meine Seite, und sag' mir einmal aufrichtig, wie es kommt, daß du mir kein Wort von dem Gegenstand deiner Neigung sprichst? Denn die Hauptsache bleibt doch das Mädchen, das der alte stolze Mann dir verweigern will. Hast etwa gar nicht mal aus Liebe gefreit, aus wahrer herzinniger Liebe, wie's doch der rechte Mann jederzeit thun soll, wenn er sich zu so Wichtigem entschließt? Sprich, liebst du die Elisabeth Textor?

Diese Frage, so offen und einfach sie auch gestellt war, kam doch dem Doctor so unerwartet, war ihm so neu, daß er Anfangs keine Sylbe darauf erwidern konnte, nicht anders, als wenn ihn die Mutter gefragt hätte, wo Thule liege oder wo der Mann im Mond wohne. Stumm, ein Bild der äußersten Betroffenheit stand er vor ihr, die ihn mit ihren großen dunkelglänzenden Augensternen ernst anblickte, als wolle sie in seiner tiefsten Seele lesen.

Sprich, lieber Sohn, fuhr Frau Cornelia dringender fort; gesteh' es mir offen, daß die Kränkung, die der Herr Stadtschultheiß dir zugefügt hat, dich viel näher berührt als des Mädchens Verlust?

Frau Mutter, Sie fragt mich da Etwas, das ich wahrlich nicht so schnell und kurzweg zu beantworten weiß, erwiederte der Doctor, dessen Bestürzung immer größer wurde.

So will ich meine Frage anders stellen, wenn's auch im Grunde die nämliche bleibt, sagte sie und schüttelte leise das Haupt. Hat Elisabeth Textor dir eine Veranlassung gegeben, zu glauben, daß du bei ihr in besonderer Gunst stündest und sie dem Jawort ihrer Eltern freudig und mit ganzem Herzen beistimmen würde?

Daß ich nicht wüßte, Frau Mutter, versetzte der Doctor kleinlaut und ließ den Kopf hängen.

So mußt du deiner eignen Liebe doppelt sicher gewesen sein, sprach Frau Cornelia nach einer Pause.

Da hat Sie wohl das Richtige getroffen, entgegnete der Doctor mit freierem Athem, wenn auch seine Befangenheit die nämliche blieb. Nie zuvor in meinem Leben hat ein Frauenzimmer mir durch ein gewisses Etwas in seiner ganzen Art und Weise eine größere Zuversicht zu mir selber eingeflößt als sie, und ich hätt's darum in meiner thörichten Vermessenheit schlechterdings nicht für möglich gehalten, daß der Stadtschultheiß Nein sagen werde.

Gottlob, so liebt er sie wirklich! sprach Frau Cornelia für sich und sah ihn mit inniger Rührung an.

Wodurch sie mich aber so sicher gemacht hat, weiß ich bei Gott selber nicht, fuhr der Doctor fort und ward dabei im ganzen Gesicht über und über roth. Denn nicht der kleinsten Gunst darf ich mich von ihr rühmen, vielmehr war ihr Benehmen immer launenhaft und unbeständig, heute das Gegentheil von gestern, und am andern Tag gewiß anders, und doch immer so natürlich, so reizend, daß ich sie niemals anders wünschte als sie eben war. Und ich meine, daß sie mir's grade dadurch am Meisten angethan hat! Ja, ich schäme mich nun nicht länger und will's Ihr offen bekennen, Frau Mutter, die kleine Dame hat mich beständig zum Besten gehabt, ohne daß es mich ihr gegenüber kränkte, und erst nach der Hand schämte ich mich meiner lächerlichen Rolle und nahm mir immer, so oft ich hinging, vor: Heute geschieht's zum letztenmal, daß sie dich hänselt, heute willst du ihr den ganzen Mann zeigen, der in dir steckt! — Aber kaum hatte sie's so oder so auf mich angelegt, da gefiel sie mir gerade erst recht, wie noch nie zuvor — kurz, mit meinen vierunddreißig Jahren war und blieb ich der Spielball ihrer Launen, wie denn auch einem Grillenfänger von meiner Sorte schon Recht geschieht, wenn eine dritte Person ihre Grillen an ihm ausläßt.

Da ist dir's freilich recht schlimm ergangen, mein armer Sohn, sprach Frau Cornelia gerührt und streichelte ihm sanft die Wangen. Hättest du ihr nur wenigstens einmal den Muthwillen gelegt, wer weiß, was sie dann gethan hätte. Aber gleichviel! Nun ich weiß, daß du sie wirklich liebst und daß der Herr Stadtschultheiß im Unrecht gegen dich ist, halt' ich wieder an meinem alten guten Glauben fest, den du mir vorhin beinahe benommen hast, und dieser Glaube lautet, daß treue Liebe sich selber genug ist; denn sie gleicht auch darin der reinen Tugendhaftigkeit, daß ihr zwar das Glück nichts von ihrem schönen Werthe benimmt, daß sie aber im Unglück erst zur rechten Weihe erstarkt, und den Menschen innerlich festiget, wie keine andere Kraft des Gemüthes. Auch sollst du's gleich wissen, Johann Kaspar, daß die Mutter deine Sache mit der kleinen Mamsell noch lange nicht verloren gibt, ja, schau mich nur groß an, du Kleinmüthiger, die Mutter hält noch dein gutes Glück fest in den Händen, wo du's schon halb und halb freiwillig weggeworfen hast — ach, Sohn, lieber Sohn, glaub's mir, weil's mich überselig macht, die gute Stadtschultheißin vergißt mir droben die Kommode nicht, die hat's mal aus der kleinen bunten Herrlichkeit angestrahlt wie ein zauberhaft Kindermärchen, wart' nur, wart' nur, Sohn, ihr lassen meine kleine Perlenhäubchen, mein Tulisäntchen, meine Jöppelchen und Strümpchen gar keine Ruhe mehr, sagte sie's doch noch beim Abschied, es hüpfe, tanze und flimmere ihr beständig vor den Augen, als hätte sie in den himmlischen Kindersaal geschaut!

Ich thue keinen Schritt mehr über die Schwelle des Stadtschultheißen, sprach der Doctor gedämpft vor sich hin.

Darin geb' ich dir vollkommen Recht, sagte Frau Cornelia rasch und sicher. Was geschieht, das geschieht von dort aus, wo man dich heute so tief gekränkt hat; aber denk' an mich, Johann Kaspar, das wahre Glück gewinnt der Mensch niemals durch's Suchen, aber zuweilen — findet es ihn doch.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Oesterreich.

III. Ein Abenteuer am Attersee.

Salzburg ist der Mittelpunkt eines lieblichen Stückchens Erde — vorausgesetzt, daß man vom Schicksale die seltene Vergünstigung zugestanden erhält, die Gegend an regenlosen Tagen durchwandern zu können. Aber diese regenlose Tage lieben es, Monate lang auf sich warten zu lassen. Wir wissen nicht, ob es eine Anekdote ist, daß Jemand zehn Wochen in Salzburg auf das Aufhören des Regens wartete, und endlich, ungeduldig geworden, unverrichteter Dinge abreiste. Nach zwanzig Jahren besuchte ihn ein Salzburger, und die erste Frage, welche der unglückliche Tourist an den Bewohner des Salzkammergutes richtete, war die: Regnet es denn noch immer

in Salzburg? — Es hat wohl in den zwanzig Jahren, seit Sie nicht da waren, zwei- oder dreimal zu regnen aufgehört, meinte der Gebirgsmann treuherzig. Wie gesagt, wenn die Historie eine Anekdote ist, so gleicht sie doch der Wahrheit, wie ein Ei dem andern.

Aber Salzburg ist erst der Anfangspunkt jener herrlichen Gebirgspartheien, welche ihren Anfang nehmen, wenn man die Straßen verlassend die Felsfußpfade aufsucht. Auf diesen kömmt man an prächtigen grünen, unzählige Cataракte bildenden Waldströmen und Gebirgsbächen vorüber, in die Seeregion, welche auf dem Continente nicht wieder ihres Gleichen hat. Wir erwähnen hier nicht den von Touristen aufgesuchten Traunsee, wir mahnen nur an jene geheimnißvollen grünen Wasserbecken, welche ihre ganze mysteriöse Romantik schon in ihrem Namen tragen: der Mondsee, der Attersee, der Wolfgangssee, das sind die Perlen des Salzkammergutes.

Man steigt von den Bergen nieder, ahnungslos, daß hinter den Felsenkämmen ein riesiges Wasserbecken verborgen liegt. Plötzlich tritt uns die grüne Fläche entgegen und an den beiden Endpunkten der smaragdenen Fluth strecken aus einem malerischen Häusergewirre die Kirchenthürme ihren schlanken Hals in die Höhe. Auf einer Felseninsel ragt ein Kreuz empor und aus dem am jenseitigen Ufer gelegenen Dorfe St. Gilgen klingt das Mittagglöckchen herüber. Die Straße führt im Rundbogen um den ganzen See herum, der einem wohl drei Stunden lang zu Füßen liegt, kaum eine Klafter tief unter dem gut gebahnten Stege.

Vom Wolfgangsee zum Attersee ist es nur eine Tagreise für an tüchtige Tagmärsche gewohnte Füße. Am Attersee aber war es, wo ich Zeuge eines Abenteuers war, welches mir diese Gegend ewig unvergeßlich erhalten wird. Ich habe da kein Abenteuer im Sinne, wie es Touristen oft begegnet. Was mir am Ufer dieses so friedlichen Sees erschütternd entgegentrat, war der tragische Abschluß der Schicksale dreier Menschen, welche hier aus den verschiedensten Weltgegenden zusammen trafen, um mit und durcheinander unterzugehen.

Die ohrenzerreißende Abendandacht hatte mich aus dem Wirthshause getrieben. Dies unharmonische Geheul, welches den Wanderer das ganze Salzkammergut entlang verfolgt, ist ganz geeignet, die Lust an den Alpen zu verleiden — wohin man immer seinen Schritt lenken mag, der Ohrentortur entgeht man nicht. Beim Frühmahle, vor und nach dem Abendtische erhebt sich der entsetzliche Chor, an welchem Alles Theil nehmen muß, was an Gästen und Hausgenossen in der Wirthsstube sich befindet. Hundert Stimmen brummen und kreischen eine Viertelstunde durcheinander, der Bursche mischt seinen Alt in den pfeifenden Sopran der Dirnen, zuweilen verstummen mehrere Stimmen vor Erschöpfung, um dann wieder an beliebiger Stelle in den Chor einzufallen.

Ich lenkte meine Schritte nach dem Kirchhofe von Scherfling, der als der äußerste Punkt des Dorfes von den Fluthen des Attersees bespült wird. Man kann sich nicht leicht eine poetischere Stelle denken, als diesen Kirchhof, vor welchem der ruhige See sein grünes Gewässer ausbreitet; den Waldeskranz umschließt ein duftendes Diadem, die geheimnißvolle Fluth, über welche ein Zug von Kranichen mit wildem Geschrei hingeht, als ob er dem schlummernden See leidenschaftliche Märchen erzählen würde von dem wüsten Welttreiben drüben — jenseits der Wälder. Dann ist es, als ginge ein Rauschen über die Wogen, sie heben sich höher, als hätte sich eine dunkle Sehnsucht ihrer bemächtigt bei der verlockenden Mähre in der Höhe.

Die Dämmerung zieht ihren bläulichen Mantel immer dichter zusammen, über dem Nadelgehölze schwankt die Mondessichel hervor. Ein Glitzern geht über den See, wie ein niedersinkender Regen von Goldstäubchen. Dazwischen klingen die Glocken von drei, vier Seiten zusammen — es ist eine herrliche Abendfeier!

Stunde um Stunde verging — ich vermochte mich nicht von dem Orte zu trennen. Mit einemmale störte mich ein leises Plätschern, das von dem Wasser herkam und mit jeder Sekunde vernehmlicher erklang, aus meinen Träumen auf. Bald unterschied ich deutlich Ruderschläge und endlich entdeckte ich auch den Nachen, welcher sich rasch dem Ufer nahte, und zwar in der Richtung nach dem Kirchhofe hin. Unbestimmte Ahnungen eines Abenteuers zuckten mir durch den Kopf. Das Gemäuer des Kirchleins, welches die Mitte des Kirchhofes einnahm, bot mir eine gute Zufluchtsstätte, von welcher aus ich Alles beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Das Versteck wies sich bald als sehr zweckmäßig aus, indem die Ruderschläge plötzlich verstummten und ein leises Geräusch verrieth, daß der nächtliche Seewanderer in der That den Kirchhof zu seinem Zielpunkte ausersehen. Jetzt kam er in den Bereich meines Horizontes, und ich unterdrückte mit Mühe einen Ausruf der Verwunderung.

Ein herrliches Frauenbild schwebte über die Gräber dahin mit unhörbarem Elfenschritte. Schwarze Locken umschwankten ein Antlitz, an dessen blühender Schönheit das Mondlicht zum Verräther wurde. Ein bläuliches Gewand umhüllte den schlanken Leib; ein weißer Schleier floß, von einer goldenen Spange gehalten, von der strahlend weißen Stirn nieder, und schlang sich, wenn ihn der leise Luftzug aufblähte, wie ein Schaumgewebe um die schöne Gestalt, welche dunkle Phantasiereminiscenzen an meerentstiegene Jungfrauen in mir erweckte.

Die Seejungfrau mochte drei- bis viermal den engen Raum des Kirchhofes der Länge nach durchmessen haben, als sie ein leise von dem Waldgehege herüberhallendes Geräusch von Schritten innehalten ließ. Sie horchte, und ein freudiges Ah! entschlüpfte ihren Lippen, da sie sich in ihrer Vermuthung nicht getäuscht sah. Sie breitete die Arme nach der Gegend hin, woher das Geräusch kam, ihr Busen wogte, ihr Antlitz leuchtete. Eduard! entrang es sich bebend ihrer Lippe. Aurelie! jubelte es in der Ferne auf, daß die Berge das Echo in zitternden Schwingungen wiedergaben. Eine Sekunde noch — und ein junger Mann übersprang die Kirchhofsmauer und flog in Aureliens Arme.

Ich starrte die Scene an — athemlos, denn ich kannte diesen Mann, welcher sich eben mit einem wilden Wonneschrei an den Busen der Seejungfrau warf, die ihm Stirn und Wangen, Hals und Lippen mit tausend glühenden Küssen bedeckte.

Fünf Jahre zurück, und der schöne Jüngling saß an meiner Seite im Hörsaale der Hochschule, der Auseinandersetzung der Pandekten lauschend, oder vielleicht über den schweinsledernen Codex hinweg die Gedanken auf ein goldenes Märchen heftend, das sich ihm während der Vorlesung über das Hadrianische Fragment zu glühenden Versen ausspann.

Der junge Mann hatte geringen Umgang mit seinen Collegen; mit seiner bleichen Felsenstirn, mit dem Glutblicke seines Auges bewegte er sich, ein Fremder, unter den gut dressirten Menschen. Als die Sturmjahre kamen, verwickelte ihn sein leidenschaftliches Wesen in böse Dinge und sein Name stand unter den schwer Compromittirten. Mir selbst wurde bis zu dem Augenblicke, da ich ihm auf dem Kirchhofe am Attersee begegnete, keine Kunde von seinem Leben — einen Steckbrief ausgenommen, den die öffentlichen Blätter gegen den politischen Flüchtling brachten. Ich glaubte ihn in der Schweiz, in England oder Amerika — und fand ihn in den Salzburger Alpen in den Armen des schönsten Weibes, das ich je geschaut.

Aber er war ein anderer geworden! Wettergebräunt war das sonst so zarte Gesicht, die hohe Stirn lag in düstern Falten, in wilder Unordnung fielen die rabenschwarzen Locken herab und peitschten seine eingefallenen Wangen. Sein Anzug war verwahrlost, eine schwarze Blouse bedeckte den schlanken Leib.

Kosen und Küssen ging nun an über den Gräbern, drunten die Verwesung — über dem grünen Rasen, der sie verhüllte, die Glückseligkeit der Liebe!

Die Seejungfrau forderte ihren Geliebten auf, mit ihr den Nachen zu besteigen — eine Minute darauf tanzte der Kahn über die mondbestrahlte Fläche.

Möchte das eine wild-selige Fahrt sein!

Eine Weile blieb es stille auf dem Kirchhofe; immer noch in den Gedanken an das eben Geschaute versenkt, verließ ich das Versteck, um den Rückweg zum Wirthshause anzutreten.

Da donnerte mir ein Halt! entgegen — ein Mann stand vor mir, und hielt mich bereits in der nächsten Sekunde mit eiserner Kraft am Arme fest, indem er mir mit wildem Lachen ins Antlitz starrte.

Nicht wahr, sie sind dagewesen — entströmte es seiner Lippe, ich habe mich nicht getäuscht, sie sind dagewesen? Antworte, Mensch!

Und indem er die Zähne vor Wuth zusammenbiß, schüttelte er mit Macht meinen Arm, daß mir schier der Athem auszugehen drohte über der heftigen Bewegung, in welche mein ganzer Körper durch diese seltsame mitternächtliche Fragemethode versetzt wurde.

Ich entgegnete im höflichsten Tone:

Wenn Sie sich bemühen wollen, Ihre Frage deutlicher zu stellen —

Deutlicher? War das nicht deutlich genug? Das schöne Weib mit den schwarzen Locken und dem Sirenenblicke — war sie nicht da? Und der Elende — der Frauenräuber — Antwort, Mensch — haben sie sich nicht auf dieser Stelle geküßt?

Ich konnte das nicht leugnen und nickte bejahend mit dem Kopfe.

Ja — ja! schrie der Fremde in wilder Freude auf und ließ meinen Arm fahren. Ein satanisches Lächeln spielte um seine Lippen, als er fortfuhr:

Ei, da hätte ich ja sogar das Zeugniß für mich — nicht wahr? Und wenn das Verbrechen seine Zeugen hatte, dann muß auch die Rache die ihren haben! Folgen Sie mir, mein Herr!

Als ich mich nicht allzusehr beeilte, dieser Einladung nachzukommen, fand es derselbe für gut, dieselbe einigermaßen zu erläutern. Sie haben an dieser Stelle mein Weib gesehen — mein Weib Aurelie — in den Armen eines Anderen! sprach er mit schrecklichem Nachdrucke. Ich habe um dieses Weibes willen mein Vaterland verlassen und vergessen! Als ich in der Schlacht von Custozza gefangen mit meinen Kampfgenossen nach den böhmischen Festungen gebracht wurde, trat mir jenes Weib in der blendenden Pracht ihrer sechzehn Jahre, strahlend in Schönheit und Liebe, entgegen. Die Sehnsucht nach dem herrlichen heimathlichen Florenz erstarb in meiner Liebe — ich führte Aurelie als Gattin auf die Villa, die ich an diesem See erkauft, an dessen Ufern es mich anheimelte wie italische Luft. Ein Jahr der Liebe und Seligkeit verrauschte — da führte mir das Schicksal jenen Elenden in den Weg. Er machte in seinem wilden Auftreten einen Eindruck auf mein Weib — Sie waren Zeuge, wie weit es gekommen! Ein Wort von mir hätte genügt, den Elenden zu vernichten — ich weiß, daß er ein Flüchtling ist, in jenen Wäldern seit Jahr und Tag in einer Jägerhütte sein Dasein fristet — ein Wink von mir, und die Gerichte hätten ihn erfaßt! Aber das durfte ich nicht — das wollte ich nicht — ich wollte sehen, wie weit mein Weib in meiner Entehrung gehen würde. Ich habe es gesehen und ich werde es rächen, folgen Sie mir!

Mechanisch ging ich hinter dem Manne her, der sich in seinen weiten Carbonarimantel gehüllt hatte. Nachdem wir einige tausend Schritte längs des Ufers hingegangen waren, bestiegen wir einen Nachen, welcher in einer kleinen Bucht versteckt lag.

Der Italiener ruderte aus Leibeskräften. Er mußte den Ort kennen, wo Eduard landen würde, wenigstens kreuzte er unverrückt an einer Stelle des Sees, welche sich an den dichtesten Wald lehnte. Da rauschte es in der Nähe wie Ruderschlag.

Ein leiser Freudenschrei entschlüpfte dem Manne, der jetzt mit Macht dem fremden Fahrzeuge entgegenstrebte. In wenigen Minuten war es erreicht, von unserem Nachen gestreift — ein Sprung, und der Italiener stand zwischen seinem Weib und Eduard.

Ein wilder Weheruf Aureliens verrieth, daß sie den Eindringling erkannt. Der Italiener stieß das zitternde Weib mit dem Fuße bei Seite und trat Eduard Brust gegen Brust entgegen, indem er seinen Carbonari entfaltete und zwei Pistolen hervorzog.

Wähle! donnerte er Jenem zu und hielt ihm die Waffen hin.

Eduard griff mit Hast nach einer derselben; der Italiener sagte: Besinne dich, Bursche — nur eine ist geladen!

Eduard hatte gewählt. Die beiden Männer standen einander so nahe in dem schmalen, kurzen Nachen, daß Auge in Auge brannte, und der Körper des Einen den Andern streifte.

Der Italiener legte seinen Pistolenlauf an Eduards Stirn.

Dieser that desgleichen — die Schüsse fielen gleichzeitig, als wäre nur ein einziger abgefeuert worden.

Eduard stürzte, in's Gehirn getroffen, zusammen; er fiel rücklings nieder, so daß der Oberkörper über den Nachenrand zu liegen kam — ein Stoß von des Italieners Fuß und der Leichnam lag in den Fluthen.

Es wäre nicht gut gethan, wollte man die Liebenden trennen! rief der Italiener mit wildem Lachen, hob das ohnmächtige Weib vom Boden auf und schleuderte sie mit einem mächtigen Wurfe in den See.

Was aus dem Italiener geworden, kann ich nicht sagen. Ich habe ihn seither nicht gesehen. Jedenfalls hat er theuer dafür gebüßt, daß er seinem Vaterlande untreu geworden. Wäre er damals, als die Auswechslung der Gefangenen zwischen Oesterreich und Piemont stattfand, mit seinen Brüdern wieder heim nach dem Arno gezogen, ihm wäre heut wohler, wenn er noch lebt. —

In mir weckte sein Anblick aber eigenthümliche Erinnerungen. Ich versetzte mich in die Zeit, wo Böhmen mit italienischen Gefangenen überschwemmt war. Sie wurden damals zu Tausenden nach den böhmischen Festungen Theresienstadt und Königgrätz geführt. Noch ist mir in dieser Beziehung ein Sommertag in lebendiger Erinnerung. Es war in Pribram, der böhmischen Bergstadt, in welcher seit einem halben Jahrtausend nach Silber gegraben wird.

Ich lenkte meine Schritte einer einsamen Waldschänke zu. Die rauschenden Klänge einer Nationalpolka tönten mir aus dem Walde entgegen und verriethen, daß das Waldwirthshaus der Schauplatz eines Sonntagsballes war. Der Boden der Schänke selbst erdröhnte unter dem Gestampfe der Tanzenden. Diese wilden Vergnügungsmenschen waren vielleicht vor einer Stunde die dreihundert Steinstufen des heiligen Berges, die in Pribram zu dem wunderthätigen Marienbilde führen, knieend hinaufgerutscht, wie dies die fromme Sitte heischte. Jetzt glühten ihre Wangen in sinnlicher Lust. Studenten in rothen und blauen Kappen bewegten sich dazwischen, dralle Mädchen am Arme schleppend. Dazwischen brauste auch die stürmische Melodie eines böhmischen Liedes, von kräftigen Zecherstimmen vorgetragen.

Ich freute mich des frischen Lebens, das in der sonst so stillen Waldschänke mich umwirbelte, als plötzlich einige Gewehre draußen harten, dröhnenden Falles niederrasselten, und eine ungehobelte deutsche Stimme im schnarrenden Commandotone nach dem Wirthe fragte.

Bald öffnete sich die Thür, aber was da auf der Schwelle erschien, das war kein ungeschlachter deutscher Corporal, der gebieterisch eine Einquartirung ansagte. Eine edle Gestalt, ein melancholisches Antlitz zeichnete vielmehr den Eintretenden aus, unter den buschigen Augenbrauen blitzte ein feuriges, schwarzes Auge hervor, das in einer Sekunde mit bewunderungswerther Beweglichkeit den Saal durchmusterte. Ein leichtes, schlaues Lächeln überflog das gebräunte Gesicht, dessen hohe Stirn und kühn gebogene Nase von Intelligenz Zeugniß ablegte. Des Eintretenden Blick haftete auf dem schmucken Dirnenkranze, der neugierig den Fremdling betrachtete.

Aber schon war dieser nicht mehr der ausschließliche Gegenstand des Interesses, denn ihm nach drängten sich mannichfache Gestalten, verschieden costümirt, aber alle übereinstimmend in dem melancholischen Zuge um die Lippen, dem selbst ein Lächeln nicht ganz wich, alle übereinstimmend auch in den fremden Lauten, in welchen sie sich ihre Bemerkungen zuflüsterten.

Zuletzt trat auch der österreichische Soldat ein, der Gefangenwärter der Italiener, die auf ihrem Zuge nach Theresienstadt hier einen Halt und Rasttag machten.

Mit Interesse betrachtete ich diese unglücklichen Krieger, die von der Heimath gerissen, von der Niederlage ihrer Brüder dunkle Märchen hörten. Sie hatten wenig Soldatisches an sich, obwohl der Muth aus jedem Auge blitzte. Nur einige waren da, die vor dem Ausbruche der Revolution als Soldaten gedient hatten und diese waren Toskaner und trugen bis auf einige Abweichungen im Czako und im Passepoil die österreichische Uniform mit dem einzigen Unterschiede, daß die blaue Hose hier noch nicht die weiße, welche in früheren Jahren auch der österreichischen Armee eigenthümlich war, verdrängt hatte. Auch die blaßrothen Aufschläge stimmten mit denen der österreichischen Soldaten überein. Einer dieser gedienten Soldaten schleppte sich nur mühsam fort; das bleiche magere Gesicht sprach vom überstandenen Krankenlager, im eingesunkenen Auge las man Wundfiebereleginen. Die anderen Toskaner waren flinke Bursche, die sich rasch und ohne viele Umstände an die Bauernmädchen machten, indem sie ihren Worten und Liebkosungen starken Nachdruck gaben durch funkelnde Zwanziger, die auch ihre Wirkung selten verfehlten.

G.

Das Land des Lebens.

Gedicht von Karl Simrock.

I.

Alexander, jener große wunderbare Griechenheld,
Der im Siegesrausch durchzogen hatte die bekannte Welt,
Völker unerhörter Namen auch in Knechtschaft viel gebracht,
Bis zuletzt das Weltmeer Grenzen setzte seiner Herrschermacht —

Grenzen haßt er doch und Schranken, Ziel noch Ende kennt sein Sinn:
„Länder gibt's noch, säum'ge Diener, warum weist ihr mich nicht hin?
Unfern liegt das Land des Lebens, liegt das schöne Paradies:
Das auch soll mir jetzt gehorchen, Zins entrichten soll auch dies."

Greise warnen ihn vergebens, jauchzend stimmt die Jugend zu,
Und zu neuer letzter Heerfahrt greift der Feind der eignen Ruh,
Wälder wandeln sich in Schiffe und die Tanne prangt als Mast:
Staunend sieht das unbefahrne Ostmeer den verwegnen Gast.

Stürme schickt es bald und Wetter, öffnet seinen tiefen Schlund,
Zieht hinab die besten Segler, thut ihm tausend Schrecken kund.
Ruhig steht er und gebietend wie ein Gott auf letztem Kiel
Und der Fluth entsteigt, gehorsam seinem Wink, das ferne Ziel.

Bald mit wenigen Getreuen fährt er über Berg und Thal,
Streitet Tags mit wilden Thieren, Nachts mit Larven ohne Zahl.
Manchen Jüngling reut der Vorwitz, auch dem Kühnsten sinkt der Muth:
Vorwärts treibt sie Alexander „Heute noch wird Alles gut."

„Gleich erklommen sind die Höhen, jenseits winkt das reiche Land:
Schauet her, ein Garten Gottes, herrlich ist es ausgespannt.
Vier der Ströme seh' ich's wässern, Milch und Honig, sagt man, sei's.
Blut und Leben hat's gekostet; doch wie herrlich ist der Preis!"

Solch ein Anblick mag wohl laben! nieder eilt die kleine Schaar:
Alles Leid ist überstanden und verschwunden die Gefahr.
Kurze Strecke bleibt zu wandern, die nur Ungeduld verlängt;
Doch den Fuß beflügelt Freude, wenn er müd am Boden hängt.

Endlich nahen sie, da hebt sich eine Mauer, wunderbar
Auferbaut aus Edelsteinen und aus Perlen licht und klar.
Immer findet sich kein Ende, keine Thüre fern und nah;
Wie sie wundernd sich berathen, prächtig steht die Thüre da.

Lange rufen sie und pochen, rütteln an der Pforte lang,
Immer übertönt ihr Lärmen drinnen himmlischer Gesang.
Als die Stimmen fern verklingen, tritt ein alter Mann hervor:
„Warum stört ihr unsern Frieden, warum pocht ihr an das Thor?"

Antwort gab ihm ein Verweg'ner: „Laßt das Singen endlich sein,
Zins zu bringen Alexandern: siegreich zieht der Held herein."
„Alexander?" fragt der Alte ernst, „den Namen kenn' ich nicht
Ist's der Engel Gottes Einer, die da gehn in ew'gem Licht?"

„Wie, den großen Alexander kennt ihr nicht, den Göttersohn?
Alle Könige der Erde knieen doch vor seinem Thron.
Denn so weit die Sonne Strahlen sendet über Meer und Land,
Müssen ihm die Völker zinsen, zinst auch ihr ihm unverwandt."

„Zins begehrt ihr ird'schem König, der sich Weg hieher gebahnt.
Groß erscheint wohl seine Kühnheit, größer als ihr selber ahnt.
Wißt, noch ist er ungeboren, welcher euch erwirbt das Heil,
Daß ihr diesem Lande zinsen dürfet nur unsterblich Theil.

„Saget eurem großen König, kännt' er sich, so wär' er groß,
Und bedächt' er wohl der Menschheit unvermeidlich letztes Loos.
Wes verwähnt sich Alexander? Fleisch nur ist er und Gebein.
Daß er des sich stets entsinne, gebt zu Zins ihm diesen Stein.

Köstlich ist er wohl und theuer, nie empfing er reichern Zoll;
Aber schwer ist zu erfragen, was er ihm bedeuten soll,
Großer Frevel wird ihn dünken, so ihm Einer das ersinnt,
Daß der Die bekriegen wollte, die in Gottes Frieden sind."

Also sprach er und in Nebel löste sich der hehre Greis,
Nur der Stein in ihren Händen blieb, der langen Reise Preis.
Auch die Pforte war verschwunden, d'rin er kaum noch sprach und stand,
Aber höher, immer höher hob sich die demantne Wand.

II.

Als daheim nun Alexander in der Fülle ruht der Macht,
Was ihm jener Stein bedeute, ist er ernsten Sinns bedacht.
Immer weilt auf ihm sein Auge, wie vom edlen Glanz berückt;
Weiß er doch auch nicht den schönern in der Krone, die ihn schmückt.

Juweliere sind am Hofe, des Gesteines Kenner, viel:
Alle schauen sie bewundernd dieses Kiesels Glut und Spiel;
Doch wie weit er schick' und frage, Lohn verheißend ungespart,
Niemand kennt nur seinen Namen, Niemand seine Kraft und Art.

Schon verzweifelt zu erkunden was er wüßte gar zu gern,
Hört er sagen, wie ein Jude wohn' in seinem Lande fern,
Hundertjährig, krummgebogen und zu reisen ungeschickt;
Aber nichts ist ihm verborgen, der durch alles Dunkel blickt. —

„Heißt ihn holen! Flechtet Bahren, tragt mir sanft den alten Mann,
Reicher Lohn soll euch erfreuen, bringt ihr ihn gesund heran."
Eilends fuhren schnelle Boten; doch noch mancher Tag verging
Bis der Blick des Königs forschend an des Alten Zügen hing.

„Nicht zu große Weisheit, seh ich, Jude, ward dir zugetraut;
Einen Stein will ich dir zeigen, schönern hast du nie geschaut.
Alles sollst du auch erfahren was mir solchen Schatz verschafft,
Ob du dann erkennen mögest seine Kraft und Eigenschaft.

Gründlich ward es ihm gemeldet und der Stein darnach gezeigt.
Lange prüft ihn erst der Alte, prüft auf's Neue, staunt und schweigt.
Endlich spricht er: „Wohl ist dieser Stein ein Kleinod, solchen Hort
Wähnt' ich auf der Erde nimmer. Aber glaubt nicht meinem Wort:

„Eine Wage heißet bringen, legt den Stein darauf und schaut
Selbst das Wunder; kaum doch weiß ich, ob ihr eignen Augen traut.
Wohl, hier liegt er; in die andre Schale häuft so viel ihr wollt
Rothen Gold's: wie hoch ihr's häufet, immer schwebt empor das Gold.

„Alle seht ihr's, steht betroffen, was der kleine Stein vermag.
Doch ein Wunder, nicht geringer, drängt sich jetzo an den Tag.
Räumt das Gold aus dieser Schale, legt ein wenig Staub hinein,
Und die federleichte Erde schnellt empor den Wunderstein.

„Jetzo schaut ihr seine Schwäche, sahet seine Kraft zuvor:
Ueberwog er alle Schätze, Erde zieht ihn hoch empor.
Eins ist seltsam wie das andre; doch das andre schier noch mehr:
Hat die Erde solche Kräfte? Wiegt der leichte Stein so schwer?

„Lösen soll ich euch das Räthsel, fragend schaut ihr all' mich an,
Was das wunderliche Wunder, dem ihr staunt, bedeuten kann.
Mögt ihr's selber nicht erdenken, merkt, ein Gleichniß soll es sein,
Alexander, deiner selber: selber bist du dieser Stein.

„Sieh, dir dienten alle Schätze, alles Gold ward dir gezinst,
Herrschaft fiel dir unbedingte, grenzenlose zum Gewinnst.
Doch nicht alles Land der Erde, nicht die Welt genügte dir:
Jenseits riß dich ihrer Schranken unersättliche Begier.

„Gold vom Paradies zu heischen hast du thöricht dich erkeckt,
Nach dem Land der Kinder Gottes die vermeßne Hand gestreckt,
Zähl' dir doch zu großer Gnade, daß du leiblich durftest schau'n,
Was im Tod einst zu erwerben Menschen hoffen und vertrau'n.

„Gunst erwies, Der strafen konnte, dank es Gott und deinem Heil,
Statt der Ahnung, diese Mahnung ward dir, Frevler, nur zu Theil:
Dem kein Gold der Welt genügte, wirst der Erde bald zum Raub,
Alle Schätze mußt du lassen, sinken hin, ein Häuflein Staub.

„Also gleichst du diesem Steine, der da schwerer wog als Gold
Und doch leichter als die Asche, die der Mensch der Erde zollt.
Diesen Zoll auch wirst du zahlen, zollt dir jetzt die Erde gleich,
Und nicht weißt du, ob du jemals eingehn wirst zu Gottes Reich.

„Höre drum, was ich dir rathe: Thu' des Uebermuths dich ab
Da nicht mehr dir bleibt auf Erden als zwei Fuß breit für ein Grab.
Wend' auf Gott und deiner Völker Heil den heldenstarken Sinn,
Dann vielleicht wird dir das schöne Himmelsland noch zum Gewinn."

Feuilleton.

— Bei der ersten Jahresverloosung des neuen Kunstvereins, welche am 23. dieses Monats im kleinen Saale des Bürgervereins stattfand, ist ein guter Theil der Hauptgewinne in unsrer Stadt geblieben. So das als Gewinne für die Prämienloose bestimmte Bild von Charles Louis Müller in Paris „die drei Lebensalter"; C. Bennerts „Van Dyck, das Bildniß Carls I. malend"; die Abendlandschaft von August Bromeis in Kassel; Ed. Ihlee's Kopie nach Titian's l'amore sacro e profano; die Hühner von Phil. Leon Couturier; ferner die Genrestücke von Dielmann, A. Goebel und Peter Becker u. a. m. Das liebliche Bildchen von dem Bremer „Kinder-Meyer", dessen Besitz sich namentlich viele Besucherinnen der Ausstellung ersehnten, wandert dagegen nach München; Hasselhorst's Scene aus dem Kaufmann von Venedig kommt nach Mehun, an den Strand der Loire; die Landschaft von unserm Carl Morgenstern (Varenna am Comersee) hat die Fürstin von Erbach-Fürstenau gewonnen, und dem zu Schaumburg residirenden Erzherzog Stephan sind zwei der größten und ausgezeichnetsten Bilder zugefallen: die stimmungsvolle Mondlandschaft von Eduard Schleich in München und die sonnig heitere Idylle von Fritz Voltz. — So hätte denn unser neuer Kunstverein sein erstes Jahr zurückgelegt! Die Berichte, welche wir über seine bisherige Wirksamkeit erhalten, sind durchaus erfreulich. Seit dem ersten Mai d. J., wo der Verein sein Lokal eröffnete, hat er dem Publikum eine Reihe von Kunstwerken vorgeführt, wie man früher hier nicht Gelegenheit hatte, sie zu sehen. Es wurden, außer verschiedenen plastischen Werken, Aquarellen ꝛc. ꝛc. 465 Oelgemälde von ihm ausgestellt, worunter beinahe alle die mannichfaltigen Richtungen der heutigen Malerei eine entsprechende Vertretung gefunden hatten. Der Betrag der an Privatleute verkauften Kunstwerke belief sich auf 10,000 fl., während der Verein selbst für 23,000 fl. Bilder ankaufte und also eine Summe von fl. 33,000 umsetzte. Diese Erfolge versteht man übrigens nur dann vollkommen zu würdigen, wenn man die Chronik der seit den zwanziger Jahren gegründeten deutschen Kunstvereine kennt, wenn man einmal einen Blick in die Rechenschaftsberichte gethan hat. Der 1823 entstandene Münchener Kunstverein, der erste in Deutschland, welcher durch ein lebendiges Kunsttreiben am Ort unterstützt und gehoben wurde, brauchte, zufolge seines Berichts von 1853, volle achtzehn Jahre, ehe er diese Summe erreichte. Der 1850 in Wien errichtete Kunstverein für den gesammten Kaiserstaat, der mächtige Gönner zählt, verwendete im Jahr 1850 bis 1851 nur 28,655 fl. für Kunstzwecke. Eine Vergleichung mit solchen Angaben setzt die Thätigkeit des neuen Instituts erst ins rechte Licht. Möge der „Frankfurter Kunstverein" nur in demselben Maße fortgedeihen, und möge der Vorstand seine Bemühungen, der Kunst einen erweiterten Wirkungskreis zu verschaffen und sie mehr ins öffentliche Leben einzuführen, durch die wachsende Theilnahme des Publikums gekrönt sehen! e.

— Das Motiv zu der in der heutigen Nummer mitgetheilten Legende „das Land des Lebens" von Karl Simrock hat der berühmte Dichter aus dem Alexanderlied vom Pfaffen Lamprecht (Vers 6446 — 7095) entnommen. Die bezügliche Stelle findet man in der Ausgabe von Heinrich Weismann, die als erste Autorität für das reiche Gebiet der vielverzweigten Alexandersage anerkannt ist, im ersten Bande S. 361 — 397. Unserem geehrten Freund und Mitarbeiter verdanken wir die Uebersendung des Gedichts.

— Ein Hirt aus den Apenninen, Namens Piero, hat sich dieser Tage im Théâtre italien zu Paris hören lassen. Der Mann ist blindgeboren, und hat sonach doppelte Wunder verrichtet. Als Blinder ein Hirt werden zu können, ist an sich schon was Merkwürdiges, das nur in den Apenninen und im deutschen Staatsrechte vorkommt. Allein der blinde Hirt gibt auch Concerte auf einem unerhörten Instrument; er bläst dasselbe widerwärtige, gellende klanglose Kinderpfeifchen, das man auf der Frankfurter Messe für einen Groschen kaufen kann, und das die lieben kleinen Buben in so schöne Harmonie mit der Rassel und Kindertrommel bringen, wenn sie Soldatchens spielen. Der Blinde, der nie von Noten, Virtuosen, Opern und Kapellmeistern was gehört hat, (ich wollte zuweilen, wenn ich im Frankfurter Parterre bin, ich könnte dasselbe von mir sagen.) bläst auf diesem lächerlichen Pfeifchen die herrlichsten und ergreifendsten Melodieen, wie die künstlichsten Concertstücke. Paris ist entzückt; Paganini ist erstanden, sagen die Zeitungskritiker, und glauben es sogar selber. Die Frankfurter Intendanz will sich den blinden Piero verschreiben, heißt es in den Zirkeln der Eingeweihten. Sie hat Recht. Piero soll uns was pfeifen, bis wir Jemand finden, der uns was singt. ¦q.

— Mörike's Mozart. Bei den in unserer Stadt beliebten Lesekreisen ist man oft um Auswahl eines anziehenden Werkes, das den Abend mit einer erhebenden Unterhaltung ausfüllen kann, verlegen. Wir können in dieser Beziehung nichts Vortrefflicheres und Mustergiltigeres empfehlen als Eduard Mörike's Novelle: „Mozart auf der Reise nach Prag." Seit Eichendorfs berühmtem „Taugenichts" haben wir kaum eine Prosa-Dichtung von so frischem Geist und auch für das höhere Kunstinteresse werthvollem Gehalte gelesen.

— Nachfolgender Brief Luthers an den König Gustav I. von Schweden hat für uns um deßwillen Interesse, als er einen Frankfurter betrifft, dessen Name wohl längst in seiner Vaterstadt verschollen ist. Der erwähnte Brief lautet: „Gnad ꝛc. Ew. K. Maj. füg ich zu wissen, wie einer, genant Conradus Peutinger, der sich einen Doctor rühmt, das er nie worden ist, allhie in diesen Landen eine Ehefrau hat, mit Namen Catharina Umverdin, vom Adel, gutes Geschlechts, auch etliche Jahr öffentlich bei ihr gewohnt, aber zuletzt von ihr gelaufen, und sie in viele Jahre in Elend und Armuth sitzen lassen: darauf er eine andere genommen, vom Geschlechte eine Köckeritz, hat sich mit aller Schalkheit durch die Lande gedreht, bis er ist bei Ew. K. M. Canzler worden. Nu ist an Ew. K. M. oft geschrieben, von mir selbst auch; uns dünkt aber, er habe die Briefe unterschlagen, und man sagt, er hält sich wie ein Grafe, so er doch nichts mehr als ein Bürger, eines Kürschners Sohn ist zu Frankfurt am Mayn, welches öffentlich die Wahrheit ist. So bittet nu die arme Frau, und ich bitte auch um GOttes willen. Ew. K. Maj. wolten den Buben zurecht bringen, oder helfen, daß die arme Frau von seinen Gutem eine ziemliche Unterhaltung bekomme, wie es billig: denn er hat sie in solch Elend gebracht, daß sie fast mus das Bettelbrot suchen bei ihren Freunden, auch sie schier drückt, von Sinnen kommen ist, von groser Jammer und Leid, so doch die Anzeigung da ist, daß sie eine feine, gesunde, vernünftige Matron ist gewesen. Hienab werden E. K. Maj. ein königlich, christlich gut Werk der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit thun, welches GOtt reichlich vergelten wird: dem ich Ew. K. Maj. mit rechtem treulich hiemit in seine Gnade befehle. Amen. Am Osterabend, 1544. Ew. K. Maj. williger Martinus Luther, D."

— Die eigenthümlichen Charaktere der verschiedenen Weine haben Veranlassung zu einigen merkwürdigen, literarischen Producten gegeben, ich meine die gelehrten Weinbataillen, welche besonders in Frankreich stattgefunden haben. Die merkwürdigste Schlacht ist vielleicht diejenige, welche zur Zeit Ludwig's XIV., zwischen Champagner- und Burgunderwein geliefert wurde. Coffin, Rector an der Universität in Beauvais, kämpfte für den Champagner, und schrieb eine begeisterte lateinische Ode, welche diesem Wein einen vollständigen Sieg über den Burgunder verschaffte, der in einem matten Gedicht von Gréneau vertheidigt wurde. Der Sieger erhielt ein reichliches Quantum des

besungenen Weines zur Belohnung von den Bürgern in Rheims, welche Stadt der Hauptstapelplatz des Champagners ist. Wer unparteiisch genug ist, um auch wissen zu wollen, was gegen den Champagner gesagt werden kann, der mag eine begeisterte Rede in Tieck's Novelle „die Gemälde“ lesen.

— W. Scotts poetische Werke, Deutsch von Alexander Neidhardt. Walter Scott machte bei seinen Zeitgenossen nicht allein als Romanschriftsteller Epoche; schon lange ehe der Waverley des „großen Unbekannten“ die Reihe seiner historischen Romane glänzend eröffnete, war er berühmt als einer der Regeneratoren der romantischen und nationalen Dichtung, gegenüber dem klassisch-französischen Geschmack, welcher England von der Restauration der Stuarts an bis zu Beginn dieses Jahrhunderts beherrschte. Namentlich dichtete er eine Reihe vortrefflicher, auf schottischem oder nordenglischem Boden heimischer Romanzen, das Lied des letzten Minstrel, 1805, Marmion, 1808, das Fräulein vom See, 1810, Rokeby, 1813, und der Herr der Inseln, 1814, welche den entschiedensten Beifall fanden. Rechtzeitig verließ er, dem aufgehenden Gestirn des jungen Byron weichend, dieses Gebiet, um in einem anderen noch größeren Ruhm zu ernten, und dieser Ruhm brachte jene früheren Werke, wenigstens bei dem großen Publikum und im Ausland, fast in Vergessenheit. Zwar wurden die genannten Romanzen mehrfach in's Deutsche übertragen allein nie mit Rücksicht auf ihre Popularisirung bei einem größeren Publikum, und so hat denn die vorliegende Uebersetzung das Verdienst, in sehr gefälliger Form diesen schwierigen, allein auch dankbaren Versuch zuerst gemacht zu haben. Herr Neidhardt ist Autodidakt in diesem Fache, das merkt man aus manchen Härten und Ecken seiner Bearbeitung, aus der unmotivirten Beibehaltung des männlichen Endreims und anderem deutlich heraus, allein er besitzt dafür auch eine Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung, ein inniges und tiefes Verständniß des Originals, namentlich der Naturschilderungen, welche jene Mängel bei Weitem aufwiegen und äußerst ansprechend wirken. Dem poetischen Interesse dieser Gedichte an sich steht die Uebertragung möglichst würdig zur Seite, und es ist zu wünschen, daß die noch ausstehenden Romanzen, namentlich der höchst interessante Marmion, bald folgen mögen. B.

Bühnenschau.

Frankfurt, 25. December.

Weihnacht, das hohe Fest ist heut,
Wo Groß und Klein sich gerne freut;
Wo Jeder, gebend und begabt,
Am Schenken sich und Nehmen labt.
Nun ist ein gutes Bürgerkind,
Das wenig Freud im Hause findt:
Ihm wird ein schlechter Tisch gedeckt,
Ein dürres Reis darauf gestreckt,
Talglichter trüb daran gesteckt;
Und Schimmelbrod ist sein Confekt.
Dem Kinde geht es halt nicht gut!
Sein Vormund war von dickem Blut,
War Alles halb zu thun gewohnt;
Und sein Gehirn ward sehr geschont. —
Das Kind läuft fort, tappt in dem Schnee
Die Straßen durch; ihm wird gar weh,
Da in ein reiches Haus hinein
Es blickt und sieht den Lichterschein,
Der rings den Tannenbaum umkränzt,
Auf reiche Gaben niederglänzt.
Was sich das arme Kind im Traum
Noch je gewünscht, hängt dort am Baum.
Da fühlt es zwier sein eigen Leid,
Fühlt auf die reichen Kinder Neid,
Bis es den Vormund gar verhöhnt,
Der ihm das Elend angewöhnt.
O Vormund! fragt's mit bösem Spott,
Bist du mit meinem Geld bankrott,
Daß mir ein schlechter Tisch gedeckt,
Ein dürres Reis darauf gestreckt,
Ein Licht von Talg wird angesteckt,
Und Schimmelbrod ist mein Confekt?
— Und als das Kind nun kehrt nach Haus,
Da bricht ein Sturm des Zornes aus,
Wirft um den Tisch, daß er zerbricht,
Löscht aus ein jedes trübe Licht,
Und schont das Schimmelbrod auch nicht,
Und streut und wirft es nach Gebühr
Den Hühnern auf dem Hofe für.

Ein Hörer fragt:

Und was soll diese dumme Fabel?

Ein Leser antwortet:

'S ist eine nützliche Parabel.
Im Weihnachtsfest ist, wie mir scheint,
Das Fest der Bühnenkunst gemeint.
Das Kind, das in der heil'gen Nacht
Vom Vormund ward so arm bedacht,
Und sah das Fest bei klügern Leuten,
Mag wohl ein Publikum bedeuten.
Doch ob dies in vergangnen Tagen,
Ob sich's in unsern zugetragen,
Und wer die klügern Leute sind,
Und wo das vielgeplagte Kind
Und wo der Vormund ist zu Haus,
Das bring ich heut noch nicht heraus.

(27. December.) Fiesco, von Schiller, und Fiasco von verschiedenen Verschworenen, Republikanern, Gräfinnen und Zofen. Welch ein Verrina! er fuhr in einem Triumph-Leiterwagen rasselnd über einen Steinweg von lauter schnarrenden und knarrenden Rrrr dahin. Dabei deklamirte er nach einer selbsterfundenen Melodie, deren einziger Fehler keineswegs der Umstand war, daß sie sich ewig um sich selbst drehte, gleich dem Rundreim aus Eduard und Kunigunde. Gianettino Doria war sein ebenbürtiger Bühnenbruder, und knurrte seine Rolle nach einer ähnlichen Melodie. Er war noch weit abgeschmackter, gliederpuppiger, renommistischer, widerwärtiger, als Schiller ihn gezeichnet; und das will doch unendlich viel sagen. Gianettino war eine Kunstmerkwürdigkeit: wie kann Ein und derselbe Schauspieler die Eine Rolle so richtig und verständig auffassen, in der anderen aber unter den Gefrierpunkt fallen, wo das Erträgliche aufhört und das Unleidliche anfängt? Es ist nicht zu begreifen; aber es ist so. — Diese beiden edlen Genueser trugen heute den ersten Preis im Turnier der Lächerlichkeit davon. Den zweiten verdiente Donna Julia Imperiali, die Gräfin, eine „Dame von fünfundzwanzig Jahren, groß und voll, stolze Kokette; Schönheit, verdorben durch Bizarrerie; blendend und nicht gefallend; im Gesicht ein böser moquanter Charakter“. So zeichnet sie Schiller auf seinem Theaterzettel; und die Darstellerin that mit Hülfe der Natur und ohne Hülfe der Kunst das Möglichste, um das Porträt von Schillers Hand nicht zu kopiren. Ich kann ihr das Zeugniß nicht versagen, daß sie nicht stolz und nicht kokett, in ihrer äußeren Erscheinung nicht durch Bizarrerie verdorben, daß sie nicht moquant noch bösartig war; vielmehr sah man der Gräfin an, daß sie eine recht brave Person sei, die nur wider Willen und auf höheren Befehl der Intendanz sich verstellen mußte. Für Fräulein Janauschek wäre die Rolle der Imperiali wie geschaffen; statt dessen spielte sie die Leonore, und mußte demnach „achtzehn Jahr alt, fein und empfindsam, voll schwärmerischer Melancholie“ sein; — eine blaß angekränkelte, halb schwindsüchtige Empfindlerin! Wen trifft hier die Schuld

„in dieser Umkehr der Bestimmung?“

die Künstlerin oder den Künstlerhirt Agamemnon? Ich bescheide mich, dies wie Anders aus der höheren Politik nicht zu wissen.

Das Beste thaten Herr Schwarz als Mohr, — ein gemeiner Schurke von der herrlichsten Art, jeder Zoll ein Schurke und jede Miene eine köstliche Gemeinheit! — und Fiesco, nämlich Herr Kökert. Ja, Herr Kökert selbst:

„Ja, es ist wahr; es ist wirklich wahr: man hat mir's geschrieben, —
Rief das Publikum aus, als es die Kunde vernahm.“

Herr Kökert wußte die studentische Bramarbasirerei des Schiller'schen Helden zu mäßigen und zu mildern: kein geringes Verdienst. Ganz vortrefflich trug er den aufhorchenden Bürgern Genua's die Parabel vom Reich der Thiere vor; aber die Zuhörer vor der Bühne hatten für den Künstler kein so richtiges Verständniß mitgebracht, als die Hörer auf der Bühne für den Fiesco. O altes Frankfurter Publikum! wo bist du hin? sonst warst du ein guter Gärtner, der ein duftiges, ob auch kleines Blümchen mitten aus dem gewöhnlichen Unkraut des Feldes mit raschem Finger herauszugreifen wußte. O mein liebes altes Publikum! bist du dahin gegangen, wohin die alten Künstler und die alte Kunst? Quintus Fixlein.

Druckfehler-Berichtigung.

In der vorigen Nummer Seite 94, erste Spalte, Zeile 1 von oben lese man statt Regungen — Segnungen.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.